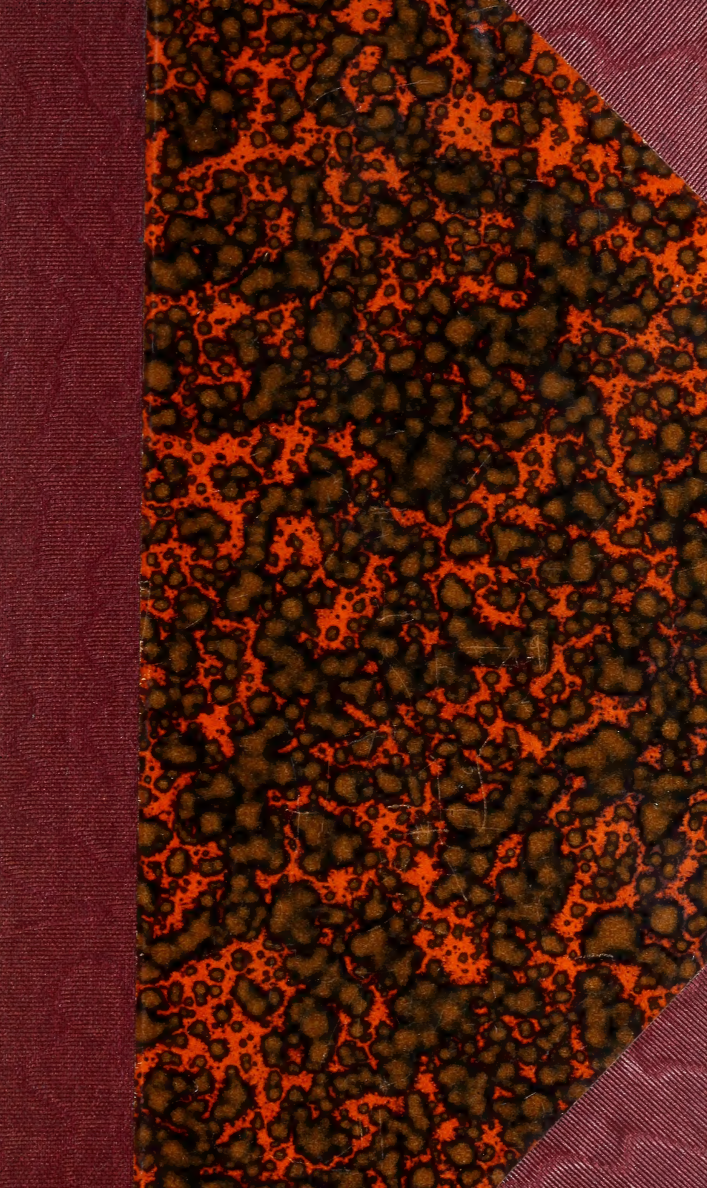


Ps. für
Karl Ludwig Häberlin

Das



Haus Braganza

(von 1807 — 1832.)

Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen

von

H. E. R. Belani.

Erste Abtheilung.

Dom João VI. und sein Hof.

Erster Theil.

Leipzig, 1839.
Verlag von August Taubert.

Dom João VI.

und

sein Hof.

Historisch-romantisches Gemälde

aus der neueren Geschichte

Portugals und Brasiliens

von

H. E. R. Belani.

Erster Theil.

Leipzig, 1839.
Verlag von August Taubert.

Zueignung.

Lissabon im Januar 1833.

Für Euch, Ihr Theuren in Deutschland, diese Memoiren über meinen Aufenthalt in Portugal und Brasilien, in den für beide Länder so verhängnißvollen Entwickelungsjahren von 1807 bis 1832.

Auch für Dich, meine unvergeßliche Freundin — die ich ohne Hoffnung liebte und noch liebe wie damals — die ich floh, weil ihr Rang, so schwindelnd hoch über dem meinigen stehend, dem armen Musiklehrer keine Hoffnung ließ, jemals der Ihrige zu werden.

Seitdem sind viele Jahre verronnen — meine Verhältnisse sind glänzender geworden und haben sich, wie ich nun zu Gott hoffe, wieder fester begründet. — Aber wie ist es mit Dir? Zurückzukehren nach Deutschland wage ich nicht, aus Furcht, Dich als ein Opfer der Convenienz und des strengen Willens Deines Vaters vermählt zu sehen. Nicht

einmal nach Dir mich zu erkundigen habe ich gewagt — aus Besorgniß der so mühsam errungenen Ruhe der Seele wieder los und ledig zu werden. Ach .... doch wozu seufzen? — wozu mich aussprechen über das Gefühl meiner einzigen Liebe, die mich durch das ganze Leben — ohne Hoffnungsstern — geleiten zu wollen scheint! — Wer nicht mehr hofft, kann auch nicht mehr wünschen — — genug davon.

Ihr wißt, daß ich eines Morgens aus Eurer Mitte verschwunden war und nichts mitgenommen hatte, als meine liebe Cremoneser Geige, das theure Vermächtniß meines kunstsinnigen Vaters — — Es war meinem Gefühle genug gewesen, als Du mir, meine herrliche Amalia, in jener unvergeßlichen Nacht in Eurem Schloßgarten entdeckt hattest, daß Dein Vater auf eine standesmäßige Vermählung mit dem Prinzen * * * dringe. Ach — da war es gebrochen, dieses mein armes weiches Herz — ich konnte und durfte Deinem Glücke, Deiner hohen Bestimmung nicht länger entgegenstehen — O Gott — es war eine unbeschreibliche Härte vom Schicksal — aber konnte ich anders? — Wollte ich nicht ein schlechter Mensch sein, der, um seinen Leidenschaften zu fröhnen, das Glück

seiner hohen Geliebten, den häuslichen Frieden einer erhabenen Fürstenfamilie leichtsinnig und selbstsüchtig aufs Spiel setzen konnte — so mußte ich meine letzte Seelenkraft zusammenraffen, Euch alle verlassen, und zwar heimlich — sonst hätte Eure Liebe meine Kraft gebrochen und mich zurückgehalten. — Ich durfte Euch nicht schreiben, mein Herz wäre in Thränen zerflossen und hätte die Eurigen erweicht — ich durfte ja auch wohl Eurem Zartgefühl zutrauen, daß Ihr die Beweggründe meines Verschwindens herausfühlen würdet, und so ging ich denn, in Gottes Namen, ohne Scheidegruß und Kuß, und meine Geige weinte aus meinen unendlichen Schmerz in den Concertsälen von Wien, Mailand, Paris, London und Madrid — und da hatte mich endlich der Ruf von der Capelle, die der Regent von Portugal Dom João VI. mit verschwenderischer Freigebigkeit zu begründen suchte — mit Gold und Empfehlungsbriefen reichlich versehen — hierher gelockt, in dieses Land der Orangenhaine und Myrtengebüsche — unter den azurblauen Himmel von Lusitanien, den einst Camoens besang.

Doch nichts mehr von mir selbst. Ich will Euch nicht schildern, wie ich hier lebte, dachte und fühlte

— denn das Eine ist mir klar geworden, daß ich mein schönes Recht, der Eurige zu sein, aufgegeben habe. Ich bin dessen nicht unwürdig geworden; aber ich habe mich selbst verbannt aus Euren magisch theuren Kreisen — ich gehöre der Welt, und von den Weltereignissen, die ich erlebte, will ich erzählen.

Die Geschichte Portugals in den letzten fünfundzwanzig Jahren — (Gott, schon über ein Viertel-Jahrhundert, seitdem ich meine hohe Amalia nicht sah, und doch lebe ich noch und fühle noch wie damals am letzten Grenzsteine meines kleinen Heimathlandes!) — ja, diese Geschichte des lusitanischen Gartens, am äußersten Südwestende von Europa, bildet für sich schon ein Drama von der höchsten Bedeutung.

Portugal, dieses versteinerte Mittelalter, mit seinen veralteten Institutionen, seinen Mönchen und Aristokraten, zerrüttet durch die schlechteste Verwaltung, die man sich nur denken kann, vom Zeitgeist angemahnt, hat seinen Entwickelungskampf begonnen, der bis jetzt wohl nur noch im ersten Stadium beendet ist; aber noch ist Portugal nicht reif für die freisinnige Verfassung Dom Pedro's — diese selbst nur auf Theorien gebaut, nicht auf den Volkscharakter berechnet — — wer weiß . . . .

Auch Brasilien — das ungeheure Reich der Urwaldungen, Botokuden, Cakaopflanzer und Negersklaven, diese große, schlechtverwaltete Colonie des kleinen Portugals, hat seinen revolutionairen Entwickelungskampf angefangen. Auch Brasiliens Zukunft liegt im Dunkel und im Argen . . . . . .

Doch ich wollte ja nicht politisiren. Aber in diesem doppelten Völkerdrama spielt eine Regentenfamilie, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Zeit gehört, ihre Hauptrolle.

Es erscheinen darin die bigotte und wahnsinnige Königin Donna Maria I., der mönchisch erzogene, charakterschwache, mißtrauische und doch wohlwollende Prinzregent, nachmaliger König, Dom João VI., dessen intrigante, frömmelnde und ausschweifende Gemahlin, Donna Carlotta, ihre acht Kinder, unter welchen die feindlichen Brüder, Dom Miguel und Dom Pedro, mit ihrem unversöhnlichen Bruderzwist den Mittelpunkt dieser meiner Denkwürdigkeiten bilden.

Stoff zum Nachdenken über Völkerglück und Regententugenden! —

Was die Völkerwohlfahrt betrifft, so zeigt Portugals und Brasiliens neuere Geschichte, daß freisinnige Verfassungen kein Heil bringen, wo der

Same der Freiheit nicht in guten, dafür vorbereiteten Boden fällt; oder, ohne Bild: daß Völker, die noch nicht gereift sind für politische Freiheit, diese empfangen wie die Kinder das Feuer, indem sie sich daran verbrennen.

Und jener Bruderstreit enthält den Kampf des guten mit dem bösen Princip — Dom Pedro und Dom Miguel — der edle dieser Brüder siegt über den meineidigen Thronräuber; aber sein Sieg hat noch keine dauernde, völkerbeglückende Frucht getragen. — Sein Wille war gut und edel — ihm fehlte es nicht an Muth und feuriger Thatkraft; allein an Umsicht, Ruhe, Besonnenheit und Menschenkenntniß, ohne welche keine Regententugenden heilbringend sind.

Portugal, dieser wundervolle Garten von Europa — jetzt über zwei Drittel verödet und unfruchtbar — das Volk der Portugiesen, einst die kühnsten Weltumsegler, unbesiegliche Krieger, welches die Mauren aus ihrer achthundertjährigen Heimath vertrieben und in Indien und Brasilien, auf den Azoren und der Ost- und Westküste von Afrika Reiche erobert hat, die größer sind als Europa — was ist nun aus diesem Volke geworden? —

wo sind seine Helden und Seefahrer und deren Sänger geblieben? —

Lissabons Hafenbucht — die schönste der Welt, vereinigte einst alle Handelsflotten von Europa? — was ist sie nun? — eine Niederlage für das englische Handelsmonopol! — Portugal, eine englische Provinz — später ein Schauplatz von Intriguen und Parteikämpfen.

Portugal und sein Volk sind durch eine lange Reihe unfähiger Regenten zerrüttet. — Es ist krank geworden zum Sterben an schlechter Ministerwirthschaft und ist geistesschwach geworden unter mönchischem Geistesdruck. Nun regt sich wieder hoffnungsvolles Leben, aber wird es zur vollen Jugendfrische einer politischen Wiedergeburt erwachen? — Die Zeit wird es lehren.

Doch auf diesem geschichtlichen Hintergrunde bewegt sich wärmeres Leben fühlender Menschen, die von den großen Ereignissen, welche ich als Augenzeuge erzähle — wie ein Spielball eines übermächtigen Geschickes hin- und hergeworfen werden und am Ende eines drangsalvollen Lebens dennoch ihr Ziel erreichen.

Indem ich diese Ereignisse schildere, suche ich Ruhe für mein Herz.

Amalia — Geliebte — und Ihr lieben Vertrauten meiner Schmerzen — leset meine Denkwürdigkeiten aus Portugal, und wenn sich Euch Wehmuth durch das Herz schleichen will, leset diese Geschichte — es ist eine tragische Wehmuth darin, welche — gebe Gott! — die Eurige mildern wird. —

Erste Aufzeichnung.

Ausflug nach Cintra und Maffra. — Bild eines Frühlingsmorgens in Lisbõa. — Der Mercadeiro contrebandista. — Master Bridgwell und Senhor Sebastião. — Das Lustschloß Queluz. — Rückblick auf die Geschichte der wahnsinnigen Königin Donna Maria I. — Ministerwirthschaft unter Dom João VI. — Dessen Geschichte und Charakteristik. — Dom Miguel. — Die Condeça und ihr Kind. — Das Schloß Romalão. — Der Günstling der Prinzessin Carlotta. — Entführung der kleinen Mariquitaha. — Die Prinzessin Carlotta. — Weg nach Cintra. — Ansicht der Serra von Cintra. — Stadt und Schloß. — Gefängniß und Gefangene. — Geschichte des Conde von Lavradio. — Die wahnsinnige Königin. — Weg nach Maffra. — Ansicht der Gegend, Stadt und des Klosterpalastes. — Der Prinzregent. — Rückkehr nach Lissabon.

Lissabon im April 1807.

Mein erster Ausflug nach Cintra und Maffra — von dem ich so eben zurückkehre, hat die tiefsten Eindrücke in meiner Seele zurückgelassen.

Kann irgend etwas Gemüthsleiden mildern, so ist es die Anschauung der Welt und des Lebens.

Ich habe die unglückliche Königsfamilie gesehen,

in der Zerrissenheit ihres verkümmerten Daseins, der Seltsamkeit ihrer Charaktere, ihrer wunderlichen Persönlichkeit — und eine tiefe Ahnung eines sturm- und drangvollen Lebens, das auf sie hereinbrechen wird, hat mich ergriffen. — Ich habe einen Blick in Portugals große Vergangenheit und dessen trostlose Zukunft geworfen und fühle das Pulsiren des Weltgeistes, der diese ungeheure Zerrüttung eines von der Natur so reichbegabten Landes unmöglich noch lange mit ansehen kann; — ich habe Lisbõa — wie die Portugiesen ihre schöne Hügelstadt am silbernen Tejostrome nennen — im Rosenlichte eines entzückenden Frühlingsmorgens gesehen, habe die reizende Serra von Cintra durchwandert und bin bis zu der prachtvollen Einöde des riesigen Klosterpalastes von Maffra gedrungen; aber aufrichtig gestanden — alle poëtische Entzückung hat mich mit einem unaussprechlichen Wehmuthsgefühl angehaucht — Alles trägt hier den Charakter des Veralteten, Verfallenseins und einer trostlosen Verödung. — Und diese Sitten, so altväterisch, so ehrwürdig und kindlich zugleich — so ernst und so komisch — mit einem Wort: in diesem Lande der Contraste ist jeder Zoll eine Merkwürdigkeit — jede Seltsamkeit ein Keim zu großen Ereignissen.

Doch genug der Reflectionen — hier die Erzählung selbst. — Besorgt nicht, daß ich Euch eine poëtisch-pathetische, malerische Reise liefere; aber verlangt auch nicht, daß ich meine Brust verschließe den gewaltigen Eindrücken, welche, unter den angedeuteten Verhältnissen und Umständen, eine paradiesische Natur unter einem wahrhaft himmlischen Himmel auf mein für alles Edle und Schöne so empfängliches Gemüth machen mußte. —

Ich übergehe den von so Vielen bereits geschilderten ersten Eindruck der Ansicht von Lisbõa. Reisende, wie ich — die im Beginn des Monats April — also des portugiesischen Frühlings — aus dem kalten nebelvollen England, nach einer eintönigen Fahrt über die grauen Meereswogen hin, auf einmal dieses wundervolle Panorama erblicken, müssen glauben, aus dem Tartarus nach Elysium versetzt zu sein.

Doch ich würde nicht enden, wollte ich mich jedem Eindrucke hingeben und Alles schildern, was meine Seele bewegt hat. Ich werde mich zusammennehmen, um nur zu erzählen, wie ich diese merkwürdige Königsfamilie, dieses Land und dieses Volk in ihren gegenseitigen Beziehungen gefunden habe.

Und dann darf ich auch der schönen Frau nicht unerwähnt lassen, deren unglückliche Lebensschicksale mich lebhaft zu interessiren beginnen.

Es war am zehnten April, also fünf Tage nach meiner Ankunft in Lisbõa, als ich in Begleitung eines Portugiesen und eines Engländers die erwähnte Reise antrat.

Noch war es der günstigste Zeitpunkt, um den portugiesischen Frühling in seiner bezaubernden Wirkung genießen zu können; wenige Tage später vielleicht und die Gluth der Sonne würde dieser Reise allen Reiz benommen haben. Jetzt aber — welch ein Himmel, welch ein blendender Glanz im reinsten Blau der Luft — kein Gedanke nur an den Schatten eines Wolkenflöckchens — ein Meer der Unendlichkeit, in welches sich das Auge vertiefte und die Seele ergoß. Diese Milde und Weichheit der Luft gewährt dem Gefühl eine Wonne, die sich mit Worten nicht beschreiben läßt — die Seele badet sich im Duft einer Athmosphäre, die vom früheſten Morgen bis zum spätesten Abend ungetrübt bleibt. — Alle — auch die weitesten Fernen erscheinen in einer so wunderbaren Klarheit, daß,

von der Höhe des **Campo Santa Clàra** aus betrachtet — (von wo ich an jenem entzückenden Morgen ausging, um unten auf der **Praça dos Romulares** die unserer harrenden **Burriqueiros** mit ihren Thieren aus Cintra zu finden) — der schöne Kranz der fernen Gebirge von Santara und Villa Franca, die rauhen Arabidos mit ihren zackigen, noch mit Schnee bedeckten Felsenkronen, und die Festung Palmella auf ihrer luftigen Höhe jenseits des Tejo, wie ein zartes Miniaturbild dem Auge näher gerückt erschienen. Dort ein Landsee in der Tiefe, überall von grünen Bergen, kleinen Städten und Dörfern eingefaßt — das sogenannte kleine Meer, welches oberhalb Lissabons eine tiefeingeschnittene Bucht des Tejo bildet — o seht, wie es sich sonnt im Morgenlicht, so zart und niedlich, wie der Toilettenspiegel einer ahnenden Braut. — Eben so klar erschienen auch die Umrisse der tief unter meinem Standpunkt sich erhebenden unermeßlichen Häusergruppen, Klöster und Paläste, — und dort unten auf dem breiten Tejo die hunderte ruhender Schiffe, die tausende schaukelnder Barken, mit ihren noch schlafenden Barqueiros, und drüben, auf dem andern Tejoufer, die belebte Felsenhöhe von Almeida, mit ihren Forts und düsteren Städt-

chen, umgeben von freundlichen Quintas, deren weißes Gemäuer wie eine zarte Perlenstickerei aus dem Sammet des dunkelgrünen Orangenlaubes ihrer Umgebungen hervorblitzte — und nun, wohin das Auge sich wendete, ringsum in der Nähe die Fülle einer tropischen Vegetation, mit allen Reizen eines europäischen Frühlingsmorgens gepaart — dort Orangengebüsch mit Früchten und Blüthen, und eine Prachtfülle von Centifolien, so schwellend und reich, wie man sie in keinem andern Theile von Europa zu sehen bekommt, überragen alle Gartenmauern; Kaktusgewächse mit glänzenden Blumen und Gehänge von blühenden Lianen oder Weinlaub quellen aus allen Mauerritzen hervor — alle die malerischen Klosterruinen, überhaupt die zahlreichen Trümmern der seit dem Erdbeben eingestürzten und noch nicht wieder aufgebauten Paläste oder Hütten erscheinen belebt von der üppigsten Pflanzenwelt, die überall sich einnistet, wo der Mensch seinen Fuß zurückzieht. Dort — die Federbüschel einer Palme baden sich in blauer Luft — die Schwerter der Aloe strecken sich schirmend über ein zartes Resedagenište, welches mit dem Arom der Orangenblüthen, der Centifolien und Myrtengebüsche die schmeichelnden Morgenlüfte durchdringt, die über die Arka-

den des Aquäducts von Alcantara von den blauen Gebirgszügen am fernen Horizonte daher wehen.

Aber so wie ich durch die engen Travessas*) in die tiefer belegenen Stadttheile herabstieg, war das Arom dieses lusitanischen Himmels, durch die bösen Dünste, welche die Unreinlichkeit einer trägen Bevölkerung erregt, geschwängert, und hier begann das Tagesleben von Lisbõa so eigenthümlich, malerisch und poëtisch zugleich, wie es keine andere Stadt auf der Welt aufzuweisen haben möchte.

Zigeunerartige Banden regten sich im Dunkel der Souterrains einsamer Paläste. Wilde, markirte Gesichter, halb nackte, schwarzbraune Gestalten, Männer, Weiber und Kinder sah man durch die Oeffnung dieser Kellergewölbe sich zu ihrem Tagewerk rüsten, das nur im Faullenzen und Siestahalten zu bestehen scheint. Das waren die Horden einer erblichen Dienerschaar, die man in großen Häusern, in weiten verschossenen Livreen mit verblindeten Goldborten galonnirt, auf den Treppen und in den Vorhallen bei feierlichen Gelegenheiten aufgestellt findet. Weiterhin, wo die seit dem Erd-

*) Querstraßen von Lissabon, die meistens steil von den Bergen herabgehen.

beben neuerbauten Ruas, Caes, und Praças*) ihre langen Linien hoher Häuser dahinstrecken, hört man schon das Gekreisch zahlloser Papageien aus ihren Käfigen in den geöffneten Fenstern, das melancholische Agoa-Rufen**) der fleißigen Gallejos, welche vor Tage schon die öffentlichen Fontainen belagern, um die müßige Dienerschaft großer Häuser und die eben so träge sonstige Bewölkerung von Lisbõa mit diesem krystallreinen Nektar der südlichen Länder zu versorgen. Während unter den Portalen der Kirchen oder Paläste, auf den Ballustraden der Kais oder den Treppen der Travessas jene schwarzbraunen zerlumpten Bettlergestalten sich regen, wie sie nur der milde Hauch des Südens als eine so malerische Staffage in ihre sonnenhellen Städtebilder hinzeichnen kann, hört man oben in der Luft das Klirren kleiner silbernen Kettchen, an denen jene zierlichen, kleinen brasilianischen Affen — Sapajou genannt — welche die Lieblinge der portugiesischen Damenwelt sind, auf den meistens zart und schön gegitterten Balkons, die vor der ganzen Breite der höheren Etagen dieser meistens gleichförmigen Häuser sich hinziehen, mit komischer Leichtigkeit hin- und

*) Straßen, Kais und Plätze.

**) Wasserrufen der gallicischen Wasserträger.

herspringen. — Schaaren von herrenlosen Hunden — grau von Staub, mager und schäbig, ziehen heulend durch die noch stilleren Nebenstraßen — gleich Rittern von der traurigen Gestalt, die um einen vom Bettler abgenagten Knochen zu fahnden, mit dem Muth des Heißhungers auf Abenteuer ausgehen. —

Doch das nun weiter erwachende Straßenleben zu schildern, will ich andern Federn überlassen*). Dieses Gewühl von algarvischen Barqueiros, Matrosen aller Nationen, lasttragenden Gallejos auf den Caes und den Hauptplätzen am Strande — der **Praça do Commercio**, der **Praça de Romulares** u. a. — diese Neger und Mulatten, welche allein schon in ihrer Unzahl genügen würden, um Lissabon ein halb afrikanisches Ansehen zu geben, — diese grau-, schwarz- und braungekleideten Mönche mit und ohne Bärte, beschuhet und baarfuß, mit Hüten oder glatzköpfig**) — diese rothgekleideten, mit grünen Kragen versehenen muthwilligen Chorknaben, Kirchendiener oder geistlichen Bettler —

---

*) Man sehe: „Der Premierminister," von dem Verfasser dieses Werkes, im ersten Theile, wo sich eine ausführliche Schilderung des Straßenlebens von Lisbõa findet, die auch in den „Phönix" überging.

**) Die dem heutigen Straßenleben — nach Aufhebung der Klöster — fehlen.

diese Leichenwagen auf zwei Rädern, oft im Trabe fahrend, auf welchen Priester, mit geweihten Wachskerzen in den Händen, den offenen Sarg quer vor sich stehen haben — diese pfeifenden Ochsenkarren, deren undurchbrochene Klotzräder an Homer's Zeiten erinnern — diese zur Frühmesse trippelnden Frauen und Mädchen, oft mit einem paarweis gehenden Gefolge vieler nicht selten erst für solchen Ausgang gemietheten Dienerinnen — Alles zierliche Gestalten, mit dunklen Gesichtszügen, die, bis auf die wunderbar glänzenden Augen, in rothe oder grüne Camelotmäntel und weiße dreieckte Kopftücher, mit hinten herabhängenden Zipfeln, gehüllt sind — diese Knaben, wie kleine Hottentotten, halb nackt und dunkelbraun, die am Feuer hockend irgend ein Thierchen, eine Maus oder einen Frosch, zu braten scheinen — diese Processionen rothgekleideter Geistlichen, welche Kirchenfahnen tragen, gefolgt von den in Säcke, worein Augenlöcher geschnitten, gehüllten Brüderschaften — diese stolzen andalusischen Tabuletkrämer (**Mercadeiros**) in ihrer reichen altspanischen Tracht, oft vorausreitend einem langen hochbepackten und befiederten Maulthierzuge, dessen Nahen schon von fern her durch das Läuten ihrer Glocken und das sonore Geschrei

ihrer schwarzbraunen Harrieiros angekündigt wird — diese Herden von Ziegen oder einzelne Kühe, geführt von halb wilden Hirten, so schaurige Salvatorrosa-Figuren, daß man ihnen wohl nicht mit Unrecht die Mehrzahl der in und um Lissabon abendlich vorfallende Mordthaten zuschreiben möchte, welche, im seltsamen Contrast gegen dieses nächtliche Blutgeschäft, die Stadt mit der milden Nahrung der Säuglinge versorgen. Diese Hirten aus Tibull's und Anakreon's Idyllen sieht man dort ihre Ziegen oder eine Kuh melken vor der Thür eines Palastes, dessen baarfüßige Diener für einige Vietem*) Milch verlangen — und hochbeinige Puter irren in langen Zügen unsicher und kollernd durch all dieses Getreibe und Gewirr, welches ein Getöse und Gerufe bildet, das ohrbetäubend und sinnverwirrend genannt werden könnte und doch harmonisch begleitet wird — wie das Weltgetön durch die Sphärenharmonie der Dichter — von dem unaufhörlichen Geläute und Gebimmel der zahllosen Kirchen- und Klosterglocken, die von allen Höhen herab sich vernehmen lassen, indem sie die Gläubigen zur Messe rufen.

*) Kleine Geldmünze.

Der Eindruck, den das Alles auf das Gemüth macht, läßt sich mit nichts beschreiben, als mit dem Gleichniß, welches Lissabon eine schöne Elegie nennen würde. — Doch woran es liegt, kann ich nicht sagen; aber selbst die Freude scheint hier nicht ohne ein schmerzliches Lächeln zu sein, und gewiß in jeden Wonnebecher fällt irgend eine Wehmuthsthräne.

Auf der **Praça de Romulares** hatten wir die Burrhinos aus Cintra gefunden, die an jedem Morgen von ihren Treibern — wie von Berlin die Charlottenburger Wagen — auf Speculation hier aufgestellt werden, denn Cintra wird oft das portugiesische Tivoli genannt, welches kein Fremder unbesucht lassen darf, wenn er nicht für einen Barbaren gelten will, der in Portugal gewesen und sein Paradies nicht gesehen hat. Ueberhaupt giebt es dorthin so viel Verkehr, als in einem Lande, wo man Lustreisen für eine Beschwerniß hält und wo das auch wirklich der Fall ist, nur immer möglich ist. — Vier königliche Schlösser: Queluz, Romulares, Cintra und der Klosterpalast von Maffra, liegen auf dieser Straße, eine Menge Quintas der reichsten Familien in Lissabon schmücken mit

ihren Orangengärten und Weingeländen die schönen Thäler von Alcantara, Luminar und Colares, so wie die reizende Serra*) von Cintra; gleichwohl führt keine gute fahrbare Straße dorthin, und wer sein Leben nicht auf diesen Klippendämmen voll tiefer Löcher einer jener zweiräderigen, von Maulthieren gezogenen altmodigen Verdeckchaisen — die man dort Seja nennt — wie sie in Lissabon die Stellen der Fiakers und Equipagen vertreten — anvertrauen will, muß sich der Muli, oder auch jener Reitthiere bedienen, die Ritter **Dom Quixote de Collibrados** zu stolz gewesen sein würde zu besteigen, welche indeß sein Knappe Sancho Pansa so wenig verschmähte wie Vater Silen, der betrunkene Diener des Bacchus. — Die Maulthiere hat jedoch der portugiesische Ungeschmack, welcher überall, wo es nur möglich ist, in diesem melancholischen Lande das Schöne verdirbt, zur Hälfte geschoren; ein breites Packkissen mit darüber gelegtem Fell dient für Geübtere zum bequemen Quersattel, sogenannte Alabradas, oder ein hochbauschiger maurischer Sattel mit kastenartigem Steigbügel zum cavalièren Reiten; doch wähne Niemand, daß

*) Gebirgszug (im Spanischen: Sierra genannt).

er als der Reiter des Thiers auch das Recht gewinne, sein Herr zu sein; alle Reiterkünste, wie Sporen, Zügel und Peitsche, würden hier vergebens verschwendet werden, um den Eigensinn dieser Maulthiere zu beugen. Nur das Geschrei und der Stachel der baarbeinigen Burriqueiros oder Arrieiros — ihr helltönendes **Arra-Mulo**! — bringt diese störrigen Thiere in eine Bewegung, welche der Reiter weder zu hemmen noch zu leiten vermag. — In der That ist man so völlig in die Discretion dieser schlagenden oder beißenden oder nach Belieben sich niederwerfenden Bestien gegeben, daß, wenn nicht auf den halsbrechendsten Wegen ihr Tritt so fest und sicher wäre und nicht die hübschen Burschen, mit ihren nackten Beinen, tausend Knöpfen an ihren kurzen braunen Jacken und Beinkleidern, dem rothen Leibgurte und der gleichfarbigen Zipfelmütze auf dem schwarzen Wollkopf, so viel gutmüthige Jovialität in ihren braungelben Gesichtszügen verriethen, man eher sich dem Teufel als solchem portugiesischen Mulo zu einer Lustreise nach Cintra anvertrauen möchte. Bequemer und eleganter, aber fast eben so schwer zu leiten sind die meistens schwarzen portugiesischen Esel, die, von africanischer Abstammung, viel munterer, zierlicher

und beweglicher sind, als unsere deutschen Müller-esel. — Alle solche zum Reiten benutzte Thiere werden **Burro** oder **Burrhino** genannt.

Doch das herrlichste Wetter und die Neuheit der reizenden Landschaft gab uns den lachenden Muth, womit man all dergleichen kleines Ungemach leicht erträgt, und so ging es durch die langgestreckten Vorstädte von Lissabon: Alcantara, Luminar und Arrabalda, hinaus auf die verwilderte Landstraße, die durch ungeheure Aloestauden und fettes Kaktusgesträuch, womit die Felder eingefaßt sind, ein so ächt africanisches Bild gewähren, daß man sich versucht fühlt, sich in die romantischen Zeiten der edlen Maurenkönige zurückzuträumen, die einst hier über den Süden dieses schönen Landes herrschten und noch zahllose Spuren ihres Fleißes und ihrer Trauer zurückgelassen haben.

Bald sollte unsere romantische Illusion zu unserem nicht geringen Schreck in eine anscheinende Wirklichkeit übergehen.

Die enge Straße zog sich zwischen jenen mit Aloestauden und Palmen, Orangen- und Rosengebüsch überwachsenen hohen Gartenmauern dahin,

hinter welchen sich die immer verschlossen gehaltenen Quinten der wohlhabenderen Bewohner Lissabons verbergen. Hier war die Gegend ziemlich unsicher, wenigstens berüchtigt genug wegen der vielen Mordthaten und Raubanfälle, die bei der schlechten Polizei und käuflichen Justiz mit ungeheurer Frechheit oft am hellen Tage in größester Nähe der Residenz verübt wurden. Der Weg war so holperig, daß wir unsre Burros und Muli nur langsam und vorsichtig fortschreiten lassen durften; inzwischen unterhielten uns die muntern Burriqueiros, die bald nebenher trabten, bald sich auf eins der Maulthiere schwangen, welche das Gepäck trugen, mit Raub- und Mordgeschichten, die hier vorgefallen waren, und Senhor Sebastião, unser portugiesischer Begleiter, ein gebildeter und aufgeklärter Kaufmann, der in England, Frankreich und Deutschland Reisen gemacht hatte — versicherte, daß seit dem langen Ministerium des Dom Diego de Pinha Manique, der das unbegrenzte Vertrauen des Regenten besessen habe, Lissabons Straßen die schmutzigsten in ganz Europa und die Wege die unsichersten geworden sein; nie sei die Schmuggelei offener betrieben, und der spanische Contrebandista sei zugleich Räuberchef, ohne dessen Erlaubnißschein Niemand

mit Sicherheit wagen dürfe, die Gebirgspässe nach dem spanischen Gallicien und Estremadura hin zu passiren. — «Hier indeß» — fügte er beruhigend hinzu — «auf dieser lebhaften Straße nach Cintra haben wir weniger von diesen andalusischen Rittern von der Landstraße zu besorgen, und mit dem Gesindel der Ziegenhirten von Campo Santa Clara und den Höhen von Alcantara — denke ich, werden wir am hellen Tage schon fertig werden. Uebrigens sind sie so geschickt im Messerwerfen, daß sie das Auge im Kopfe treffen könnten, wenn sie nicht den Fleck, wo das Herz schlägt, vorzuziehen pflegten.» —

«Tröstliche Aussicht! — Senhor» — seufzte ich mit einem lächelnden Seitenblick auf den Engländer, der mit von der Partie war und seine Pistolen aus der Satteltasche nahm, um frisches Pulver auf die Pfanne zu schütten — «indeß hoffe ich, die guten Pistolen von Master Bridgwell werden weiter tragen als der beste Caltelato*) eines solchen idyllischen Banditen.»

«**Yes — Sir**» — entgegnete der Engländer trocken, hob sein Pistol und sagte: «Es kann nicht schaden,

*) Messerwurf.

solche Buschklepper in Zeiten zu schrecken — sehen Sie jene einzelne Orange im Dunkel der verfallenen Klostermauer — wer wettet? — ich treffe sie.»

«Mein Herr, der Portugiese wettet nicht» — entgegnete ich — «und ich wünschte, daß man nicht unnöthig Lärm mache in dieser unsichern Gegend.»

«Mir aber beliebt's» — versetzte er, und im nächsten Moment schoß er und traf sein Ziel. Gleich darauf aber knallten mehrere Schüsse aus dem dunklen Gebüsch, Kugeln pfiffen um unsere Ohren, zum Glück ohne zu treffen, und oben im dunklen Orangenlaube, aus den mit Weinlaub umrankten Mauerscharten und verfallenen Fensterhöhlungen wurden hier und dort braune Gesichter, mit hohen spanischen Spitzhüten, sichtbar; unmittelbar darauf aber Gewehrläufe, die schnell wieder geladen sein mochten und auf uns gerichtet waren.

Eine solche Ueberraschung gehörte nicht zu den angenehmsten, wie sich denken läßt. Unsere Burriqueiros krochen mit ächt portugiesischer Feigheit unter die Leiber ihrer Esel und Maulthiere, welche sich auf einen Haufen drängten; Senhor Sebastião, rief mit gefalteten Händen: **Vendadeiro Deos! son Ladrões Contrebandistas**; in demselben Au-

genblick dröhnte auch eine sonore kräftige Stimme: **abaixo a terra Senhores, o marrão***).

Mit diesen gebietenden Worten, welche im spanischen Dialekt ausgesprochen waren, erschien eine Gestalt, die unter weniger drohenden Umständen wie die Poesie eines romantischen Traumes gewirkt hätte, jetzt aber allerdings durch ihre imposante Haltung Schrecken einflößen mußte. — Unter den hohen Bogen des Portals einer verfallenen Klostermauer hielt auf einem schwarzen, andalusischen Hengst ein junger Mann von hohem, kräftigem Wuchs, dessen gebräuntes Antlitz Muth und Trotz zugleich aussprach. Ein feuriges, schwarzes Auge und ein kurzer, krauser Bart und Schnurbart gaben ihm die kriegerische Haltung eines spanischen Guerillaführers, wozu auch seine Kleidung und Bewaffnung sich eignete. Er trug den Hals frei, einen hohen, spanischen Klapphut und eine enge Jacke von brauner, rauher Wolle, die auf sehr geschmackvolle Art mit einer Menge kleiner silberner Knöpfe von der feinsten Filigrainarbeit besetzt war. Den Leib umschloß ein rother, wollener Gürtel, aus welchem drohend die blanken, metalle-

*) Werft Euch zu Boden, Ihr Herren, oder Ihr müßt sterben.

nen Griffe von einem Paar Pistolen und einem Dolche hervorblitzten. Beinkleider von demselben Stoff wie die Jacke, ebenfalls mit Knöpfen an den Seiten besetzt, reichten nur bis zum Knie, wo die hohen, ledernen Kamaschen ihren Anfang nahmen, die jedoch nur mit einem Knopfe oben und einem zweiten unten am Fuße befestigt waren, so daß die offene Mitte derselben ein kräftiges Bein, von einem weißen Strumpfe umschlossen, zeigte. Von der linken Schulter herab hing ihm ein brauner Mantel, den er mit spanischer Anmuth zu tragen wußte. Seine Hände waren mit Ringen, die Brust mit goldnen Ketten geschmückt. Eben so reich und sorgfältig geschmückt war das Geschirr des edlen Pferdes, das schäumend in die silberne Stange biß und vor Ungeduld den Boden scharrte, während er es anhielt. Mit erhobener Hand hatte er auf den einen Schenkel den spanischen, mit Messing beschlagenen Trombuco *) gestützt und sein rollendes Auge schien jede unserer Bewegungen zu bewachen.

Master Bridgwell schien nicht übel Lust zu haben, seine Schießkunst an dem schönen Kopf dieser ritterlichen Erscheinung zu versuchen, als sein

---

*) Carabiner — ein langes Gewehr.

praktischer Verstand ihm noch zu rechter Zeit sagen mochte, daß es besser sei, den englischen Nationalstolz zu beugen, als das englische Leben hier in diesem **damn'd Portugal** zu opfern. Aehnliches zwischen den Zähnen murmelnd, stieg er langsam ab von seinem Burro und war der Letzte, der dem Befehl genügte, sich auf den Boden zu legen. Unser Portugiese war mit großer Behendigkeit der Erste gewesen.

«Das Gesicht auf die Erde!» — gebot der Contrebandista — und es geschah.

Wir hörten das Trappeln von Maulthieren, die aber keine Glocken hatten und mehr mit Stacheln als lautem Zuruf getrieben zu werden schienen. Viele Menschen schienen vorüberzugehen und immer weiter entfernten sich ihre Tritte und das Getrappel der Maulthiere. Ich glaubte nichts weniger, als daß unsre Reit- und Packthiere entführt sein, und zweifelte keinen Augenblick daran, daß es nun an eine Durchsuchung unserer Personen oder Entführung in die Gebirge gehen werde, um Lösegeld zu erpressen. In meinem Herzen verwünschte ich Cintra und unsere Lustreise dorthin zu allen Teufeln; da ertönte dieselbe klangvolle Stimme: «Erhebt Euch, **con Dio, Senhores!**» —

Kein Befehl wurde schneller vollzogen; aber zu unserer nicht geringen Verwunderung hielt die malerische Gestalt des Andalusiers noch unter demselben Klosterportale an der Seite des Weges und in derselben, nur weniger drohenden Stellung.

„**Senhores**“, sprach er höflich, „**vadramo usted con Dio!** — geht mit Gott — wir sind keine Ladrões, sondern ehrliche Contrebandistas, die eben einen kostbaren Waarentransport durchgebracht haben; — nur hoch im Gebirge betrachten wir die Pässe als unser Eigenthum, und solltet Ihr einmal in die Verlegenheit kommen, nach Spanien reisen zu müssen, so meldet Euch in der **Rua d'oro** bei dem Goldschmidt **Senhor Andrada de Vendeiro**, und Ihr werdet für eine billige Abgabe einen Passeport empfangen, der Euch gegen alle Unannehmlichkeiten sichern wird. — Ich empfehle Euch dem Schutz des **Senhor San-Jago de Compostella** — reiset mit Gott!» —

«Senhor» — rief Master Bridgwell mit einer Begeisterung, die ich an diesem kalten trocknen Menschen vorher nie gesehen hatte — Ihr seid ein Gentleman im edelsten Sinne des Worts — glaubt nicht, daß ein Engländer sich von Euch an **Generosity** übertreffen läßt. In dieser Börse sind hundert

Guineen. Nehmt sie und bekennt nur, daß die englische Nation die spanische an Großmuth übertrifft.

«Senhor», entgegnete der Contrebandista mit stolzem Lächeln — «Ihr habt die Eitelkeit eines Krämervolks. Um den Preis einer Lüge verlange ich Euer Geld nicht, und damit Ihr nicht glaubt, ich würde eine günstigere Gelegenheit benutzen, Euer Geld mit dem Recht des Stärkeren zu nehmen, als hier in der Nähe der Stadt, wo jede Gewaltthätigkeit mein Geschäft gestört haben würde, so empfanget hier diesen Pergamentstreif; es ist eine Sicherheitskarte, die Euch gegen jeden Anfall meiner Leute sichern wird, wo sie Euch auch finden mögen. Uebrigens nehmt das zur Warnung: übt Euch nicht ohne Noth im Orangenschießen. Hättet Ihr nicht unnöthig Lärm gemacht, so würden wir Euch an unserem Versteck dort in den Klosterruinen ruhig haben vorübergehen lassen.» —

Jetzt erst schien er meinen portugiesischen Begleiter erkannt zu haben: «Senhor Sebastião» — sagte er mit einem angenehmen Lächeln gegen diesen gewendet: «Ihr werdet mir und, was mehr sagen will, einer schönen Dame, einen Ritterdienst erweisen, wenn Ihr die Güte haben wollt, auf

meine Rede zu achten. Ihr werdet ohne Zweifel eine rothe Seja einholen, kenntlich daran, daß auf dem adeligen Wappen ein Mohrenkopf mit einer Grafenkrone zu sehen sein wird. Der darin sitzenden Dame wollet Ihr gefälligst mittheilen, der Mercadore Contrebandista empfehle sie dem Schutz des heiligen Jakob von Compostella und lasse ihr sagen, Dom Epifanio habe die spanische Grenze nicht überschritten — das sei zuverlässig gewiß!» —

Lebhaft versprach der Portugiese diesen Dienst, und mit einem freundlichen: **adiosinho, Senhor,** beantwortete er den stolzen würdevollen Abschiedsgruß des Spaniers, der nun den Hut lüftend quer vor uns über den Weg ritt und auf der andern Seite desselben zwischen den Kaktushecken und engen Gartenmauern verschwand.

Ich bemerkte jetzt, daß es einer der zahllosen Schleichwege war, welche, aus dem Gebirge herabkommend, durch verfallene Mauern verlassener Quintas und durch die Ruinen einiger vom Erdbeben eingeworfenen und seitdem noch nicht wieder aufgebauten Klöster und Paläste quer über die Landstraße nach den tiefer liegenden Stadttheilen führten.

Da dieses kleine Abenteuer so glücklich abge-

laufen war, so wurde die Reise unter heiterem Scherzen darüber fortgesetzt. Senhor Sebastião versicherte, diesen Contrebandista zu kennen, indem er schon ein Geschäft mit ihm gemacht habe. Uebrigens ständen diese Leute überall und besonders bei den Goldarbeitern in der **Rua d'oro** sehr in Ansehen, da sie ihre besten Kunden wären; auch hätten sie in den vornehmsten Häusern ihre Verbindungen und mit Hülfe der 30,000 Gallegos, die in allen Familien das Factotum bildeten, die genaueste Kenntniß von allen Familienverhältnissen. Es sei daher wahrscheinlich, daß jener Andalusier von einem hochadeligen Hause Auftrag gehabt habe, einem ihrer von der Polizei, der Inquisition oder durch Intriguen der Prinzessin-Regentin Donna Carlotta verfolgten Mitglieder über die spanische Grenze zu helfen, daß aber die beabsichtigte Flucht nicht gelungen sei.

Durch diese Mittheilung wurde unsere Neugier aufs Höchste gespannt, und begierig, die ohne Zweifel schöne Dame in der rothen Seja mit dem Mohrenkopf und der Grafenkrone kennen zu lernen, ritten wir weiter in die blühende Landschaft hinaus. —

Ganze Felder und Heidestrecken waren mit blühenden Convolvulus und Cistus, Eriken, Hyazinthen und Anemonen bedeckt, welche überall prangten, wo die wenigen schon in Aehren stehenden Saatenfelder nicht die natürliche üppige Vegetation des Südens verdrängt hatten.

Immer malerischer wurde der Charakter der Landschaft, je mehr wir uns dem, durch seine paradiesische Schönheit berühmten, Vorgebirge von Cintra nahten, dessen hohe Abstürze gegen das Meer hin den klaren Horizont begrenzten. — Ueberall, so weit das Auge reichte, sahen wir zerstreute Quintas, deren weißes Gemäuer aus dem dunklen Orangengebüsch hervorlachte, wohlbebaute Felder, welche Mais, Mohn und bereits in Aehren stehendes Korn trugen. Dorf an Dorf gereihet belebte die Landschaft, und wohin der Blick sich wendete, sah man idyllisch freundliche Wohnungen von Oliven- und Citronengärten umgeben oder auf den Höhen der Weinberge. Die Fluren waren hier überall mit undurchdringlichen Hecken von Aloestauden durchzogen, welch die Abtheilungen der einzelnen Felder bildeten; — wer hätte nicht glauben sollen, in dem glücklichsten, cultivirtesten Lande der Erde zu reisen? — aber ach, — es war nur der

kleinste, unbedeutendste Theil dieses von der Natur so begünstigten Bodens bebaut, und mehr als zwei Drittel von Portugal lag da als sonnenverbrannte Wüste, die nur die Regenzeit mit einer kurzen, aber im Frühling und Herbst desto prangenderen Vegetation überzog.

An dem Lustschloß Queluz *) kamen wir vorüber. Diese königliche Sommerwohnung liegt in einem einsamen Thale, eine Meile nördlich von Belem; das Haus ist geschmacklos von Holz gebaut, keine freundliche Aussicht erheitert von hier aus das Gemüth; das Ganze sieht verfallen und verödet aus; besonders ist der Garten mit seinen düstern Cypressen und hohen dunklen Lorbeerbäumen ein Bild der traurigsten Verödung. — Auf den Stufen dieses Schlosses lagen einige hagere bleichgelbe Bedienten in der rothen königlichen Hoflivree, die, weit wie Säcke, schmutzig und abgetragen, keinen hohen Begriff von dem Glanz der königlichen Hofhaltung gab, besonders wenn man auf die Beine dieser Leute sah, die entweder nackt oder mit herabhängenden blauwollenen Strümpfen bekleidet waren. Die träge Verdrossenheit lag auf ihren

---

*) Spr. Kélus — heißt: welches Licht.

Zügen, während sie auf der Schwelle des Königshauses um den Gewinn einiger kupfernen Vintems würfelten. Etwas zur Seite wandelten einige Mönche unter der Arkade eines Nebengebäudes; gegenüber lagen Bettler halb nackt in Lumpen gehüllt; einige derselben hatten ihre schwarzbraunen Wollköpfe in den Schooß gräulicher, zigeunerartiger Weiber gelegt, die an ihnen das Werk der Barmherzigkeit übten, welches hier, in diesem gelobten Lande des Ungeziefers, nicht blos in den niedrigsten Ständen mit einer so naiven Menschenfreundlichkeit überall so öffentlich auf den Straßen geübt wird, sondern auch, vielleicht etwas weniger öffentlich, in vornehmeren Familien.

Ueberrascht von dem seltsamen Anblick dieses ächt portugiesischen Genrebildes, ließ ich mir das Stillstehen meines Burrhino gefallen, der, ohne die Erlaubniß seines Reiters abzuwarten, anfing, sich an den fetten Kaktusblättern zu weiden, die überall zwischen dem weißen, von der Sonne geheizten Pflaster der wenig betretenen Terrazza vor dem Schlosse hervorwucherten. Die übrigen Esel und Maulthiere thaten desgleichen, und die muntern Burriqueiros lagerten sich am Rande einer Fontaine,

die aber, als Folge der hier allgemein bemerkbaren Vernachlässigung, kein Wasser mehr gab.

So machte unsere Caravane hier einen unwillkürlichen Halt, den der Engländer Master Bridgwell, nachdem er Sporen und Peitsche und Zügel vergebens versucht hatte, den Kopf seires langohrigen Burro vom Boden aufzurichten, dazu benutzte, in seinen Guide-Voyageur zu blättern, um sich von den Merkwürdigkeiten dieses verwitterten Schlosses zu unterrichten, wobei er von Zeit zu Zeit durch sein Lorgnon einen Blick über das Ganze hinstreifen ließ und etwas brummte von schlechtem Geschmack — ärmlicher Architektur u. dgl. m.

Dagegen strahlte eine schwermüthige Begeisterung in dem tiefen, dunklen Auge des Portugiesen, der in unserer Mitte hielt.

«**Ah! fé de Deos!**» rief er aus, und erhob seine Arme — «hier ist das Haus der Schmerzen — hier die Quelle der Thränen, die Portugal um seine Königin vergossen hat. — Hier war es, wo der fanatische Großinquisitor das entsetzliche Werk vollbrachte, Portugals Königin wahnsinnig zu machen, und hier residirt nun seit zehn Jahren die unglückliche Königin Donna Maria I. — Welche Bühne für ein großes, tragisches Geschick! —»

«Wahrlich»! — sprach ich, ergriffen von dieser Idee — «in diesem Lande der paradiesischen Aussichten hätte man keinen melancholischeren Wohnsitz finden können, um eine arme Wahnsinnige zu beherbergen. Aber wie war es nur möglich, auf dem schönsten Thron der Erde, in diesem paradiesischen Lande, wahnsinnig zu werden? Ich dächte, der finstere Geist eines mönchischen Fanatismus hätte dieses reine blaue Himmelslicht nicht verdunkeln können, welches in seiner wunderbaren Klarheit dieses Paradies der Erde überspannt.»

«Portugal» — lächelte er wehmüthig — «hat auch seine trüben Tage, und diese erscheinen durch den Contrast um so trauriger. — Doch um den schwermüthigen Eindruck dieser Scene ganz zu empfangen, werden Sie die Königin sehen; denn — im Vertrauen gesagt — die Bestechlichkeit dieser Hofbeamten geht so weit, daß man die Wahnsinnige wie ein merkwürdiges Thier für Geld sehen läßt — es ist schmachvoll, aber wahr.» —

«So will ich wenigstens» — rief ich — «an diesem Frevel nicht theilnehmen — lassen Sie uns weiter ziehen.»

Doch der dienstfertige Portugiese war schon vom Burrhino herabgestiegen und nahte sich mit einer

demüthigen Verbeugung den geistlichen Herren, die da wandelten, worauf er dem ältesten derselben, einem weißbärtigen Prälaten im seidenen Chorrock, die Hand küßte. Unmittelbar darauf präsentirte er jedem der Frades eine Priese, die auch mit Höflichkeit angenommen wurde — denn der Schnupftabak spielt in Portugal eine große Rolle und es würde sehr unhöflich sein, dort eine Conversation anzufangen, ohne die Tabatière zu präsentiren, und der Bettler, der um eine Priese Tabak bittet, wird nie zurückgewiesen; selbst Soldaten nach der Schlacht erhalten zum Lohn ihrer Tapferkeit nicht Medaillen und Orden, sondern Schnupftabak.

Doch dieses bei Seite! — Nach einer kurzen Unterredung kehrte Senhor Sebastião zurück mit der Nachricht, die unglückliche Königin sei für die Dauer des paradiesischen Frühlings nach dem reizenden Cintra gebracht. — Dieser Beweis einer zarten Aufmerksamkeit von Seiten ihres Sohns, des Prinz-Regenten Dom João, hatte etwas Beruhigendes für das Gefühl, das sich bei dem vorhin angedeuteten Gedanken schon verletzt gefühlt hatte. — Wir hofften auf das wehmuthsvolle Glück, sie in Cintra zu sehen.

Als das Geschrei unserer braunen Burriqueiros unsere kleine Caravane wieder in den Gang gebracht hatte, und der holprige Weg uns langsam zu reiten nöthigte, begann Dom Sebastiāo wie folgt:

« **Para Deus, Senhor!** man kann ein treffliches Herz besitzen, und doch ein Land schlecht regieren. Unsre arme Königin, Donna Maria, war, wie Ihr wissen werdet, die Tochter und Nachfolgerin jenes guten, aber charakterschwachen Königs Dom José, in dessen Namen der mächtige Pombal das Land so kraftvoll beherrscht hatte *). Diese Regierung hatte der ihrigen einen gefüllten Schatz, eine gedemüthigte Aristokratie und Geistlichkeit, eine unterworfene Inquisition und die Vertilgung der Jesuiten hinterlassen. Dabei war das vom Erdbeben größtentheils zerstörte Lissabon wieder aufgebaut, Fabriken blühten, der Handelsgeist hatte neuen Aufschwung gewonnen und der englische Einfluß war mit dem Druck ihrer Handelsmonopole verschwunden. Allein dem Gewissen der Königin war eine tiefe Wunde geschlagen. Sie war eine liebens-

---

*) S. das bereits erwähnte Werk des Verfassers: „Der Premierminister."

würdige Dame, voll milder Engelsgüte; aber, im Kloster erzogen, hatte sie klösterliche Tracht und Gewohnheiten angenommen und verbrachte am liebsten ihre Zeit unter frommen Nonnen und im Gebet mit ihrem Beichtvater, oder mit angesehenen Geistlichen im Gespräch über kirchliche und religiöse Gegenstände. Dabei aber war ihr Gemüth immer schon zu einer mystischen Schwärmerei und pietistischen Schwermuth geneigt und ihre Seele erfüllte sich mit allen Schrecknissen der Hölle. Dazu kam im profanen Leben eine Aengstlichkeit und Unsicherheit im Benehmen, welche immer fürchtete, hier oder dort anzustoßen, Diesen oder Jenen zu beleidigen, und zu dem lebhaften Wunsch, das Land so glücklich zu machen, als unter Gottes Hülfe möglich sei, gesellte sich die Ueberzeugung, daß menschliche Schwachheit und Gebrechlichkeit ihr die Erfüllung ihrer heilig beschworenen Pflichten unmöglich machen werde. — Um sich in diesem Zwiespalt ihres Innern mit Gott zu versöhnen, erbaute sie Klöster und Kirchen — insbesondere die prachtvolle Kirche zum Herzen Jesu ist das Werk ihrer Frömmigkeit, und viele milde Stiftungen danken ihrer Frömmigkeit das Entstehen. Schaaren von Bettlern empfingen aus ihrer Hand tägliche Almo-

sen, und Klöster und Prälaten wurden durch ihre milde Freigebigkeit bereichert.

«Mehr als je zuvor kamen geistliche Einflüsse und selbst die der verkappten Jesuiten wieder zur Herrschaft, und die Aristokratie erhob lauter als jemals ihre Reclamationen drückender Privilegien und ihre Ansprüche auf die bedeutendsten Stellen in der Verwaltung wie im Heer. Eine völlig schiefe Politik in den äußeren Verhältnissen gab die portugiesischen Handelsschiffe französischen Capern preis, und eine falsche Freigebigkeit verschwendete nicht blos den reichen Staatsschatz, den ihr Pombal hinterlassen hatte, sondern zerrüttete auch das ganze Finanzwesen in dem Grade, daß in einem Lande, welches über Brasiliens unerschöpfliche Gold- und Diamantengruben zu gebieten hatte, Papiergeld ausgegeben werden mußte, welches auch bald allen Werth verlor. — So hatten funfzehn Jahre des Friedens unter der schwachen Hand einer guten frommen Königin genügt, um Pombal's großes Werk zu zerstören und Portugals Wohlstand zu zerrütten.

«Maria war klug genug, den Verfall des Landes zu erkennen, ohne die Kraft zu fühlen, immer tiefer einreißende Uebel zu hemmen. Die Straf-

gerichte Gottes, wähnte sie, sein über Portugal gekommen wegen der grausamen Ermordung des Herzogs von Tavora, seiner Gattin und beiden Söhne und seiner Schwiegersöhne, der Grafen von Antrugia und Aveiro, welche als angeklagte Königsmörder unter Pombal's Schreckensregierung so grausam hingerichtet waren *). An 1600 politische Gefangene aus dieser Periode hatte ihr Gnadenbrief befreit; der Jubel beglückter Familien erfüllte damals die Luft, aber das Herz der Königin war mit Trauer erfüllt, denn kein menschliches Machtwort vermochte Todte zu erwecken, deren Asche noch dazu nach allen Winden ausgestreut war.

«Zum Unglück hatte sie an die Stelle eines milden besonnenen Trösters einen fanatischen entsetzlichen Priester zum Beichtvater ernannt.

«Padre José Maria de Mello, Bischof von Algarbien, ein naher Verwandter der unglücklichen Familien der Tavora, Aveiro und Antrugia, setzte als Beichtvater der Königin seine höchste Aufgabe darein, diese zu bewegen, den Proceß revidiren, die Königsmörder frei sprechen und die Ehre wie die confiscirten Güter dieser Familie wieder

---

*) S. „Der Premierminister" rc.

herstellen zu lassen. Das Herz der Königin neigte sich ohnehin schon zu einem solchen Act der Gerechtigkeit. Sie ernannte — freilich unter dem Einfluß jenes Priesters — eine Commission zur Revision dieses Processes, und schon war in einem der Hofcirkel ein völlig freisprechendes Erkenntniß vorgelesen worden, als sich in dem zarten Gewissen der Königin Bedenken erhoben, ob sie nicht durch diesen Act der Gerechtigkeit ihre kindlichen Pflichten verletze und das Andenken ihres Vaters schände; und besonnene Männer in ihrem Rathe befestigten sie in dieser Ansicht. Da weigerte sie sich standhaft, jenes — ebenfalls nicht parteilose Urtel — zu unterschreiben, und es wurde wieder unterdrückt. Jetzt aber bemächtigte sich jener fanatische Gewissensrath der Königin ihrer Phantasie, erfüllte sie mit Schreckbildern von ewiger Verdammniß und furchtbaren Höllenstrafen, denen sie verfallen sei, wenn sie nicht das Unrecht ihres königlichen Vaters wieder gut mache. Zwar behielt, mit ächt weiblichem Zartgefühl, die Pietät der Tochter die Oberhand in ihrer schönen Seele; allein der furchtbare Priester predigte so lange mit seinen höllischen Schreckbildern auf sie hinein, bis am Ende — dort im Schlosse zu Queluz — sich die ersten unver=

kennbaren Spuren von Geistesverwirrung an ihr zeigten.

«Nun, mit heimlichem, boshaftem Jubel heizte der furchtbare Priester immer zu und zu mit seinen schrecklichen Höllenstrafen, und der unheilbare Wahnsinn nahm immer mehr überhand in der Seele der trostlos zerrütteten Königin. Kurz zuvor hatte sich Padre José zum Großinquisitor des Reichs ernennen lassen. Seit langer Zeit hatte das Autodafè keine lebenden Sünder den Flammen geopfert. Die Glanzperiode jener furchtbaren Dominicaner schien für Portugal vorüber zu sein, und an der persönlichen Milde der Königin war jeder Versuch gescheitert, dieses finstere Glaubensgericht wieder in ein Schreckensgericht zu verwandeln; jetzt aber wurde der Wahnsinn der Königin verheimlicht; der Dominicaner regierte an ihrer Stelle und ließ neue Kerker im Inquisitionsgebäude bauen, und schon griff der Arm dieses entsetzlichen Tribunals wieder in das Innere der Familien. Hier und dort im nächtlichen Dunkel holten die Schergen der Inquisition einen Familienvater aus den Armen der Seinigen, oder vielleicht auch ein schönes Mädchen aus dem Schutz ihrer liebenden Eltern.

Diesem so furchtbar beginnenden Zustande machte

endlich der Infant Dom João, der nach dem Tode eines ältern Bruders durch die Grundgesetze von Lamego zur Thronfolge berufen war, ein Ende, indem er am 10. März 1792 im Namen seiner wahnsinnigen Mutter die Zügel der Regierung ergriff.»

«Und der Regent» — rief ich aus — «hat Portugal nicht glücklicher gemacht?» —

«O Senhor» — entgegnete der Portugiese mit unverkennbarem Schmerz — «es ist ein Fluch, der auf diesem schönen Lande ruhet, daß das Haus Braganza Regenten von trefflichem Herzen und gutem Willen, aber von schwachem Charakter oder schwachem Verstande erzeugt hat. Dom João VI., unser verehrter Regent, ist nicht besser als seine Vorgänger — er ist ein Braganza, dessen Minister regieren, und in der Wahl derselben hat ihn Portugals Unglücksstern geleitet. Dieser Fürst erliegt noch unter dem Druck seiner Krone, wie seine königliche Mutter; — gebe der Himmel, daß seine Katastrophe dereinst eine weniger schreckliche sei; aber einmal schon hat das Gerücht vorgespukt, daß der Regent wahnsinnig geworden sei — zum Glück war es nichts als eine jener schmählichen Intriguen seiner Gemahlin Donna Carlotta, wodurch

diese bigotte spanische Prinzessin sich selbst die Regentschaft anmaßen möchte.

«Sie müssen wissen, Senhor, daß Dom João eben so unglücklich als Mensch und Familienvater sich fühlt, wie als Regent. Er war nämlich klösterlich erzogen und ohne es für der Mühe Werth zu halten, sich Kenntnisse zu erwerben, aufgewachsen, weil er als nachgeborener Sohn der Königin nie geglaubt hatte, zur Regierung berufen zu sein, bis endlich das Ableben des Erstgeborenen ihm die Thronfolge eröffnete. Von Jugend auf den Mönchen überlassen, hatte er sich an mönchische Sitten gewöhnt. Kirchliche Ceremonien waren seine Freude, und Kirchenmusik, besonders wenn sie recht lärmend war, liebte er ungemein. In der Liturgie war er trefflich bewandert und besonders gern sang er vor dem Pulte. — Wenn ein solcher Fürst in unruhigen Zeiten zur Gewalt kam, so ließ sich voraussehen, daß er das Werkzeug seiner Minister oder eines Pfaffenregiments werden mußte. Gegen das Letztere sicherte ihn vielleicht seine zu genaue Bekanntschaft mit diesen geistlichen Herren, die schon glaubten, ihn völlig umgarnt zu haben. — Desto schlimmer erging es ihm und dem Lande unter der Regierung seiner Minister, die ihn beständig im

Schach erhielten durch Vorspiegelung von Verschwörungen, Jakobinern, Volksaufständen u. dergl. mehr, wovon das unterwürfige, träge und in seinem Elende so genügsame portugiesische Volk gar keine Vorstellung hatte.

«Nicht selten gab es mit solchen Einschüchterungen komische Scenen. So war einst der Regent im Begriff, nach seiner frommen Gewohnheit, sich der feierlichen geistlichen Procession anzuschließen, die am heiligen Frohnleichnamsfeste, von der St.-Dominicuskirche ausgehend, die Hauptstraßen von Lissabon durchzieht, als plötzlich der ränkevolle Premierminister Dom Diego Ignazio de Pina Manique herbeistürzt und mit allen Anzeichen des Schreckens Seine Majestät auf den Knieen beschwört, von allerhöchst Ihrem Vorhaben abzustehen, indem er so eben einer fürchterlichen Pulververschwörung auf die Spur gekommen sei, deren Zweck dahin gehe, die Straße, durch welche der Zug sich bewegen würde, mit Seiner Hoheit in die Luft zu sprengen. Augenblicklich ließ der Regent seine geweihte Wachskerze fallen, wurde todtenbleich und verließ zitternd die Kirche, indem er sich unter starker militairischer Bedeckung nach seinem Palaste Bemposta zurückführen ließ. Die Folge davon war

Ernennung einer Commission, die alle Straßen und Cloaken aufwühlen ließ, aber nichts entdeckte, als den ungeheuren Unrath, der unter der Polizei dieses Ministers sich aufgehäuft hatte. Der Regent wurde zum Märchen der Stadt; er war klug genug, zu erkennen, daß man ihn mystificirt hatte, aber auch gutmüthig oder schwach genug, zu verzeihen, da der Minister vorgab, daß die Angst für sein kostbares Leben ihn selbst getäuscht habe.

«Ueberhaupt ist der Regent Dom João keineswegs von so beschränktem Verstande, als man sich versucht fühlen möchte, nach solchen Vorgängen zu glauben. Er fühlte sehr wohl, daß ihm Entschlossenheit und Einsicht fehlte, um es wagen zu können, dem Willen seiner Minister entschieden entgegenzutreten; deshalb nahm er seine Zuflucht zur Verstellung, mit der Listigkeit schwacher Geister heuchelte er oft Zustimmung zu der Meinung seiner Minister und dann steckte er sich hinter Andere, um die so eben erst genehmigten Pläne derselben zu durchkreuzen. Niemand war eifersüchtiger auf die Macht und das Ansehen seiner Minister, als der Regen selbst, der ihnen diese Macht gegeben hatte und mit einem Worte wieder hätte nehmen können. — Die unglückliche Folge davon ist ein unbesiegbares Miß-

trauen gegen alle seine Umgebungen. Keinem traut er ganz und wem er eben sein Vertrauen geschenkt zu haben scheint, den läßt er gewiß im nächsten Augenblick schon durch einen andern Vertrauten bewachen. Er sucht zu herrschen, nach der ächt papistischen Politik, indem er entzweiet; besonders eifersüchtig ist er auf den Glanz des Adels, den er herabzusetzen sucht, indem er Personen geringen Standes und selbst Abenteurer baronisirt oder mit Orden begabt. — Wer Gelegenheit hatte, den Regenten zu beobachten, begriff allmälig, daß er in gewissen Kenntnissen merkliche Fortschritte machte, indem er sich die genaueste Kunde vom Zustande Europas und vom Charakter der einflußreichsten Männer verschaffte, welche die europäischen Cabinete leiteten. Er ist auf das Speciellste mit allen Ränken seiner Höflinge bekannt und kennt auf das Genaueste alle Umstände ihres häuslichen Lebens. Bei tausend Gelegenheiten zeigt er ein richtiges Urtheil und viel Scharfsinn; und dennoch fehlt ihm die Charakterfestigkeit, das entscheidende Wort auszusprechen, um durchzusetzen, was er einmal für staatsklug oder gerecht erkannt hat. Bei allem Aberglauben ist er doch keineswegs fanatisch; alle Religionsgebräuche übt er mehr aus Gewohnheit und um

ein gutes Beispiel zu geben, als aus religiöser Hingebung. Nie hat er einen Beichtvater zum Vertrauten gehabt und hat sich überhaupt dem Beichtstuhl nicht sehr zugethan gezeigt. Dabei war er immer populair und zugänglich, soweit es die Etiquette erlaubt, die er auf das Strengste beobachten läßt; im Allgemeinen auch beliebt, bis auf die Periode, in welcher eben jener Manique ihn in beständiger Furcht vor Jakobinern erhielt und dadurch fast tiefsinnig machte.»

«Ohne Zweifel haben häusliche Leiden dazu mitgewirkt» — unterbrach ich den Erzähler.

«Gewiß, Senhor» — entgegnete er — «Eins greift ins Andere, der unglückliche Regent ist es auch in der Regel als Mensch, und ist dieser von Gram erfüllt, so drückt ihn die Krone doppelt schwer. Schon als Kind hatte man den armen Dom João mit der damals zehnjährigen Infantin von Spanien Donna Carlotta vermählt; indeß erst im Jahre 1790 wurde das hohe Beilager mit der vorher nie gesehenen Gemahlin celebrirt. — Donna Carlotta hatte ihm nach und nach neun Kinder geboren; zwei derselben, Dom Pedro von Alcantara und Donna Isabella, sind seine Lieblinge, dagegen will die böse Welt wissen, daß er wenigstens über die

drei jüngsten derselben, Dom Miguel, und die kleine Donna Maria da Assumpcão, die jetzt kaum zwei Jahre alt ist, und die noch nicht vier Monate alte Donna Anna Jesuz Maria, nicht besondre Vaterfreude empfunden habe; denn so viel ist gewiß, daß, bei dem bekannten, etwas dissoluten Lebenswandel der Königin, Diejenigen nicht unrecht haben mögen, die andre Väter für diese Kinder nennen. Der Regent hat bis jetzt weder den fünfjährigen Dom Miguel, noch die beiden kleinen Infantinnen gesehen, und wahrscheinlich ist es nur seine ängstliche Scheu, ein öffentliches Aergerniß zu geben, vielleicht noch mehr die Rücksicht auf seinen Schwiegervater König Karl VI. von Spanien, die ihn hindert, gegen die Ehre der Vaterschaft zu protestiren und seine Gemahlin öffentlich der Verletzung ihrer ehelichen Treue zu beschuldigen. So viel ist übrigens gewiß, daß er seit dem Complott von 1805 völlig getrennt von ihr gelebt hat; denn wie mild er auch den übrigen Theilnehmern desselben verziehen hat: so kann er es seiner Gemahlin doch nie verzeihen, daß sie nach der Regentschaft gestrebt und ihn für wahnsinnig hat erklären lassen wollen.»

«Was war das mit dem Complott von 1805?» — fragte ich.

«Es läßt sich denken» — fuhr er fort — «daß die beständige Spannung der entsetzlichsten Aengstlichkeit, worin sich der Regent in seinem Hof- und Regierungsleben befand, und besonders der Gram und Aerger über den anstößigen Lebenswandel seiner Gemahlin an seiner Gesundheit zehrten. Der Regent war schon lange von einem chronischen Uebel heimgesucht, zu welchem sich noch Schwindel und Anfälle von Trübsinn gesellten, — Zufälle, die im Jahre 1805 so arg wurden, daß er sich fürchtete, das sanfteste Pferd zu besteigen. Das düstere Schreckensgefühl, welches sich seiner bemächtigt hatte, nahm so zu, daß er auf sein bisheriges Lieblingsvergnügen, die Jagd, und selbst auf jede Bewegung verzichtete. Ueberall sah er Abgründe geöffnet zu seinen Füßen. So verließ er seinen Palast Queluz in der allerunglücklichsten Seelenstimmung, weil ihm der Gedanke sich aufdrang, daß auf diesem Lustschlosse seine unglückliche Mutter die ersten Spuren von Geistesabwesenheit gezeigt habe. Von da begab er sich nach Maffra, um in religiösen Uebungen Erleichterung für seine Seelenangst zu suchen; allein auch von dort trieb ihn die Angst fort. Der Behandlung eines ungeschickten Arztes überlassen, wollte er sich in die Provinz Alemtejo be-

geben. — Von jetzt an warf die Partei des seit Pombal's Zeiten noch immer nicht wieder zu seinem alten Glanz gelangten hohen Adels und der hohen Geistlichkeit ihre Blicke auf die Prinzessin Carlotta, die schon lange die Liebe und das Vertrauen ihres Gemahls verwirkt hatte. Die ränkevolle Fürstin ging gern ein in ihre Pläne, sie an die Spitze der Regierung zu stellen. Man umgab den Regenten mit einem undurchdringlichen Geheimniß und verbreitete im Stillen das Gerücht, daß er wahnsinnig geworden sei. Unter den Verschworenen befanden sich mehrere der ausgezeichnetsten Titulados des Reichs, Militairchefs und ganze Behörden. Dabei wurde auf die Zustimmung des Volks gerechnet, das damals der Prinzessin noch sehr zugethan war. Allein alle diese Pläne durchkreuzte mit einem Male die Wiederkehr der Gesundheit des Regenten. Dieser setzte seiner Dankbarkeit keine Grenzen und begnügte sich damit, die Schuldigen auf ihre Güter zu verbannen. Zwar wurde eine Untersuchung darüber eröffnet; doch der dieselbe leitende Richter starb plötzlich — und zwar mit allen Zeichen der Vergiftung. Mehr als eine Stimme gab Donna Carlotta die schreckliche Schuld. —

«Seitdem gingen die öffentlichen Angelegenheiten

unseres schönen Landes immer schlechter — ein untauglicher Minister folgte auf den andern. Der rechtliche Araujo wurde durch den Intriguanten Pinto gestürzt; von dem übermüthigen Seabra, der den Regenten wie ein unwürdiges Kind behandelte, befreite ihn eine plötzliche Aufwallung von Entschlossenheit; der tapfere Herzog von Lafoes, Generalissimus der Armee, unterlag den Caballen des famösen Manique, der, immer mit seiner Liebe für das allgemeine Beste prahlend, den Staatsschatz durch tausend nutzlose oder unvollendete Projecte verschwendete und dabei nur seinen eignen Vortheil förderte. Er hat den Ruhm hinterlassen, daß seit seinem Ministerium die Straßen von Lissabon die schmutzigsten und unsichersten in Europa geworden sind, und daß die Schmuggelei nie zuvor offener und mehr ohne Scheu betrieben ist. Er war es, der den Regenten so einschüchterte, wie ich vorhin erzählt habe, und alle verdienstvolle Männer aus seiner Nähe verbannte. Er überschwemmte Lissabon mit Spionen und feilen Angebern, und seine Macht war unter dem furchtsamen Regenten so hoch gestiegen, daß er den Schrecken der willkürlichsten Gewaltherrschaft über ganz Lissabon verbreiten konnte. Die angesehensten Männer ließ

er Nachts aus ihren Betten holen und ohne Angabe einer Ursache in Kerker werfen, oder nach Brasilien oder Afrika verbannen, ohne ihren Familien nur Nachricht zu geben, wohin die Unglücklichen gebracht waren. Selbst die Briefe auf der Post, oder die mit Schiffen ankamen, ließ er öffnen und verhinderte dadurch jede Verbindung mit den Verbannten. Mehrere loyale und den Bourbons ergebene französische Emigrirte ließ er als Jakobiner verhaften. Er allein hat den Grund gelegt zu der unglücklichen Gemüthsstimmung, worin der Regent sich jetzt befindet, und zu dem System von Mißtrauen und Heuchelei, womit der furchtsame und charakterschwache Fürst sich gegen vermeintliche Gefahren, die nirgend existiren, zu waffnen sucht. — Der vorhin erwähnte Pinto ist ein unwissender, aber listiger Mann, dessen ganzes Talent in der Kunst zu betrügen besteht. Mit anscheinender Ergebung scheint er die größesten Schmähungen zu dulden, indeß lauert er nur die Gelegenheit zur sicheren Rache ab. — Almeida's Rechtlichkeit hat sich seit seinem Eintritt ins Ministerium noch vermindert, nur seine unglückliche Vorliebe für England hat sich gesteigert zum Nachtheil des Landes.

«Wenn auch der Seeminister Rodrigo de

Souza (seitdem Graf von Linhares) eine wahre Wuth hat, Gutes zu schaffen, so will ihm doch bei der Zerrüttung der Finanzen, dem schamlosen Bestechungssystem aller Beamten und der betrüglichen Bereicherungssucht aller Unternehmer nichts Großes gelingen. —

«Einige Zeit hatte der Minister Novion es versucht, gegen den Einfluß und die Willkürherrschaft des tyrannischen Manique anzukämpfen; allein seine Bemühungen wurden verlacht. Die Großen des Reichs bekümmerten sich wenig um die Räuber und Banditen, welche die Straßen unsicher machten, da sie, von bewaffneten Bedienten umgeben, bei der allgemeinen Unsicherheit nur um so ungestörter ihren nächtlichen Liebesabenteuern nachgehen konnten, wenn jeder rechtliche Mensch sich fürchtete, um diese Zeit die Straßen von Lisbõa zu betreten. Ihre Paläste waren nicht selten die Niederlagen eingeschmuggelter Waaren, wodurch die Diener großer Häuser sich bereicherten, während sie der Dame vom Hause ihren Theil abgaben.

Der jetzt am Ruder befindliche Diego de Norunha endlich ist ein freier, herrschsüchtiger Mann, in der Wahl der Mittel nicht sehr ekel, dem Spiel leidenschaftlich ergeben, immer darauf bedacht, sich

um jeden Preis Geld zu verschaffen. Er ist ein feiner Diplomat, aber so schwerhörig, daß er sich der Hörtrompete bedienen muß, bekümmert sich weniger um das Glück des Volks, als er besorgt ist, den Regenten zu täuschen und sich bei diesem beliebt zu machen. —

«Auch sein College, Dom Araujo, ist ein liebenswürdiger Hofmann, von gebildetem Geiste und gewinnendem Benehmen. Als er Minister wurde, hatte man große Hoffnungen auf ihn gesetzt, da er sich immer als einen Freund der Wissenschaften und der Freiheit des Denkens gezeigt hatte; allein kaum war er ans Ruder gekommen, als er der Versuchung erlag, sich selbst und seine Familie unrechtlich zu bereichern. —

«Zum Unglück hat das zaghafte Gemüth des Regenten in neuerer Zeit eine wahre Leidenschaft gezeigt, für den Nothfall, den er immer fürchtet, einen ungeheuren Privatschatz zu sammeln. Dieser Neigung dürfen die Minister nur schmeicheln, um sich unentbehrlich zu machen, und sie thun es, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob das Land dadurch unglücklich wird oder nicht. — Weiter hat indeß dieses Bestreben noch Keiner getrieben, als der jetzige, so allgemein verhaßte Finanzminister

Vasconcellos, der schon durch die schändlichen Erpressungen berüchtigt ist, die er sich als Vicekönig in Brasilien erlaubt hatte. Unwissend, bigott und habsüchtig, bekümmert er sich nicht im Geringsten um die Wohlfahrt des Staats. Sein ganzes Bestreben geht dahin, alles im Umlauf befindliche Geld einzuziehen und im Privatschatz des Regenten anzuhäufen — indem er damit nur den Weg verfolgt, den schon sein Vorgänger, Souza, eingeschlagen hatte, um sich bei dem Regenten beliebt zu machen. Allein Vasconcellos übertrifft ihn noch in der Hartherzigkeit, womit er sein Ohr allen Klagen verschließt, und in der Ungerechtigkeit der Mittel, die er anwendet. Nur indem er alle Zahlungen an die Staatsgläubiger und den Gehalt der Beamten und des Militairs zurückhält, unter dem Vorwande, es sei kein Geld in den Kassen, gelingt es ihm, die Koffer des Regenten und seine eigenen zu füllen. —

«O Senhor —» seufzte Dom Sebastião — «das Elend in tausend Familien übersteigt allen Glauben; um nur leben zu können, werden alle Beamten und Richter gezwungen, von ihrer Gewalt unrechtlichen Gebrauch zu machen, und sich jede Art von Erpressungen und Bestechungen zu

erlauben. Beschwerden dagegen werden nicht gehört, die schmählichsten Betrügereien bleiben unbestraft; die Regierung hat dadurch alle moralische Kraft und Würde verloren, und das Heer und die Marine alles Ansehen. Zerlumpte Soldaten betteln auf dem Posten und erlauben für eine Priese Schnupftabak Alles, was sie verhindern sollen. Selbst Officiere mit abgehungerten Gesichtern werden Ihnen noch begegnen und mit gepreßter Stimme leise Sie um ein Almosen ansprechen.

«**Verdadeiro Deus**» — rief er schmerzlich aus — «das Elend hat den höchsten Grad erreicht, und doch stehen noch größere Leiden meinem armen Vaterlande bevor, indem unter dieser haltlosen, eigennützigen und engherzigen Ministerherrschaft eine völlig schiefe Politik das unglückliche Land in Gefahr gebracht hat, aus den Händen habsüchtiger Engländer in die der eroberungssüchtigen Franzosen zu fallen. — Doch Politik gehört nicht in den Bereich unserer heutigen Conversation — wir Beide, Senhor, können doch nichts daran ändern, und müssen die Sachen gehen lassen, wie sie wollen. Aber der Portugiese hat einen Trost bei allen Leiden, die ihn treffen — eine Hülfe bei allen Sympathieen, die sein gefühlvolles Herz erweichen. Er drückt mit

einer Thräne im dunklen Auge seinem Freunde die Hand und spricht: **tenha paciencia!**» — *).

«Und der Regent» — fragte ich, ergriffen durch diese Mittheilung — «den man als wohlwollend und mild schildert — kennt er nicht diese ungeheuren Mißbräuche?»

«Er kennt sie und seufzt über die Leiden Portugals, die er seine eignen nennt. Gelingt es beharrlichen Supplicanten, mit ihren zum Himmel schreienden Beschwerden bis zu seiner umstellten Person durchzudringen, so hört er mit der größesten Theilnahme und Geduld alle Klagen an, läßt die dicke Unterlippe seines großen nichtssagenden Gesichts noch tiefer hängen, seufzt und zuckt die Achseln bis zur Höhe des Ohrzipfels, dabei reicht er gütig die Hand zum Kuß und spricht in seiner melancholischen Eintönigkeit sein gewöhnliches: **tenha paciencia**, und damit ist die Sache abgemacht und gewöhnlich für immer, denn die Minister wissen wohl dafür zu sorgen, daß ein vorlauter Querulant nicht zum zweiten Male auf dem Wege des Regenten sich sehen läßt.

«Doch» — schloß er mit jener liebenswürdigen

---

*) Habe Geduld.

Freundlichkeit, die gebildeten Portugiesen eigen zu sein pflegt — «ich habe Sie wohl zu lange mit den Leiden eines kleinen Landes unterhalten, das so fern von allen politischen Kämpfen liegt, welche das heutige Europa zerrütten. — Indeß, wer weiß» — seufzte er — «wie bald auch mein Portugal, mein süßes Zuckerbrötchen, von diesem Strudel mit fortgerissen werden wird!» —

Ich hatte kaum Zeit, ihm meinen Dank für seine Mittheilungen abzustatten, mit der Versicherung, daß der Deutsche als Kosmopolit seine Sympathieen für die gesammte Menschheit hege — als ein Ereigniß der seltsamsten Art unsre Reise unterbrach, welches ich sogleich erzählen werde.

Wir waren in die Nähe des königlichen Lustschlosses Romalhão gekommen, in welchem die Prinzessin Carlotta, getrennt von ihrem königlichen Gemahl, seit zwei Jahren residirt.

Dieses zweite königliche Lustschloß auf dem Wege nach Cintra ist der Serra schon so nahe gelegen, daß es zum Gebiet dieses schönen Gebirges mitgerechnet wird. Hier tritt diese wunderbare Bergkette mit ihren Zacken und Hörnern, die

der Seefahrer, der vom Cap Finisterre herkommt, mit Erstaunen bemerkt, zuerst wieder dem Auge entgegen. Von Lissabon aus ist sie durch andere Höhenzüge verdeckt, daher wir um so mehr durch ihren Anblick überrascht wurden, als wir um die Ecke einer bewaldeten Höhe herumbogen und nun auf einmal die ganze malerische Landschaft mit ihren zarten Umrissen der wildesten Klippen, die zackig und schroff gegen den reinblauen Himmel emporragen, vor uns aufgerollt erblickten. Auf den höchsten Gipfeln dieses malerischen Gebirgskammes sahen wir Schlösser und Klöster oder deren Ruinen, welche den Umgebungen dieses Schlosses einen so hochromantischen Charakter geben, daß das Gemüth unwillkürlich einen höheren Aufschwung gewinnt. Um so mehr sollte die nachfolgende Scene uns in die triviale Wirklichkeit herabziehen.

Es kam uns eine kleine roth angestrichene und stark vergoldete Seja entgegen, ein zweiräderiges Kinderfuhrwerk, das mit großen schwarzen Ziegenböcken bespannt war. Ein etwa fünfjähriger sehr hübscher Knabe, der aber komisch genug in eine portugiesische Generalsuniform mit großen goldnen Epaulets und einem gestickten Stern auf der Brust bekleidet war, stand mit vieler Keckheit

im offnen Wagen und peitschte muthwillig auf die Böcke, die er am Zügel zu leiten schien; doch der eigentliche Führer derselben war ein brauner baumlanger Kerl, in der blau und rothen königlichen Stalllivree, der hier den Lehrmeister in der Kunst, zu fahren, zu machen schien. Vier andere Stallbediente gingen mit langen Stöcken bewaffnet nebenher. —

Kaum hatten unsre Burriqueiros diese sonderbare Cavalcade auf uns zukommen gesehen, als sie sich aus Leibeskräften bemühten, mit Geschrei und heftigen Stachelstößen unsere Burros und Muli aus dem Wege zu bringen. Senhor Sebastião aber stöhnte mit allen Anzeichen des Schreckens halb laut: «**Para Deus** — das ist der kleine Dom Miguel mit seiner Bande. Um Jesus willen, steigen Sie schnell ab, Senhor! — Sie setzen sich sonst Unannehmlichkeiten aus!» — Dabei stürzte er mehr, als er stieg, von seinem Reisethiere herab. Master Bridgwell hielt es dagegen unter seiner Würde, einem Kinde die Huldigung zu erzeigen, welche der britische Nationalstolz sogar dem Regenten versagt haben würde; denn man muß wissen, die Engländer haben sich seit langer Zeit gewöhnt, Portugal als eine britische Provinz zu betrachten,

welches keine andere Bestimmung habe, als ihnen den Stockfisch von Newfoundland theuer abzukaufen, und dagegen den Portwein zu billigen Preisen zu liefern. Ein londoner Dandy in Lissabon bildet sich ein, mehr zu sein als der König dieses Landes. Master Bridgwell begnügte sich also damit, dieses kleine Monstrum in der Generalsuniform mit einem kalten vornehmen Lächeln durch das Lorgnon zu betrachten, und bei dessen Annäherung mit einem trocknen: «**Morning!**» den Hut zu lüften.

«**Abaixo a terra!**» krähte ihn die Kinderstimme des Infanten an. — Der Engländer that nicht, als ob er es hörte. «**Abaixo a terra o morra!**» schrie der besternte Bube, schon mit weinerlicher Stimme vor Aerger, und stampfte mit den Füßen, indem sein Begleiter das Gespann anhielt. — Der Engländer nahm keine Notiz davon, setzte seinen weißen Sonnenhut wieder auf und fing an, mit Sporn und Peitsche seinen stöckischen Burro vergebens zu bearbeiten, um die Reise fortzusetzen; allein die Burriqueiros von Cintra lagen an der Seite des Weges auf den Knieen, um den Infanten hindurchzulassen, denn der gemeine Portugiese ist ganz ernstlich der Meinung, daß

sein Gott und sein König aus demselben Thon gemacht sei; nur **nossa Senhora** — d. h. irgend ein berühmtes wunderthätiges Marienbild — steht ihm höher.

Jetzt brüllten die Stallknechte, welche den Prinzen begleiteten, ihr **abaixo a terra!** und schwangen dabei ihre langen Stöcke, während zwei schon im Begriff waren, ihn vom Pferde zu reißen. — «Schlagt zu!» — schrie der kleine Prinz, — «schlagt ihn zu Boden — ich sag's meiner Mutter, — er soll knieen, soll mir die Hand küssen — dieser Elende — — Was? bin ich Infant von Portugal — oder — bin ich der Sohn eines Hundes? — Du selbst ein Hund!» —

Der Engländer aber zog ganz ruhig ein Taschenpistol und schien damit mehr zu spielen als zu drohen, während er indeß mit einem entschlossenen Ernst den Prinzen, so wie die Stallleute ansah.

«Mörder — Mörder!» — schrie der Infant, peitschte auf seine Böcke, und die natürliche Feigheit seiner Begleiter war ihm dabei augenblicklich so schnell behülflich, daß die ganze Erscheinung des kleinen Kobold wie ein Phantom vorüber war, ehe wir uns nur von unserem Erstaunen darüber erholen konnten.

Die Burriqueiros beklagten, daß sie um die Ehre des **Beijamão** (des Handkusses) gekommen waren, und setzten mehr unwillig auf den Engländer, als befriedigt durch dessen Entschlossenheit, die Caravane wieder in Bewegung.

«Senhor» — sagte der Portugiese zu ihm, nachdem er wieder fest saß auf dem Quersattel seines Mulo — «**Vossa Merce** (Ew. Gnaden) wird gesehen haben, wie der lange **Bolero** *) des Infanten das Messer zuckte, das er im Aermel verborgen trug; ich wette, wenn Eure Waffe ihn nicht in Respect gehalten hätte, er würde es Euch in den Leib geworfen haben; denn diese Banditen sind sehr geschickt im Messerwerfen, und auf einen Mord mehr kommt es ihnen nicht an, da die Kirche Absolution für jede Sünde hat — brauchen ja nur eine Kreuzbulle zu kaufen, so ist ihnen Alles vergeben. — Darum möchte ich mir erlauben, Euch den freundschaftlichen Rath zu geben, Euren Aufenthalt in Portugal möglichst abzukürzen; Denn Dom Miguel ist das verzogene Lieblingskind der Prinzessin Carlotta, und diese beleidigen, heißt Gift und Dolch und alle Hofcabalen gegen sich herausfor-

*) Kutscher.

dern — **Verdadeiro deos!** — das Leben in Portugal ist weniger gesichert, als der Vintem in der Tasche — denn der Portugiese ist zu stolz, um zu stehlen; aber nie vergißt er, Beleidigungen zu rächen!» —

Master Bridgwell, der die ganze historische Mittheilung des Senhor Sebastião mit der Miene eines Mannes, dem bekannte Sachen erzählt werden, und der nur zu höflich ist, um dieses zu äußern, angehört hatte, setzte sich so eben in Positur, die Trefflichkeit der englischen Verfassung, besonders die Aegide der englischen Freiheit — die Magna Charta — gegen den portugiesischen Absolutismus herauszustreichen, als einer der braunen baarfüßigen Buben — unserer Burriqueiros, — der vorausgelaufen war, athemlos zurückkehrte mit dem Zuruf: «Kehrt um, Gnaden — da liegen Todte!» —

«Zurück — zurück!» rief Senhor Sebastião — «wer in der Nähe eines Ermordeten gefunden wird, soll nach portugiesischen Gesetzen als des Mordes verdächtig verhaftet bleiben, so lange bis er seine Schuldlosigkeit beweiset.

«Auf die Gefahr hin will ich es wagen» — entgegnete ich — und folgte dem Engländer, der, ohne ein Wort zu sagen, bereits um die vorsprin-

gende Ecke des Parkes geritten war, — welche die Scene, die uns erwartete, unsern Blicken verdeckte.

«Freilich» — entgegnete der Portugiese mit einiger Befangenheit der Beschämung — «es kann Hülfe noch möglich sein, und Humanität fordert uns auf, Leben und Freiheit zu wagen, um Menschenleben zu retten. — Indeß, nicht Viele werden so denken. Sie werden finden, Senhor, daß die Verunglückten verlassen und hülflos liegen.»

Die nächste Minute schon gewährte einen schrecklichen Anblick. Eine rothe Seja war zerbrochen und in den Graben gestürzt; ein erstochenes Maulthier lag blutend daneben, im Geschirr der Scheerdeichsel verwickelt. Das andere stand mit hängenden Ohren hart am Graben. Jenseit desselben lag eine schöne junge Frau, schwarz gekleidet, mit zerrissenem Schleier, todtenbleich von Antlitz und regungslos, wie todt, und mit herzzerreißendem Jammer war ein engelschönes Kind — ein kleines Mädchen von vielleicht sechs Jahren — darüber hingesunken und bemühte sich mit ihren schwachen Kräften, der todten Mutter zu helfen, oder sie wieder ins Leben zurückzuküssen. Sonst war in der ganzen Gegend Niemand zu sehen. Kaum

hatte das Kind uns erblickt, als es mit lautem Weinen uns um Hülfe anflehte.

Augenblicklich sprang ich von meinem Esel herab. Der Engländer kniete schon neben der jungen Frau und hatte ihr den obern Theil des Körpers in die Höhe gerichtet.

«**Bless me!**» — rief er mir zu — «habt Ihr kein Riechsalz, oder dergleichen — die Donna ist unbeschädigt, nur ohnmächtig, wie es scheint.»

Zum Glücke war ich mit einem Flacon versehen, und bald athmete die junge Dame wieder unter unsern Händen.

«Wie ist es nur möglich» — rief ich aus — «daß hier auf diesem geraden Wege die Seja umgeworfen und zertrümmert werden konnte?» —

«Gewaltthätigkeit ist hier geschehen,» — entgegnete der Portugiese, — «das sieht man an dem erstochenen Maulthiere. — **Fé de Deos**, — das ist ein Stückchen von diesem kleinen Teufel, der uns vorhin nöthigte, abzusteigen.» —

«Das wäre empörend!»

«Und sehen Sie, Senhor, dort auf der Thür der rothen Seja den Mohrenkopf im Wappen, mit der Grafenkrone — **para Deus**, — es ist die Donna, an welche unser Auftrag vom **Mercadore**

Ladrone lautet — **oh, Senhores,** — eilen Sie, die Donna wieder ins Leben zurückzurufen; ich würde mir ein Gewissen daraus machen, den Auftrag unsres Ritters nicht ausgerichtet zu haben.»

«**O minha menina!**» *) rief in diesem Augenblick die Erwachende, mit schwacher Stimme, und drückte die Kleine zärtlich an sich — «**oh minha filha** **) — haben sie Dich nicht getödtet, die Schrecklichen?» —

Jetzt nahte sich ihr Senhor Sebastião mit der theilnehmenden Frage, welches Unglück ihr begegnet sei? —

«Ich weiß es nicht, Senhor» — entgegnete die schöne Donna, nachdem sie sich aufgerichtet, und der Engländer sich bescheiden zurückgezogen hatte. — Ich hatte zum Schutz gegen die Sonne das Leder meiner Seja zugezogen, als ich plötzlich einen kurzen heftigen Wortwechsel von vielen Stimmen hörte. Mein Kind schlief auf meinem Schoße; daher dauerte es einige Minuten, ehe ich das Schutzleder öffnen konnte. **O nossa Senhora da Abbadia!** was habe ich gesehen? — Männer mit blitzenden Messern und langen Stöcken — meine Leute wurden zu

*) Mein Mädchen.

**) O meine Tochter.

Boden geschlagen — meine Seja umgestürzt — was weiter geschah, weiß ich nicht — Schreck und Sturz hatten mich ohnmächtig gemacht. Dank Gott, daß ich mein geliebtes Kind gesund finde; aber wo sind meine Leute?»

Da krochen aus dem nahen Gebüsch zwei dunkelbraune Kerle mit himmelblauen Livreen, die auf allen Näthen mit verschossenem Silber galonirt waren — hervor, und in einiger Entfernung hielten zwei eben so gekleidete, aber bewaffnete Diener auf Maulthieren, welche bemüht waren, wieder umzukehren, nachdem sie bemerkten, daß die für todt gehaltene Herrin ins Leben zurückgebracht sei.

Aus der Erzählung dieser Leute ging so viel hervor, daß ihre Excellenz die Condega und die Condesina einem als General verkleideten kleinen Spitzbuben begegnet sei, der mit zwei Ziegenböcken gefahren sei; da der Zug nicht sogleich habe ausweichen wollen, sei der kleine Herr wüthend geworden, und die Bedienten desselben hätten mit ihren langen Stöcken zugeschlagen, indem sie geschrieen, sie wollten uns **mores** lehren. Er, der Escudero, d. h. der Stallmeister der Condeça, habe es für seine Pflicht gehalten, dem langbeinigen Wortführer der Gegenpartei mit seiner Peitsche

ins Gesicht zu schlagen. Nun wäre der kleine Her. wüthend geworden, habe geschrieen: — habt Ihr keine Messer? — stecht Alles todt! — werft die Seja um — — und so geschah es im nächsten Augenblick, — — der lange Mensch stieß dem Mulo — der in der Scheerdeichsel ging — sein Messer mit einer solchen Geschicklichkeit in den Leib, als sei es ein Huhn, das er abschlachte — und ich — schrie der Bolero der Dame — hatte den Muth, vom Mulo herabzuspringen, weil ich mich fürchtete, den zweiten Stich selbst zu bekommen — in der Eile des Rückzuges hatte ich mich in das Gebüsch des Parkes verloren und konnte den Rückweg nach der Seja meiner Donna Condesinha nicht wiederfinden.

«Und Ihr Anderen, warum seid Ihr entflohen, da ihr bewaffnet waret?» — fragte Don Sebastião.

«Senhor» — sprach der Eine, ein kleiner breitschultriger Mensch von schwarzbraunen, markirten Zügen, kniff die funkelnden Augen zu und sagte — «die Ladrões trugen königliche Livree und wir nur gräfliche.»

«**Verdadeiro deos**» — rief der Escudero — «ich würde den spitzbübischen Senhorito wie eine Lerche

auf meinen Degen gespießt haben; aber seine Leute sagten, es sei der Infant Dom Miguel, und wir würden es schwer zu bereuen haben, daß wir Seine Hoheit geärgert hätten. Da ließ ich mich neben der Ziegenbocks-Equipage auf ein Knie nieder und bat um die Gnade des Beijamão, und Seine Hoheit reichten mir die Hand zum Kuß — kaum aber war ich im Begriff, meine Devotion darauf zu bezeigen, da hatten Hochdieselben die Ungnade, mir eine Maulschelle zu appliciren, und ich hatte meine Satisfaction und lief spornstreichs davon.»

«Wir aber» — sprachen die beiden Andern — «hatten uns vorsichtig entfernt, als wir glaubten, daß Ihro Excellenz das gnädige Genick gebrochen habe — wir wollten uns nicht als Mitschuldige verhaften lassen.»

Die Seja war unbrauchbar geworden, und der Engländer machte den Vorschlag, daß man von der Prinzessin Carlotta Schadenersatz und eine andere Seja fordern solle, denn sie müsse vertreten, was die Livree ihres Hauses verbrochen habe. — Der Portugiese rieth davon ab, weil dieses der Dame nur neue Unannehmlichkeiten zuziehen könne. Dagegen machte ich ihr den Vorschlag, sich auf

eine Bank im Parke so lange niederzulassen, bis es mir gelungen sein würde, eine Seja oder eine Maulthiersänfte — und sei es von Cintra — herbeizuschaffen.

Die Dame hatte mit einem verschlossenen Schweigen diese Vorschläge angehört. Sie war jedoch durchaus nicht zu bewegen, irgend einen Dienst von uns anzunehmen; indem sie mit allem Dank für unsere Bemühungen versicherte, es sei Sache ihres Escudero, für ihr Fortkommen zu sorgen. Ihr Wesen hatte dabei eine so vornehme Hoheit, daß wir uns mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu zurückzogen, während sie sich einige Schritt entfernte, um auf einer Bank auszuruhen, von wo aus sie ihrem Stallmeister Befehl gab, nach Cintra zu eilen, und den Besitzer der Quinta de Monserate in ihrem Namen um eine Maulthiersänfte zu ersuchen, da dem Vernehmen nach die Straße nach Maffra mit Wagen nicht gut zu passiren sei.

Nun nahte sich ihr Dom Sebastião mit einer halben Kniebeugung und richtete den Auftrag des Mercadore Contrebandista aus. —

«Ist es möglich?» — rief sie erblassend vor Schreck — «Dom Epifanio hat die Grenze nicht

erreicht? — **Santa Senhora** — was muß ich hö-ren! — Dann haben ihn seine Verfolger ergrif-fen! — **Para deus!** was wird sein Schicksal ge-worden sein? — Jetzt muß ich sie sprechen, diese Prinzessin Carlotta — ihre Intriguen haben ihm dieses Schicksal bereitet — sie muß wissen, wohin man ihn gebracht hat — was aus ihm geworden ist — in welchem Kerker er schmachtet — ob er nach Brasilien oder Africa verbannt ist — O mein Kind — mein armes Kind — was ist aus Deinem Vater geworden?» —

Damit drückte sie die Kleine weinend an ihr Herz, mit der rührendsten Zärtlichkeit einer beküm-merten jungen Mutter. Alsdann warf sie ihr großes dunkles Auge umher, ließ es einige Secun-den auf dem meinigen ruhen und sagte mit ange-nehmer Freundlichkeit im gebrochnen Deutsch zu mir: — «Sie sind ein Deutscher, mein Herr — Mein Vater ist auch von deutscher Abstammung. — Ich habe Vertrauen zu den Deutschen — sie sind edel gegen schutzlose Frauen — wollen Sie mein Führer sein — mein Herr — auf dem schweren Gange, den ich vorhabe?» —

«Madame» — entgegnete ich — «erzeigt meiner Nation eine Ehre, worauf ich Ursache hätte stolz zu

sein — um so mehr werde ich mich beeifern, ihrer würdig zu sein; doch bitte ich um Erlaubniß, die Localkenntniß unsers Senhor Sebastião benutzen zu dürfen, um Zutritt zu der Regentin zu erhalten.»

«Disponiren Sie über meine Kasse — Senhor» — wendete sie sich gegen diesen; ich weiß, daß hier in diesem unglücklichen Lande mit dem goldenen Schlüssel Alles zu erreichen ist — ohnedies nichts.»

Damit hatte sie ihm eine Geldbörse in die Hand gedrückt und fügte lächelnd hinzu: «Aber meinen Namen werden Sie nicht nennen — es könnte der guten Sache schaden. Eher hoffe ich Erfolg von der Ueberraschung.»

«**Vossa Excellenza**» — entgegnete er — «es bedarf dieser Warnung nicht; da man einen Namen nicht zu nennen pflegt, den man nicht kennt.» —

«Dann ist **Vossa Merce** kein Heraldiker» — entgegnete sie mit einem schwermüthigen Lächeln — «sonst würden Dieselben das Wappen meines Hauses erkannt haben. **Adeosinho**, Senhor!» —

Master Bridgwell mochte fühlen, daß er mit seinem nüchternen materiellen Wesen hier überflüssig sei; er entfernte sich daher unter dem Vorgeben, das Schloß in Augenschein zu nehmen, um —

wie er mir halb laut sagte — zu sehen, ob sich dasselbe nicht zu einer Twist-Spinnerei eigne; denn eine Actiencompagnie in London habe das Project . . . . .

«Schon gut — schon gut — Sir!» — unterbrach ich ihn — «hier handelt es sich um die Spinnerei der Parzen am Lebensfaden, und ich fürchte, Ihre Maschinenspinnerei wird bei Senhora Donna wenig Sympathie finden.»

Achselzuckend lüftete der Engländer den Hut und entfernte sich.

Die Dame that einige zerstreute Fragen nach meinem Vaterlande, und ich beeiferte mich, sie aufs Beste zu unterhalten, bis Senhor Sebastião von seiner Recognoscirung zurückgekehrt sein würde; allein ich mußte bald erkennen, daß sie auf meine Worte wenig achtete und mit ganz andern Gedanken beschäftigt war. Nur von Zeit zu Zeit küßte sie ihre kleine Mariaquita, wie sie das schmeichelnde kleine Wesen nannte, und spielte mit dessen blonden Locken, die in Portugal für eine seltene Schönheit gelten.

Senhor Sebastião hatte sich indeß an den **Môr-domo** gewendet, um eine Audienz bei der Prinzessin für eine Dame von hohem Range auszuwirken. Dieser zuckte die Achseln bis über die Ohrzipfel hinauf, klingelte und präsentirte ihm eine Priese aus seiner goldnen Dose, indem er das Gesicht abwandte.

Senhor Sebastião ließ geschickt einige Gold-Crusados hineinfallen, und der geschmeidige Hofmann wurde unbeschreiblich freundlich, indem er die Tabatière einige Augenblicke in der Hand wog und alsdann in die Tasche schob.

«Ihr habt über mein Leben zu gebieten, Senhor!» — redete er mit portugiesischer Ueberschwenglichkeit — «allein ich bin völlig in Verzweiflung und dem Wahnsinn nahe, wenn ich das Unglück habe, bemerklich machen zu müssen, daß von Seiten Seiner allergetreuesten Majestät der strengste Befehl ergangen ist, keine Person, weß Standes sie auch sei, bei Ihro Majestät der Prinzessin zur Audienz zu lassen. Indeß dürfen sich Ew. Herrlichkeit nur an den Reitknecht — Senhor Joaquino — wenden — dieser schöne junge Mensch ist jetzt, im Vertrauen gesagt, der Begünstigte — er regiert den ganzen Hofstaat der Regentin —

und diese thut Alles, was ihm in seiner Laune beliebt. Senhor Joaquino ist aber kein Dummkopf. Er weiß, daß die Herrlichkeit nicht lange dauern wird, und zieht möglichsten Nutzen davon — nun Senhor — Sie verstehen mich» . . . . Damit machte er die Bewegung des Geldzählens. — Senhor Sebastião nickte und entfernte sich.

Vor den Ställen der Maulthiere lagen die braunen halbnackten Bursche im Schatten der Arcaden umher, aßen geröstete Feigbohnen aus der Tasche und spielten Karte.

«Nun Senhores» — redete sie Sebastião an — «erlaubt, daß ich mitspiele. Ich wette, diese Hand voll Testãos gegen eine Hand voll Erde, daß mir Niemand von Euch sagen könne, wo sich der Escudero Senhor Joaquino befindet — nun?» —

«Massa — mich verdienen die Testão — mich sein eine arme Schelm» — lachte ein schwarzer, krauswolliger Negerbube und fletschte die weißen Zähne, indem er seine schwarze Hand ausstreckte, ohne sich jedoch vom Boden zu erheben — «Massa Joaquino sein im Bett der Prinzessin Donna Carlotta.» —

Die Andern lachten und machten ihre wenig anständigen Bemerkungen darüber. Sebastião warf

seine Hand voll Silbermünze auf die Steinplatten, und nun entstand ein Gestürze und Gebalge um das Geld, welches nur dadurch beendet wurde, daß er einen **Crusado-novo** *) Demjenigen bot, der ihm eine Unterredung mit Senhor Joaquino verschaffen würde.

Während Cato, der Negerbube, als der Munterste fortsprang, setzten die trägen portugiesischen Stallbedienten ihr Spiel fort.

«Senhor Joaquino hat großes Glück gemacht, durch die Gnade der Prinzessin» — bemerkte Sebastião —

«Wird nicht lange dauern» — entgegnete ein alter Escudero mit sonnverbrannten und stark gefurchten Gesichtszügen — «so wird er nach Brasilien in die Bergwerke geschickt, wie mein armer Sohn.»

«Tröstet Euch damit, **Compadre**» **), flüsterte ihm ein kurzer breitschultriger Kerl, mit einem magern satyrischen Gesichte zu — «daß es eine große Ehre für Euch ist, Großvater eines königlichen Infanten zu sein — ha ha ha!» —

«Der ein kleiner Teufelsbraten ist» — zürnte der Alte — «der schon seinen leiblichen Großvater

*) Eine Silbermünze von ungefähr 19 Groschen.

**) Gevatter.

ins Antlitz geschlagen hat und noch zum Unglück von Portugal heranwachsen wird. Denkt nur daran, wenn ich schon lange im **Purgatorio** *) brate — was der alte Irmão gesagt hat.»

«**Verdadeiro deus**!» — grollte Senhor Sebastião zwischen den Zähnen und folgte dem Negerbuben, der ihn auf einer Seitentreppe durch ein Vorgemach führte, welches in mehrere Zimmer leitete. Goldgestickte Vorhänge von rothem Damast bekleideten nach der reichen portugiesischen Sitte die hohen Eingangsthüren. Nachdem sie mittelst einer goldnen Quaste zurückgezogen waren, trat Senhor Sebastião in ein altmodig mit Rohrstühlen und Rohrsophas meublirtes Gemach, auf welche rothe Sammetpolster als Sitze gelegt waren. Der steinerne Fußboden war mit zierlichen Teppichen von bunten Aloefäden belegt, und in der Mitte stand ein hohes, eben so breites als langes, portugiesisches Himmelbett, auf dessen reich mit Gold gestickter und mit Spitzen besetzter Damastdecke ein schwarzbrauner Kerl im bloßen Hemde, eine Papiercigarre rauchend, lag, der gemeine Gesichtszüge, aber lebhafte dunkle Augen und einen musculösen Körper-

---

*) Fegefeuer.

bau hatte. Uebrigens herrschte in dem hohen prachtvollen Gemach die unglaublichste Unreinlichkeit und Unordnung. Sättel und Zäume hingen, gleichsam zur Verzierung, an den bestäubten, mit vergoldeten Stukaturen geschmückten Wänden umher, zwischen kostbaren Gemälden von Murillos und andern spanischen Meistern. Livreestücke lagen am Boden zerstreut und schmutzige Stiefel mit Spornen auf den Sammetpfühlen der Rohrsophas. Schmutzige abgegriffene Karten und Würfel sah man auf dem mit Wein begossenen Marmortisch liegen; ein großer Trumeau war zerschlagen, einige der großen Fensterscheiben mit Papier verklebt. In die Damastdecken waren Löcher gebrannt und von den Fenstervorhängen waren die Goldborten größestentheils herabgerissen. Auf dem Balcon, mit zierlichem, zum Theil vergoldetem Eisengitter, waren die dort in kostbaren Porzelainvasen stehenden Blumen längst vertrocknet. Kurz, dem Auge bot sich hier eine Mannigfaltigkeit von Contrasten dar, die selbst den, an dergleichen gewöhnten, Portugiesen überraschte.

Nun begann zwischen Beiden die Unterredung mit jenen unendlichen portugiesischen Höflichkeitsfloskeln, die man dort selbst unter den geringsten Ständen als allgemein verbreitete Sitte findet.

«Senhor — ich bin entzückt, Ew. Gnaden bei gutem Wohlsein anzutreffen,» begann Sebastião.

«**Vossa Senhoria**» — entgegnete der braune Joaquino — «macht mich zu dem glücklichsten Sterblichen durch die Munterkeit ihres Ansehens.»

«Wie befindet sich die Frau Mutter Ew. Herrlichkeit?» —

«Gott sei Dank, Excellenza, ganz wohl im Fegefeuer, so denke ich — sie ist seit zwei Jahren todt — und Dero werthe Familie?» —

«Trefflich, Senhor — denn ich habe keine — Uebrigens bitte ich um die Gnade, Ew. Herrlichkeit eine Priese Tabak präsentiren zu dürfen.»

Damit überreichte ihm Senhor Sebastião seine Dose, die einige neue Souveraind'ors enthielt, und Senhor Joaquino steckte sie, wie in der Zerstreuung, zu sich. — «Nun» — sagte er freundlich — «gesegnet sei die Seele Ihrer Mutter — womit kann ich dienen, Senhor? — Cato — ein Glas **Briceira** *) für den Herrn» — rief er dem Neger zu — «oder **Agoa gelata** **) — was davon be-

*) Eine angenehme Limonade aus Farinzucker, frischem Wasser, Orangensaft und **Termo branco** (feurigem Weißwein) zusammengesetzt.

**) Wasser mit Eis gekühlt.

liebt Senhor? Sie sehen, ich lebe hier im Schlaraffenlande des Märchens — halte den ganzen Tag Siesta und schlafe, so lange es mir beliebt — nur Nachts wird man ein wenig incommodirt. — Donna Carlotta schnupft viel Spagnol — Schade — es ist nicht appetitlich, einen Mund zu küssen mit einem Sattel von Tabak — doch man soll nicht indiscret sein — man hat ein Leben, wie Gott im Paradiese — was will man mehr? — Senhor — **minha menina** grämt sich todt — bah! — wer kann ihr helfen? —

«Was steht zu Diensten, Senhor? — Soll ich Ihre Hoheit auf dem Seil tanzen lassen, oder soll sie Euch dem Staatssecretair zu einer Stelle empfehlen? — **Para deus!** Ihr seid ein honetter Herr, und wo diese Goldfüchse gewachsen sind, werden mehrere schwimmen, wenn es die Wichtigkeit des Dienstes erfordert.»

«Seid versichert, Senhor» — entgegnete Sebastião — «daß das Schnupftabaksgeld *) verdoppelt werden wird, wenn Alles gelingt. Eine vornehme Dame wünscht Audienz bei Ihrer Hoheit zu erhalten.»

---

*) Es ist charakteristisch, was der Deutsche „Trinkgeld,“ der Franzose „**pour des gants**“ nennt, das heißt dem Portugiesen: „Schnupftabaksgeld.“

«Senhor» — sprach er nach einigem Nachdenken — «so geradehin geht das nicht; aber ich werde sie Euch ohne Weiteres in den Garten schicken. — Doch halt — noch Eins — Ihr wollt doch keine Beschwerde führen über den kleinen Teufel — wie? — da würdet Ihr schön ankommen; denn Dom Miguel ist ihr Liebling — dem ist Alles erlaubt, selbst, sich den Sohn des Regenten nennen — bah — was thut's — eine kleine Lüge muß sich mancher gnädige Papa gefallen lassen — haha, ich kenne die Welt, Senhor!»

Mit diesen Worten stieg er aus dem Bett und kleidete sich an. Dom Sebastião aber begab sich in den Park zurück, um mich zu benachrichtigen, in welcher Gegend desselben die Prinzessin zu treffen sein würde. Ich führte die Condeça mit ihrer kleinen Tochter dorthin.

Es war in der Gegend des Dianentempels, wo am Fußgestell eines lauschenden Endymion von weißem Marmor die Prinzessin erwartet werden sollte. Hier blieb Donna Eleonora, wie sie sich nannte, stehen, und ihr liebliches Kind hatte sich zärtlich an die schöne Mutter geschmiegt. Ein

Rosen- und Myrtengebüsch umschlang die Gruppe, die zu den anmuthigsten gehörte, welche ich jemals gesehen habe. In bescheidener Entfernung blieb ich stehen, die Condeça hatte eine Würde und eine Höhe in ihrem ganzen Wesen, welche jedes Eindringen in ihr Vertrauen unmöglich machte. Man sah ihr das Leiden an, das ohne Zweifel ihre ganze Seele durchdrungen hatte; aber sie trug es mit einer Resignation und Entschlossenheit, die jedes weichliche Klagen verabscheute, aber auch nichts mehr fürchtete, weil das Schrecklichste sie schon getroffen hatte. Ihr kluges Auge sprach eine solche Entschlossenheit aus, wie sie dem entschiedensten weiblichen Charakter eigen zu sein pflegt, wenn er durch ein großes Unglück aus seinen stillen Kreisen der häuslichen Behaglichkeit hinausgeworfen ist.

Etwa eine halbe Stunde hatten wir schweigend in peinlicher Erwartung zugebracht. Nur leise kosend beschäftigte sich Donna Eleonora mit ihrem lieblichen Kinde, das von Zeit zu Zeit fragte, ob der Vater hier erwartet werden solle? — Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in dieser Zärtlichkeit, welche mit der Milde der innigsten Mutterliebe die Schmerzenswunde zu bedecken suchte, die des Kindes unschuldige Frage immer wieder auf-

riß. Gern litt sie doppelt ihr tiefes Weh, um nur die jugendliche Seele ihres Kindes mit ihrem ungeheuren Schmerz nicht bekannt zu machen. — Das ist ja der Engel unschuldiger Kinderseelen, daß sie in dem Himmel ihrer Unschuld von zarter Mutterliebe beschützt werden, gegen den Gifthauch der tiefen Seelenleiden, der nicht selten später ihre Blüthe verdorrt. — Man sah es den sprechenden Gesichtszügen dieses schönen Weibes an, daß sie im Inneren unendlich litt, während sie sich bemühte, lächelnd ihrem Kinde eine Hoffnung zu geben, die sie selbst nicht hatte.

Nach einer Weile hörte man den glitzernden Kiesgrand jenseits der zierlich beschnittenen Taxushecke knistern von den Fußtritten nahender Personen. — Jetzt aber richtete die Condeça sich auf und ihre erbleichenden Gesichtszüge hatten eine Strenge und Marmorkälte angenommen, die es deutlich verriethen, was sie von dem Nahen der Prinzessin erwarten zu dürfen glaubte. Es war eine königliche Figur von der edelsten Haltung und dem reinsten Ebenmaß der Körperformen, bei der feinsten Anmuth in jeder Bewegung.

Diese Stille der gespannten Erwartung hatte etwas Peinigendes. Indeß diesesmal wurde die

Erwartung getäuscht. Das ganze Gesicht der Condeça schien sich zu verklären, als sie die Oberhofmeisterin mit den jüngeren königlichen Kindern erblickte. Zwei derselben, eine siebenjährige und eine sechsjährige junge Prinzessin — Donna Maria Franzisca und Donna Isabella Maria — führte sie an der Hand; die zweijährige, Donna Maria da Assumpção, wurde von zwei Bedienten in einem zierlichen Kinderwagen gefahren, und die jüngste, die damals kaum vier Monate alte Anna de Jesuz Maria, mit ihrem muntern lachenden Gesichtchen, hüpfte auf den Armen ihrer wohlgenährten algarvischen Amme.

Man kann nichts Lieblicheres sehen als diese zarten Gestalten mit ihrer reizenden Munterkeit. Die Condeça unterließ es nicht, nach altportugiesischer Sitte, der sich die vornehmsten adeligen Damen fügen müssen, ihr Kniee zu beugen, und die kleinen Hände der beiden älteren Infantinnen zu küssen, welche diese ihr mit kindlicher Freundlichkeit, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken, hinreichten. Man sah es, daß sie diese Huldigungen gewohnt waren zu empfangen, ehe noch der Stolz darauf sich ihrer unschuldigen Kinderseelen hatte bemächtigen können. — Kaum war diese Huldigung

vollbracht, so machten sich die jungen Prinzessinnen los von der Hand ihrer Führerin und wendeten sich mit allem Zauber der Anmuth an die kleine Condesinha, die sie bei den Händchen ergriffen und anfforderten, mit ihnen spazieren zu gehen und zu spielen. — Die anfängliche Blödigkeit dieses Kindes war bald durch das Zureden ihrer Mutter überwunden, und diese bat alsdann die Oberhofmeisterin, darüber zu wachen, daß ihrem Kinde kein Unheil widerfahre. Sie würde untröstlich sein, nachdem sie den Gemahl verloren, nun auch dieses Pfand seiner Liebe verlieren zu müssen. Sie bat zugleich, die fast zu große Aengstlichkeit einer Mutter zu verzeihen, welche durch die schmerzlichsten Lebenserfahrungen daran gewöhnt sei, ihrem Glück zu mißtrauen.

«Besorgen Sie nichts» — entgegnete die Dame mit der höflichen Freundlichkeit, welche vornehme Portugiesinnen oft so liebenswürdig macht — «unschuldige Kinder stehen überall unter dem Schutz der himmlischen Engel.»

«Nur nicht an diesem Hofe» — seufzte die Condeça vor sich hin — und blickte mit einem Gemisch von Besorgniß und Liebe ihrem Kinde nach, das, von den muntern, sylphidenleichten In-

fantinnen angefaßt, über den Grasplatz dahin hüpfte und im nächsten Rosengebüsch ihren Blicken entschwand.

Tief aufseufzend wendete sie ihre Blicke gegen mich und sagte halblaut: «Wenn ihr nur kein Unglück widerfährt. Hier, wo diese Megaire hauset, ist Alles möglich!» —

Mein Erbieten, der Kleinen nachzugehen, um darüber zu wachen, daß ihr kein Schade geschehe, wurde mit einem dankbaren Lächeln angenommen. «Ohnehin» — fuhr sie fort — «hat das Erwarten einer unangenehmen Erscheinung so viel Peinigendes, daß ich Sie beneiden möchte, davon befreit zu werden.»

Ich folgte eine Zeitlang der Kleinen und sah, daß sie vor dem Schlosse auf einem grünen Rasenplatz mit den beiden Infantinnen spielte und von der würdigen Oberhofmeisterin mit derselben Sorgfalt und Höflichkeit wie Jene beobachtet und liebevoll behandelt wurde. Da ich also für den Augenblick keine Gefahr sah, kehrte ich zurück in die Gegend des Dianentempels, um die Condeça darüber zu beruhigen. Allein in dem Augenblick, als ich

im Begriff stand, hinter einem nahen Rosengebüsch hervorzutreten, überraschte mich die Erscheinung der Prinzessin Carlotta, die, von zwei Hofdamen und zwei rothgekleideten Lakaien gefolgt, an der Seite eines jungen Geistlichen einem voraufschreitenden **Escudero** *) folgte. Dieser **Escudero** war eine kleine magere Figur, deren fast schwarzbraune Gesichtszüge seltsam genug contrastirten mit dem weißgepuderten Haar und dünnem Zöpfchen. In der Hand hielt er respectvoll den dreigespitzten Hut, und der Degen nebst seidnen Strümpfen und Schuhen mit rothen Hacken vollendete das altfranzösische Hofcostüm dieses königlichen Stallmeisters, der der Prinzessin auf diesem Spaziergange durch die Irrgänge des Parks als Führer diente.

Die Prinzessin selbst war eine höchst originelle Erscheinung — kleine zierliche Figur, matronenartig, doch etwas unsauber gekleidet, in einem Rock und sogenannter Contousche **) von weißbuntem Kattun,

*) Stallmeister — eine Hauptfigur in der Dienerschaft vornehmer Portugiesen.

**) Altmodiges Camisol, mit kurzen engen Aermeln und langen Schößen; das Rücktheil ist nicht auf dem Leibchen befestigt, sondern hängt in breiten Quetschfalten herunter, was eine unförmliche Figur macht.

mit großen Taschen an beiden Seiten, in deren einer sie alte Knochen, Zähne, Haare, Stückchen Holz und halbvermoderte Zeuglappen zu tragen pflegte, welche ihr der Papst und der Patriarch als kostbare Reliquien vieler Heiligen, aus der Leidensgeschichte Christi und aus dem alten Testament geschenkt hatten. Es war selbst ein Stück von dem Schweißtüchlein dabei, dessen Gott der Vater sich bedient haben sollte, als er am siebenten Tage ruhte, nachdem er die Welt erschaffen hatte. — Donna Carlotta kannte genau den Nutzen eines jeden Stücks und wußte, welche Reliquie unfehlbar gegen Zahnschmerz, welche gegen Gewissensangst und Herzklopfen half. In der andern Tasche trug sie eine beträchtliche Menge losen Schnupftabaks, den sie nach den Spuren davon auf ihrer Oberlippe und auf ihrer Kleidung sehr zu lieben schien. Ihr rundes, etwas mageres Gesicht hatte eine für den Süden ungewöhnliche Röthe, die jedoch mehr vielleicht dem feurigen **Termo branco** von Carcavelos, als der schon verlorenen Jugendfrische zugerechnet werden durfte. Die gebogene bourbonsche Nase ließ ihre Abstammung nicht verkennen. Das kleine funkelnde Auge mit dem lauernden Blick, das Keinen ruhig ansehen konnte, und der höhnend aufgewor-

fene Mund verriethen genugsam ihren nur zu bekannten Charakter. Im Ganzen war ihr Gesicht seelenlos, und doch war sie die Seele der apostolischen Partei, die seit dem Wahnsinn der Königin jede andere Stütze ihres Einflusses bei der Regierungsgewalt verloren hatte. — Donna Carlotta war nicht fromm, aber fanatisch und abergläubig. — Der junge Geistliche, der sie begleitete, Padre Irmão, hatte das elegante Wesen eines jener französischen Abbés vor der Revolutionszeit, die an dem Hofe der Ludwige die Rolle des **Cavalière servente** bei den Damen zu spielen pflegten. Sein seidener Talar, eng gegürtet, umschloß eine schlanke Taille; ein schwarz sammetnes Käppchen auf dem gepuderten Haar und silberne Schnallenschuhe mit Brillanten, eine goldene Tabatière und ein silbernes Cruzifix zwischen den spielenden beringten Fingern — bezeichnete den Weltmann von eleganter Tournüre, der die trefflichsten Eigenschaften eines Stutzers sehr geschickt mit denen des nachsichtigsten Beichtvaters zu vereinigen wußte. — Er war heimlicher Jesuit, was übrigens Jeder wußte, da dieser Orden in Portugal seit der Vertreibung der Jesuiten durch Pombal's Energie nicht wieder hergestellt war, obwohl dessen Mitglieder geduldet wur-

den und sich in die einflußreichsten Stellen wieder einzuschleichen wußten.

Die Gemahlin des Prinz-Regenten hatte mit ihren stechenden Blicken kaum die schöne junge Frau an der Bildsäule des Endymion stehen gesehen, als auch sie stehen blieb, indem sie ihre Annäherung zu erwarten schien. Wie die Condeça unentschlossen einen Augenblick zögerte, sagte die Prinzessin halblaut und spöttelnd zu einer ihrer Damen: «Bei der heiligen Senhora von Ajuda, diese Person bildet sich ein, schön zu sein; aber ich habe noch kein fataleres Visage gesehen — bei der Seele meiner Mutter — fragt sie, warum sie hier Maulaffen feil habe, und wer ihr geheißen habe, sich an unserem Wege aufzustellen.»

«Im Namen Gottes» — sprach der Priester — «Senhor Joaquino verwendet sich zum Voraus für die huldreiche Gewährung ihrer Bitte.»

«**Fé de deos!**» — entgegnete sie — «wenn Wir damit sündigen — Padre — hat die Kirche Macht, es zu absolviren?» —

«Erlauchte Tochter — so Du das Kreuz des Heilands küssen würdest, wird Deine Sünde Dir vergeben sein — und wäre sie eine Ketzerin oder Jüdin, wofür uns Gott bewahren möge.» — Da-

bei bekreuzigte sich der Priester und hielt der Prinzessin das silberne Cruzifix vor den Mund. Diese küßte es gleichgültig und schob es dann mit der linken Hand bei Seite, während sie zwischen den drei Fingern der Rechten eine beträchtliche Priese aus ihrer ledernen Tasche nahm und den Tabak in ihre bourbonsche Nase stopfte. Inzwischen war die Condeça auf den Wink einer der Gesellschaftsdamen näher gekommen und hatte sich auf ein Knie niedergelassen. Die Prinzessin blickte stolz und kalt auf sie herab und stieß ihr fast mit einem höhnischen Aufziehen des Mundes, das sie so sehr verunzierte, ihre, noch mit Tabak verunreinigte, Hand zum Handkuß vor die Lippen. Dunkel erröthete die Condeça über diese Unwürdigkeit, doch unterwarf sie sich schweigend dieser portugiesischen Hofsitte, die ihr weibliches Selbstgefühl beleidigte.

«Wer bist Du — was willst Du?» fragte die Prinzessin.

«Im Namen Gottes flehe ich um Gerechtigkeit» — antwortete die Dame mit einem hinreißenden Ausdruck ihrer schönen Gesichtszüge und einem rührenden Ton der Stimme —

«Dann» — entgegnete die Prinzessin ironisch —

«wende dich an den **Juiz de Fora** *) oder **Corregedor** **), oder, wenn es hoch kommt, an die **Casa do Supplicazão** ***). — Man weiß ja — unter der trefflichen Regierung Unsers Herrn und Gemahls ist Gerechtigkeit im ganzen Lande zu kaufen — — Du hast doch Geld?»

«Genug — Alteza — um tausend Conto de Reaes für Erlösung oder Errettung meines Gatten zu geben.»

«Hm — das läßt sich hören, Padre» — mit dieser Bemerkung wendete sich Donna Carlotta gegen den Geistlichen — «nun ich meine, wenn man zehn Procent von dieser Summe der Kirche zuwendete, so dürfte man sich kein Gewissen daraus machen, das Ganze zu nehmen, und wenn es auch der Befreiung eines Ketzers aus den Kerkern der heiligen Inquisition gelten sollte.»

«Die Kirche — meine hohe Tochter in Christo» — entgegnete der galante Geistliche mit einem süßlichen Lächeln — «ist allezeit eine milde, versöhnende Mutter. Mit guten Werken kann sich auch der

---

*) Richter erster Instanz.

**) Richter zweiter Instanz.

***) Höchster Gerichtshof in Lisbôa.

ärgste Sünder den Himmel erkaufen. Alles geschehe **in majorem dei gloriam!**» —

«Nun Person» — sprach die Prinzessin, nahm noch eine starke Priese mit vier Fingern aus ihrer Ledertasche — küßte einen halb verkohlten Fingerknochen des heiligen Laurentius mit den Lippen, um sich gegen den bösen Blick der Supplicantin zu sichern, den der Aberglaube in Portugal sehr fürchtet — und setzte dann beide Hände auf die Hüften, ohne die Knieende aufzuheben — «nun macht's kurz, denn, bei den Gebeinen des heiligen Sebastião da Cabo, Wir haben nicht lange Zeit, Eure kläglichen Lamentationen anzuhören.»

«Alteza» — sprach die Condeça mit einer flehenden Stimme, und doch mit einer Würde, die sie in diesem Augenblick über das Demüthigende ihrer knieenden Stellung erhob — «ein unglückliches Weib erfleht von Euch die Rückgabe ihres Gatten» —

«Was können Wir dazu thun?» —

«Wer den Befehl auswirkte, ihn zu verhaften, kann auch dessen Befreiung auswirken. Ich darf mich nur nennen, und wenn noch ein Funken von Gefühl für Ehre und Gerechtigkeit in der Seele Eurer Hoheit dämmert, so wird Euer Gewissen

Euch sagen, was Ihr verschuldet habt durch Eure Intriguen!» —

«Padre» — wendete sich die Prinzessin von ihr ab — «die Person redet wie eine Wahnsinnige. Möge sie sich mit ihren tausend Conto de Reaes an Senhor Joaquino wenden; der hat Geschick, solche verrückte Leute zufrieden zu stellen.»

Damit drehte sie ihr den Rücken zu und war so eben im Begriff, die knieende Supplicantin zu verlassen, als diese sich erhob und mit einer wahrhaft tragischen Stellung und ausgestrecktem Arme sprach: Donna Carlotta — ich beschwöre Dich beim Himmel — treibe Epifanio's Gattin nicht zum Wahnsinn; — hast Du ihn — den Grafen von Lavradio — ermorden lassen — ist er auf Deinen Befehl in den Kerkern von Cintra oder im Thurm von Belem verschmachtet — oder in den Sandwüsten Afrikas umgekommen — so höre, Du gewaltiger, rächender Gott, den Fluch einer verzweifelnden Gattin, einer schmerzensreichen Mutter — so räche Du, o Gott, diesen Frevel, laß alle Geister der Hölle in ihrem Gewissen erwachen, laß die Schatten der von ihr Ermordeten ihre Nächte beunruhigen und die Rache der Ueberlebenden ihre Tage verkürzen — — Donna Carlotta — gieb

mir meinen Gatten zurück, oder sieh mich sterben hier zu Deinen Füßen und fürchte die Dolche meiner Rächer, wenn Du die Strafe Gottes nicht fürchtest!» —

Diese, mit aller südlichen Glut der Leidenschaft gesprochenen Worte schienen ihren Eindruck auf die Prinzessin nicht verfehlt zu haben, aber mehr eine gewisse abergläubische Furcht hatte sie ergriffen, als Gewissensunruhe. Und mit einer Aengstlichkeit, die sie sich selbst nicht gestehen mochte, trat sie zurück und sagte erbleichend: «Don Epifanio lebt ja noch — nur die Todten werden gerächt. Nimm zurück Deinen Fluch — Epifanio lebt.» —

«Wo ist er? — **Santa Senhora, madre de Deos!** — welche Fesseln drücken ihn — welche Kerker, welche Sandwüsten zehren an seinem edlen Leben? — o gieb Freiheit ihm — gieb der Gattin wieder den Gatten, den Vater zurück seinem Kinde — sieh hier — und damit kniete sie aufs Neue nieder und rang die gefalteten Hände zum Himmel empor mit dem Ausdruck des unermeßlichsten Schmerzes auf ihren schönen Gesichtszügen — sieh hier das verzweifelnde Weib, die jammernde Mutter demüthigend sich vor der Majestät und Hoheit Deines Ranges; sie flehet um Gottes Barm=

herzigkeit — gieb den Gatten, gieb den Vater zurück!» —

«Haha!» — höhnte die Prinzessin, die der Flehenden gegenüber alle ihren Muth wieder gesammelt hatte — «hoffe nichts! — wer Uns verfolgte — Uns beim Prinz-Regenten verleumdete, als hätten Wir nach der Regentschaft gestrebt — der hat die Strafe verdient, die er erduldet. Das ist Unsere süßeste Rache, die Wir um 10,000 Contos nicht missen würden, daß er langsam sich verzehren muß in Noth und Gram und Entbehrung — und daß Wir jetzt noch die Freude haben, sein Weib — die Theilnehmerin an seinen Verbrechen — an den Grenzen des Wahnsinns zu sehen. Jetzt packt Euch fort, verrückte Person, oder Wir lassen Euch von Unsern Stallbuben zum Tempel hinausprügeln!» — Damit wendete sie, fast zitternd vor Aerger, den Rücken und entfernte sich trippelnd und heftig Tabak schnupfend mit ihrem Gefolge. —

«Mein Kind — mein Kind!» — rief die Unglückliche, indem sie mit ängstlicher Hast um sich schaute.

«Ich werde die Kleine sogleich herbeiholen, Donna» — rief ich und eilte fort, der Gegend zu, wo ich sie spielend verlassen hatte.

«Mariaquinha! Mariaquinha!» — schrie sie mit klarer Stimme hinein in das Gebüsch von Rosen und Myrten, und hohe Lorbeerbäume und melancholische Cypressen mischten ihr schauriges Flüstern in den Angstruf einer verzweifelnden Mutter. —

Der Spielplatz war erreicht, aber leer. — Erschreckend blickte ich umher, denn mich ergriff schon die Vorstellung von der Angst dieser unglücklichen Frau, die in der furchtbaren Aufregung, worin sie sich befand, nun auch ihren letzten Trost, ihre einzige Freude, die süßeste Erinnerung an ihren geliebten Gatten verloren sehen mußte. Schon im nächsten Augenblick trat sie — die mir gefolgt war — aus dem Gebüsch hervor — aber mit fliegendem Haar, zerrissenem Schleier, und eine flammende Röthe, die mit Blässe wechselte, auf den gespannten Gesichtszügen. —

«Wo ist sie? Mariaquinha!» rief sie.

«Hier war es, wo sie spielte mit den königlichen Kindern» —

«Sie ist fort!» — schrie sie auf — «mein Gott — und Sie, mein Herr, stehen hier noch —? — O Ihr kaltherzigen Deutschen — Ihr habt kein Gefühl für den brennenden Schmerz einer Mutter —

jeder Augenblick Verzögerung ist schon das ungeheuerste Unglück für mich.»

Nun durcheilte ich den nicht sehr großen Garten nach allen Richtungen. Nirgend fand ich eine Spur von den Infantinnen und der kleinen Mariaquinha. — Da erblickte ich einige braune Gallegos, mit ihren Lederkappen und rothen Leibgürteln, die beschäftigt waren, für die im Schatten liegenden portugiesischen Arbeiter die Gartenwege zu reinigen. Rasch erkundigte ich mich nach den königlichen Kindern und erfuhr, daß der kleine Dom Miguel dazu gekommen sei und verlangt habe, das fremde Kind solle ihm seine bleiernen Soldaten aufstellen. Auch die kleinen Infantinnen hätten ihre schmeichelnden Bitten mit dem eigensinnigen Geschrei ihres Bruders vereinigt, und so habe endlich die Oberhofmeisterin nachgegeben und die kleine Fremde halb mit Ueberredung und Schmeichelworten, halb mit Gewalt durch eine der Gartenpforten in den Palast geführt.

Augenblicklich begab ich mich dorthin — allein Soldaten von der Wache verwehrten mir den Eingang. Jetzt erschien auch die Condeça, und kaum hatte ich ihr mitgetheilt, was ich so eben vernommen hatte, als sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit Ein=

laß forderte — oder wenigstens die **Camereira Môr** *), oder eine andere Hofdame zu sprechen verlangte.

Die Wache schien indeß den strengsten Befehl zu haben, Niemanden einzulassen, denn weder Schnupftabaksgeld, wie man in Portugal ein Trinkgeld nennt, noch die flehendlichsten Bitten der schönen Frau vermochten die fast zerlumpten bleichen und hohläugigen Soldaten zu bewegen, von ihrer Strenge nachzulassen.

Der Streit darüber und das leidenschaftliche Wesen der schönen Condeça hatte im Schlosse Aufsehen gemacht. Ueberall durch die Jalousieen der wie Vogelbauer vergitterten Balcons blitzten schwarze portugiesische Augen, und aus der Dunkelheit der Souterrains sah man zerlumpte, zigeunerartige Gestalten und schwarzbraune Gesichter durch die Fensterhöhlungen herausblicken — selbst die Bettler im Schatten der Arcaden, die müssigen Diener in den Vorhallen reckten die gelben Hälse, um zu sehen, was es gebe. Knurrend schlichen dazwischen magere und rauchbehaarte Hunde umher und fletschten die Zähne gegen die Störer ihrer Ruhe.

Endlich erschien die dicke Oberhofmeisterin, be-

*) Oberkammerherrin.

gleitet von dem schon erwähnten Padre Irmão, der mit seinem süßlichen Lächeln und behaglichen Kopfnicken die Anrede der achtbaren Matrone begleitete.

«Donna Condeça» — sprach diese, nachdem sie eine starke Priese genommen hatte — denn ohnedies verrichtet Niemand in Portugal ein so bedenkliches Geschäft — «Ihr seid eine sehr glückliche Mutter, daß Seine Hoheit der Infant Dom Miguel und Ihre Hoheiten die Infantinnen Donna Maria da Assumpção und Donna Anna de Jesuz Maria ein so lebhaftes Wohlgefallen an Eurem schönen Kinde gefunden haben, und ich komme, meinen respectvollen Glückwunsch abzustatten zu der Ehre, die Eurem Hause die allerhöchste Gnade Ihrer Hoheit der Prinzessin Carlotta zugedacht hat.» — —

«Welche Ehre? — die kann mir keine Ehre geben — ich verlange mein Kind! — mein Kind!» — unterbrach sie die lebhafte Ungeduld der Condeça —

«**Para Deus — Vossa Excellenza** läßt mich ja nicht aussprechen! — Ihre Hoheit haben in Gnaden geruhet, zu beschließen, daß Ihre kleine Mariaquinha mit den königlichen Kindern zusammen erzogen werden solle.»

«Was muß ich hören?» — rief die Condeça erstarrend vor Schreck. —

«Ist es nicht Ehre genug» — sprach die Dame — «für die Tochter einer Unterthanin — um nicht sagen zu müssen, für die Tochter eines Verbrechers — dem Infanten und den Infantinnen von Portugal zum Spielzeug dienen zu dürfen!» —

«Gerechter Gott!» — rief die Unglückliche aus.

«Meine Tochter in Christo» — begann jetzt der Jesuit mit salbungsvollem Augenverdrehen — «Du wirst darin den Finger Gottes erkennen. Ihre Hoheit die Prinzessin ist durch die Leiden einer bekümmerten Mutter so tief bewegt, daß Höchstsie in ihrer unerschöpflichen Milde beschlossen hat, dem unschuldigen Kinde die Schuld des Vaters und die Unbesonnenheit einer verirrten Mutter nicht entgelten zu lassen, und da eine halb Wahnsinnige nicht im Stande ist, ihr schönes, hoffnungsvolles Kind selbst zu erziehen, so hat Ihre Hoheit sich entschlossen, Mutterstelle bei Eurer vaterlosen Tochter zu vertreten. Ihr werdet sie also vorerst nicht wiedersehen, Donna, und im Namen der heiligen schmerzensreichen Mutter Jesu ermahne ich Dich, meine geliebte Tochter, Dich mit Ergebung und

Dankgefühl gegen Gott und die hohe Wohlthäterin Deines Kindes darein zu fügen.»

Kaum hatte Donna Eleonora vermocht, mit der jedem Portugiesen angeborenen Ehrerbietung für den geistlichen Stand, so lange zu schweigen, bis Padre Irmão seine salbungsvolle Rede vollendet hatte. Jetzt aber brach sie mit südlicher Leidenschaftlichkeit los in einen Strom von Thränen, Bitten und Verwünschungen, welche in der That jede Grenze besonnener Klugheit so weit überschritten, daß sie in diesem Augenblick mehr einer Wahnsinnigen, als einer wüthenden Löwin, der man ihr Junges geraubt hat, glich.

Vergebens suchte ich mich einzumischen. Auch der Portugiese Senhor Sebastião ergriff mit Wärme ihre Partie und versuchte eben so vergeblich durch Bitten und Bestechungen die Herausgabe des Kindes zu erlangen.

«Spart nur Eure Mühe, Senhor» — sprach ein alter freundlicher, mit dem Orden des heiligen Benedict von Aviz geschmückter Fidalgo, der zu der Hofdienerschaft gehörte — «was dieser kleine Eigensinn will, das geschieht; denn er ist der Vorzug Ihrer Hoheit — dieser Dom Miguel — und wenn er Gelüst bekäme, ihr den niedlichen kleinen

Finger abzuschneiden, wie den Sperlingen die Füße —, so müßte sie still halten. — **Para Deus** — ich bedaure das Kind!» —

Diese Rede war wenig geeignet, die Condeça zu beruhigen — im Gegentheil wurde ihr verzweifeltes Geschrei so arg, daß ein Officier erschien und ehrerbietig, aber fest, erklärte, er habe höheren Befehl, die Ruhe Ihrer Hoheit zu sichern, indem er die Dame und die beiden Herren ersuche, sich sogleich zu entfernen, widrigenfalls er Gewalt der Waffen anwenden müsse — so leid es ihm thue, gegen eine so schöne Donna unhöflich erscheinen zu müssen.

Endlich gelang es unserem Zureden, die arme Condeça so weit zu beruhigen, daß sie sich entschloß, abzureisen, um Beschwerde zu führen.

Der Engländer hatte indeß für eine, von zwei Maulthieren getragene, Seja gesorgt, noch schneller, als der Escudero der Condeça von Cintra zurückgekehrt sein konnte. Die Dame stieg ein und dankte mit ihren thränengefüllten großen Augen für seine Dienstfertigkeit.

Der Portugiese flüsterte ihr halblaut zu: von dem Regenten sei wenig Hülfe zu hoffen; dieser habe den besten Willen, wage aber nicht durchzu-

greifen. Dagegen hätte dem Vernehmen nach die Königin Donna Maria jetzt nicht selten lichte Augenblicke, und ihr Sohn, der Regent, besuche sie fleißig zu Cintra — ihr Wort sei diesem heilig und würde ihn zu der Energie bewegen, welcher nicht selten ein schwacher Charakter in Augenblicken der Aufregung fähig sei.

Die Condeça hatte ihm mit großem Ernst zugehört. Nachdenkend erwog sie seine Rede und sprach dann: «Wohlan, Senhores — im Namen Gottes nach Cintra!» —

Diese gemeinschaftliche Reise nach Cintra, so tragisch auch ihre Veranlassung war, hatte doch etwas komisch Romantisches.

Wir drei Reiter — der Engländer, der Portugiese und meine Wenigkeit — hielten uns für verpflichtet, die Ritter der edlen Dame zu machen, der wir das Geleit gaben. Soviel es der Eigensinn unserer etwas langohrigen Reitthiere und die Laune ihrer baarfüßigen Treiber gestatten wollten, suchten wir uns an beiden Seiten oder doch in der Nähe der uns anvertrauten Maulthiersänfte zu halten. Allein dieser noble Pagendienst hatte noch

seine besonderen Schwierigkeiten in der jämmerlichen Beschaffenheit der Straße, die zwar gepflastert war, aber Gott weiß wie? — mit jenen runden weißen Felsblöcken, auf welchen der Fuß des Maulthiers nicht haften kann, ohne herabzugleiten und Gefahr zu laufen, in den zwischen dem Steingeröll liegenden Vertiefungen zu zerbrechen, oder im Morast zu versinken. Dabei war die Straße wenig über eine Wagenspur breit, wenn man das periodische Abschleifen und Vertiefen dieser wenig romantischen Felsenpartieen für Fahrgleise halten wollte. Es gehörte in der That der feste, man möchte sagen, besonnene Tritt der Maulthiere und der leichte Gang des feingegliederten portugiesischen Esels dazu, um hier nicht Hals und Beine zu brechen und sich einigermaßen mit der wahrhaft paradiesischen Nachlässigkeit und Unkenntniß im Wegbau zu befreunden, welche in einem Lande nicht auffallen kann, dessen schmale Küstenstrecke den atlantischen Ocean und die schiffbaren Flüsse, den Tejo, Douro, Mondego, Guadiana, Minho und viele kleinere, als Wasserstraßen besitzt.

Gleichwohl suchte Master Bridgwell sich in gespreizter Reiterpositur, welche der breite Packsattel seines störrischen Mulo zur beschwerlichsten

von der Welt machte, mittelst Anwendung der besten Reiterkünste von Altengland, bei der wenig auf ihn achtenden Dame zu halten, indem er sie mit einer trocknen und etwas umständlichen Abhandlung über die trefflichen Eigenschaften und die Anlegungsart der mackadamisirten Straßen seines Vaterlandes zu unterhalten suchte. Dabei betrachtete er mit seinem vergoldeten Taschenperspectiv nicht die blühenden Angerstrecken von himmelblauen Convolvulus und gelben und rothen Cistusblüthen, von Anemonen und wilden Hyazinthen, sondern die barocken Formen der Steine des Anstoßes, welche sein Maulthier mit vorgestrecktem Halse vorsichtig überstieg, ohne auf Zügel und Sporn eines Reiters zu achten, der dem halbgeschorenen Mulo vor den Augen seiner Dame gern Stellung und Haltung des edelsten Vollblutrenners, der jemals in Hydepark gesiegt hatte, gegeben hätte. Dabei hielt er den ausgespannten Patentregenschirm über den breitgerändelten Hut von Reisstroh — eine komische Figur in gelber Nankinkleidung — die zur Abwechselung mit dem Burriqueiro seines edlen Thieres schalt, daß es so hartmäulig, stöckisch und unempfindlich sei.

Auch Dom Sebastião schien überzeugt zu sein, sich durch Mittheilung des Auftrages, den ihm der

Mercadore Contrebandista ertheilt hatte, Anspruch und Verpflichtung auf die Unterhaltung der Donna erworben zu haben. Auf seinem schwarzen feingegliederten und munteren Burrhino wurde es ihm leichter als dem wohlgenährten Master Bridgwell, sich einigermaßen an der Seite der Sänfte zu halten, und im Vertrauen darauf, daß die Dame sein süßlich lispelndes, aber rein portugiesisches Geschwätz besser verstehen werde, als das schwerfällige Radebrechen dieser Sprache von Seiten des Engländers, der den Mund so voll nahm, als sei ihm die Zunge zu dick — suchte er sie mit den Schönheiten der Gegend bekannt zu machen. Indeß nur, wenn er von der Königin oder von dem Regenten sprach, schenkte sie ihm einige Aufmerksamkeit.

Auf eine weit anziehendere Weise suchte der junge Führer der Maulthier-Seja die Aufmerksamkeit der schönen Trauernden zu erregen.

Unbekümmert um jeden der schwankenden und doch so vorsichtigen Tritte des vorn in die Tragbäume der Portechaise eingespannten Maulthiers, saß diese braune schlanke Gestalt, mit der rothen Zipfelmütze auf dem schwarzen Lockenkopfe, den muntern glänzendschwarzen Augen, der braunen

Jacke mit tausend blanken Knöpfchen, der rothen Leibbinde und den nackten Beinen, quer auf dem Packsattel seines Thiers und sang zu den Tönen seiner Mandoline, mit der dünnen, klaren, in den hohen Fisteltönen modulirenden Stimme, welche den portugiesischen Männern eigen ist, eine jener schmelzenden Modinhas, wie man sie in den lauen, sternenhellen Nächten unter den Blumenbalcons auf den Höhen von Buonavista oder Alcantara zu hören bekommt.

Es lag etwas Rührendes in dieser ächt romantischen Ritterlichkeit, und selbst in den hohen Bebungen einer Stimme, die sich mit den Zwitschern der Lerche unterm blauen Himmel fast vergleichen ließ, und die Melodie selbst, so wie das Gedicht des Liebesliedes hatten einen so süßen schwärmerischen Anhauch, daß die schöne Condeça — gewiß an die Tage ihrer glücklichen Liebe denkend — mit anmuthigem Lächeln und Zähren im großen dunklen Auge ihm zuzuhören schien.

So war endlich das Vorgebirge umzogen, welches die Aussicht auf Cintra bis dahin versperrt hatte; nun aber auf einmal entrollte sich das herrliche Panorama dieses portugiesischen Arkadiens vor unsern Blicken. — Das Meer und der rein-

ste blaue Aether umflossen die duftigen Umrisse malerischer Bergformen der in der reichsten Vegetation des Südens prangenden Serra de Cintra. Jeder Schritt enthüllte neue Schönheiten.

Der Engländer unterbrach seine Abhandlung über die mackadamisirten Straßen und ließ sich alle merkwürdigen Punkte der Gebirgskette nennen, die er, so gut es sich thun ließ, in sein Reisejournal notirte. — Da — jener Felsenkegel, dessen Plateau die Aussicht auf Land und Meer beherrscht, trägt in seiner ausgehöhlten Kuppe das berühmte Korkkloster (Cortiza), welches jene mit Kork ausgelegte Felsenwohnung für neue **Frades Capuchos** enthält. — Dort weiterhin ruhet der Blick auf dem steilen Vorgebirge da Rocca, dessen schwindelnde Höhe sich senkrecht über den weißen Schaumwogen der Meeresbrandung erhebt. Von dort aus soll die Aussicht — wie Senhor Sebastião begeistert schilderte — wahrhaft himmlisch und doch schauerlich erhaben sein, so daß ein Blick hinab in die wogende Tiefe Schwindel erregt und das Herz beklemmt. Da sieht man, gleich blitzenden Funken, die silberweißen Seemöven tief unten an der Küste dahinstreichen und Brust und Spitzen ihrer langen Flügel in den weißen Schaumwogen ba-

den. In weiter Entfernung erblickt man weiße Segel, die von der andern Hemisphäre über den unermeßlichen Ocean aus dem fernen Brasilien zurückkehren, um ihr süßes Mutterländchen wieder zu suchen, und unten aus der trichterförmigen Vertiefung des Felsenplateaus von da Rocca schallt das donnernde Getöse der den Felsen unterwühlenden Brandung herauf, gleich dem unterirdischen Grollen jenes geheimnißvollen Ungeheuers, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das reiche Lissabon über den Haufen warf. Und hier, an dieser senkrechten überhängenden Felsenwand, klettern tollkühne Fischerknaben aus dem nahen Schifferdorfe Colares, das da unter Weingehängen so anmuthig verborgen liegt, auf und nieder. — Weiterhin erhebt sich die steile zackige Klippe, welche das Kloster Peninha trägt. Gegenüber, auf einer eben so hohen Felsenspitze, erblickt man die alte maurische Sultanenburg, die mit ihren runden Thürmen und zackigen Mauerkronen wahrhaft schauerlich mit dem Felsen selbst verwachsen zu sein scheint, während ihre maurischen Erbauer und Bewohner, längst aus ihrer paradiesischen Heimath vertrieben, schon seit vielen Jahrhunderten in afrikanischer Erde vermodert sind. Auch das Kloster

liegt so kühn, daß eine Zugbrücke über den jähen Absturz einer Felsenkluft den Eingang schützt, zu dem man auf den steilsten Wegen von der Kirche Saldanha und an einer Capelle vorüber gelangt, die auf einem jähen Absturz des Felsens zu hängen scheint. Die Klostermauern, auf den engsten Raum eines kleinen Felsenplateau beschränkt, streben mehr gegen den Himmel hinan, als in die Weite hinaus. Ueber das hohe Gemäuer ragt der wunderbare Bau der Klostergebäude mit seinen Vorsprüngen, Thürmen und Altanen im maurisch-gothischen Geschmack empor. Und so trägt diese wundersame Felsenhöhe den romantisch-poëtischen Charakter, welcher an die Zeiten des Königs Dom Manoel I. erinnert, der hier, auf seinen Jagdspeer gestützt, die Rückkehr der Schiffe Vasco de Gama's, der den Seeweg nach Ostindien um die Südspitze Afrikas entdeckt hatte, erwartete —, und als er die weißen Segel auf der blauen Höhe des Oceans erblickte, da war er dort auf unwirthbarer Klippe, jener Sultanenburg gegenüber, auf seine Kniee niedergesunken und hatte in frommer Regung dieses Kloster zu erbauen gelobt.

Und nun, näher am Abhange des Gebirges, sahen wir im dunklen Grün der Orangengärten weiße

Landhäuser in zahlloser Menge schimmern, unter denen die Quinta auf Penha Verde, die Quinta de Monferate mit ihren schattigen Gängen, und die Quinta von Satiaes, des Marquez von Marialva zu den ausgezeichnetsten gehören, durch Weiße des Marmors und Reinheit ihrer Architektur.

In einiger Entfernung lag die Stadt mit ihrem im maurischen Baustyl erbauten Schlosse —, an sich selbst schon ein freundliches topographisches Bild; das aber, in einen Kranz von paradiesischen Gegenden eingerahmt, bei den zarten Umrissen, welche die klare Luft gewährte, als ein feines Miniaturbild erschien.

Diese Stadt mit ihrem Schlosse liegt im Schooße einer Vegetation, die schwerlich reicher in ganz Europa gefunden werden wird. Eine liebliche Atmosphäre umspielt schmeichelnd einen reizenden Baumschlag, den kein Maler so zart und schwimmend in blauer Luft wiedergeben könnte. Entzückende Wohlgerüche wogen uns mit jedem Lüftchen entgegen, und dort an jenem weichgeründeten Berggelände funkelt ein wahres Sternenheer von hell- und dunkelgelben Punkten im dunkelsten, glänzendsten Grün des Orangenlaubes — das sind die Citronen und Apfelsinen, die schon von muntern

Burschen und Mädchen gepflückt und in große Haufen auf dem Grase unter den Bäumen aufgeschüttet werden. Die Baumpracht, welche die Berge und Thäler von Cintra bedeckt, hat sich unter der Gunst eines milden Klima und der geschützten, nach Südwesten hin geöffneten Lage dieser Gegend gebildet, aus Granatbäumen mit ihren brennendrothen Blüthen, schlanken Palmen mit ihren luftigen Federkronen, duftenden Myrten und Centifoliengebüsch, welches von dunklen Lorbeerbäumen und melancholischen Cypressen überragt wird. Breitblätterige Feigen mit ihren süßen Früchten, blasse Oliven und ganze Wälder von Pinien und Korkeichen, riesige Aloen und Kaktusgesträuch, Alles umschlungen vom üppigsten Weinlaub und blühenden Winden — durchduftet von Orangenblüthen und Jasmin, Rosen und zarter Reseda, bilden das geheimnißvolle Innere von diesem Waldesdunkel, das schon im weitesten Ueberblick das Auge entzückt. Und noch unnennbar viele blühende Sträucher und Blumengehänge — welche in unserem Klima als Treibhauspflanzen ein kümmerliches Dasein fristen — gewähren hier mit einer Pracht und einem Reichthum der Vegetation, wovon wir uns in unserm kalten Norden keine Vorstellung machen kön=

nen, die Umzäunung der Wege, den Schmuck der Quellen und Brunnen, und hängen über jede Mauer, verbergen ihr Gestein, bekleiden Felsen und Baumstämme, winden sich an Geländern und Treppen hinauf und hauchen Paradieseslüfte um sich her. — Und damit die Schatten dieser Laubkronen auch in den Tagen der Glühhitze des glänzenden Himmels die anmuthigste Kühlung gewähren, begegnet man hier überall klaren Bächen, die wie Silberfäden im Schatten der Bäume an der dunklen Bergwand niederrieseln, nach der Tiefe zu breiter werden und dann als plätschernde Cascaden von Klippe zu Klippe hüpfen, um mit ihren diamantenen Tropfen Gebüsch und Blumen zu erfrischen und den lechzenden Wanderer zu erquicken. — Und dazu ist hier das Land der Nachtigallen, deren Flötentöne aus dem geheimnißvollen Dunkel der dichtesten Baumkronen erschallen; handgroße Schmetterlinge, mit ihren prachtvoll sammetartigen und goldglänzenden Flügeln, flattern von Blume zu Blume, oder wiegen sich auf den wie Metall glänzenden Blüthen einer tropischen Vegetation. — Mit einem Wort: die Seele fühlt sich hier ergriffen von einer Trunkenheit der Begeisterung, die alle Wunder einer indischen Märchenwelt in unserer

Phantasie aufregt — auch auf Donna Eleonora hatte die Macht dieser paradiesischen Eindrücke mildernd eingewirkt. Sie war ausgestiegen, um eine der schönsten Partieen dieser himmlischen Gegend zu Fuß zu durchwandern. Wir ließen sie allein gehen; denn es schien ihrem Herzen Bedürfniß zu sein, sich auszuweinen und wieder zu sammeln.

Schon waren wir auf der reizenden Terrasse der **Albergaria** *) des Herrn Victor Sassarti — wie der Anschlag besagte — angekommen und hatten uns dort bei einem Glase erfrischender Briceira an der herrlichen Aussicht auf die tiefer liegende Stadt, das Gebirge mit seinen malerischen Abhängen, auf das Meer zur linken Hand, und die ansteigende Ebene zur Rechten, über welche die Thürme und der Dom des riesigen Klosterpalastes von Maffra wie weiße Punkte glänzten — erfreut, hatten die seltsame arabische Architektur des alten Königsschlosses mehr in der Nähe gesehen und erwarteten nun, daß ein portugiesisches Mahl aufgetragen werde; als endlich Donna Eleonora in Begleitung eines Führers erschien und sich unter der grünen **Varanda** **) des Hauses möglichst ent-

*) Logierhaus.

**) Vorhalle.

fernt von uns niedersetzte. Aber ihre schönen Züge hatten einen Ausdruck von Ruhe und Entschlossenheit gewonnen, den sie früher noch nicht getragen hatten.

Die Condeça ließ sich durch ihre Leute allein bedienen; dann zog sie sich in eins der innern Gemächer zurück, um eine kurze Siesta zu halten — vielleicht mehr um die Stunden der höchsten Tageshitze, in welchen es selbst auf den Straßen von Lissabon stiller ist als in der Nacht, einsam zu verträumen, als um nach Landessitte zu schlummern; denn wohl mochte ihr Gemüth noch zu bewegt sein, um Ruhe finden zu können. Auch wir hatten unsre Mahlzeit vollendet, bei welcher der trefflich bereitete portugiesische Salat und der köstliche Nachtisch von Südfrüchten und Confituren angenehmer war, als die Zubereitung der Fische und Gemüse mit ranzigem Olivenöl. Die feurigen, fast öldicken weißen Weine von Colares, Bucelas und Bellas, die unter dem Namen **Termo branco** in Portugal bekannt sind, aber ins Ausland nicht verfahren werden können, hatten mir und dem Engländer trefflich gemundet, während der mäßige Portugiese solche Weine nur mit Wasser vermischt trank. So hatte sich unsre Mahlzeit länger hin-

ausgeschoben, als sonst portugiesische Sitte ist, da erschien der Escudero der Dame und lud Senhor Sebastião und mich ein, sie auf das Schloß zu führen. Wir waren sogleich dazu bereit, und der Engländer erklärte trocken, uns begleiten zu wollen, da Niemand ihn hindern könne, die Merkwürdigkeiten von Portugal in Augenschein zu nehmen. Das Schloß Cintra aber ist eins der denkwürdigsten.

«Ja gewiß, Senhor» — rief der Portugiese — «hier ist noch das Gemach zu sehen, das einst dem armen Alfonso **VI.** zum Kerker diente, worin dieser unglückliche König so lange wanderte, bis seine Fußstapfen in dem Ziegelboden desselben eine Spur zurückgelassen hatten; er war von seinem Weibe verrathen, von seinem Bruder verdrängt und eingekerkert. Dann ist dort noch zu sehen der Sessel, auf welchem der unglückliche junge König Dom Sebastião im Berathschlagungszimmer den Entschluß zu der verunglückten Unternehmung nach Africa gefaßt hatte, in welcher er selbst verloren ging, und sein eigner Sohn, der durch Calderon verewigte standhafte Prinz, den Untergang fand; ferner der Wappensaal des

Königs Dom Manoel I., der dort die Wappen aller für adelig erkannten Fidalgosgeschlechter aufstellte, nachdem er Marschälle ernannt hatte, die über die Reinheit ihres Adels wachen mußten, so daß die Fidalgos, deren Wappen hier nicht aufgestellt sind, für unadelig gehalten werden. — **Oh Senhores!**» schloß er, auf seine empfindsame Weise seufzend — «welche Schicksale dieses Königshauses liegen hier schon verschlossen — welche entsetzliche Vergangenheit — welche Gegenwart — eine wahnsinnige Königin — und welche Zukunft wird diese neue Alhambra noch erleben?» —

Dieser Vergleich mit dem berühmten maurischen Wunderpalast dieses Namens in dem schönen romantischen Granada war, wenn auch zu hoch, doch einigermaßen treffend. Denn dieses Schloß, das auf der Nordseite der Stadt auf einer erhöhten Terrasse sich erhebt, ist allerdings im maurischen Styl erbaut. Diese luftige Bildung der Thore; diese geheimnißvollen Höfe mit ihren Stufen, die Terrassen und Arcaden, die wir zu durchwandern hatten, bevor wir ins Innere gelangten; diese seltsamen, fein geschnörkelten Spitzbogen, und die zarten, gewundenen Säulen, die phantastische Bekleidung der Fenster und Portale, die Fontainen

und Wasserbecken auf den Terrassen und in den Vorhallen und Sälen; die dünnen minaretartigen Thürme, die zarten phantasiereichen Stuckaturen an den Decken und Wänden — Alles trug hier keinen christlichen Charakter, sondern ein völlig fremdes Element, welches allerdings lebhaft an die längst entschwundene Maurenzeit erinnerte. — Selbst die wunderliche thurmartige Kuppelform, in welche die beiden einzigen Schornsteine dieses Schlosses ausliefen, gab demselben ein seltsames fremdartiges Ansehen. Es waren nämlich die beiden Küchen dieser Residenz hochgewölbte Dome, deren Deckengewölbe, von Innen höher steigend, sich verengten zu ungeheuren Kegeln, durch welche der Rauch seinen Abzug nehmen sollte.

«Viel Aufwand für geringe Zwecke» — bemerkte der Engländer — «bei mir zu Lande...»

«Vossa Senhoria» — unterbrach ihn der Portugiese — «wird mir erlauben zu bemerken, daß unser Mond wärmer scheint als die Sonne Ihres Vaterlandes — also......»

«Dort ein Mönch — unter den Arcaden» — rief ich dazwischen — «wir wollen uns erkundigen, ob die Königin zu sehen oder zu sprechen ist?» —

Wir waren von der Gartenseite ins Schloß gekommen, und zwar durch eine der eben erwähnten ungeheuren Küchenräume. Jetzt befanden wir uns in einem der innern Höfe, in welchem gewundene schlanke arabische Säulen die mit steinernen Ruhebänken versehenen Arcaden um den sehr engen Hofraum bildeten, in dessen Mitte aus einem marmornen Becken der klare Silberstrahl einer kleinen Fontaine emporsprudelte. Eine verkümmerte Palme stand daneben, der es hier an Luft und Sonne gebrach, und die dicken stachligen Kaktusblätter krochen überall zwischen den Fugen der Pflastersteine hervor. Ueberhaupt war hier überall, so wie auch in den verwilderten Gängen des Gartens, eine so furchtbare Verödung sichtbar, daß man nicht ohne ein Gefühl von Schauer durch diese einsamen wiederhallenden Räume, mit dem fremdartigen Geschnörkel ihrer Architektur, hindurchschreiten konnte.

Die Condeça war sehr bleich und verschlossen. Nur in den Augenblicken der leidenschaftlichsten Aufregung sprühend und mittheilsam, glich sie jetzt dem Feuerberge, der seine Gluthen im Innern verschließt. Selbst ihr schönes Antlitz war wie Lava erstarrt.

Diese todte Trauer in dem todten Hause — diese tragischen historischen Erinnerungen in der Wohnung einer wahnsinnigen Königin — diese Verödung am Hofe der versunkenen Macht — das Alles erweckte in meiner Seele ein Gefühl von schauerlicher ahnungsvoller Wehmuth, das ich vergebens mich bemühen würde zu beschreiben. Die Condeça schien Aehnliches zu fühlen. Sie warf einen Blick empor zu dem engen Himmelsraum, der mit seinem glänzenden reinen Blau diesen tiefen Hofraum überspannte, und verrieth damit, daß ein ähnliches Gefühl glühte unter der Marmorkälte ihrer strengen Gesichtszüge. Diese milderten sich jetzt zu einer rührenden Wehmuth im thränenfeuchten Auge, als sie mich anblickte mit der Frage: «Wohin werden wir uns nun wenden? — wo soll die Unglückliche die Unglücklichere finden? — wo treffen wir die Königin? — das ganze Geisterschloß scheint wie ausgestorben zu sein. — Fragen wir den Mönch, der dort wandelt.» —

Der Engländer war aus dem hohen Küchenraume in ein Souterrain gerathen, wo er einen alten halb bekleideten **Môr - domo** *) auf einer

*) Hausmeister.

Matratze von Maisstroh ausgestreckt gefunden hatte. Durch einige Silbermünze war es ihm gelungen, seine nationelle Trägheit zu überwinden und ihm als **Guiador** *) durch das Labyrinth dieser Hallen und Säle nach dem Kerker des gefangenen Königs Dom Alfonso **VI**. zu führen. Während er hier mit antiquarischer Gewissenhaftigkeit die Länge und Breite der Spur seines Auf- und Niederwandelns ausmaß und danach die Zahl seiner Schritte auf die zwanzig Jahre seiner Gefangenschaft berechnete und in sein Tagebuch notirte, hatte sich Senhor Sebastião in die Maulthierställe des Hofstaats der Königin begeben, um hier — nach seiner schlauen Gewohnheit — durch Bestechungen einen Fürsprecher bei der **Camereira mór** **) der wahnsinnigen Königin zu gewinnen.

Die Condeça hatte indeß dem grabesbleichen Capuziner mit den gespenstischen Gesichtszügen und den matten sterbenden Augen — mit einer Kniebeugung die Hand geküßt und um seinen Segen gebeten, der der Gebeugten ernst und schweigend ertheilt wurde. Dann fragte sie mit ihrer weichen beweg-

*) Führer.

**) Oberhofmeisterin.

ten Stimme nach der unglücklichen Königin, ob diese jetzt wohl lichte Augenblicke habe, oder von der Nacht des Wahnsinns befangen sei — und wohin sie sich zu wenden habe, um zu ihren Füßen zu gelangen?

Geheimnißvoll und schauerlich schweigend legte der Padre den Zeigefinger seiner Linken auf den Mund, zuckte mit den Achseln und deutete auf den rothen Vorhang einer Thür, die in das Innere des Palastes führte.

War er stumm, oder hatte man ihm als Buße für irgend ein kirchliches Vergehen die Casteiung des Schweigens auferlegt? — ich weiß es nicht; aber das Geheimnißvolle seines Wesens erhöhte die mystische Stimmung unsers Gemüths.

Die Condeça schritt voran. Ueberall in den Vorhallen lagen halb entkleidete Lakaien auf den von Aloefäden gewebten Teppichen und hatten meistens ihre zusammengerollten rothen Livréeröcke unter den Kopf gelegt. Die Meisten hielten noch ihre Siesta und lagen, ohne sich zu regen, in malerischer Stellung, mit den Händen auf der Brust gekreuzt, um den Alp und andre böse Geister abzuhalten, die sich nach dem Volksaberglauben dem sorglos Schlummernden nahen. Andere schlugen

die Augen auf und sahen uns an, ohne im Geringsten eine Bewegung zu machen, die uns gehindert hätte, fast über sie hinweg zu schreiten. Eben so sorglos lagen die zerlumptesten Bettler und magern Hunde in dieser kühlen Vorhalle zwischen jenen Lakaiengruppen umher und gaben sich in ihrer Trägheit kaum die Mühe, ihre Hand auszustrecken, um einige Testãos zu empfangen. In den innern Vorzimmern sahen wir einige dienstthuende Kammerfrauen in einem so völligen Deshabillé, wie es zur Abwehr der Tageshitze nur in dem Innern portugiesischer Familien für möglich gehalten wird. — Einige dieser nußbraunen, stark gealterten und wohlbeleibten Damen lagen ausgestreckt auf den mit Polstern belegten altmodigen Rohrsophas; andre kauerten am Boden, auf orientalische Weise auf ihren Beinen sitzend, und erwiesen nicht selten einer ihrer Freundinnen den dort ganz unbefangen geübten Liebesdienst, ihr den im Schooß liegenden Kopf zu krauen.

Alles bewies hier die ungeheuerste Nachlässigkeit, womit der Dienst einer Königin besorgt wurde, die man für unfähig hielt, ihre Vernachlässigung zu rügen oder nur zu bemerken. So hatte ihre zahlreiche Dienerschaft in den hohen, geräumigen

Gemächern es sich so bequem wie möglich gemacht, ohne sich im Geringsten um die Anwesenheit der Fremden zu bekümmern, die, ohne aufgehalten zu werden, eine Menge dieser seltsam prächtigen, aber unwohnlichen Gemächer durchwandelten, um die Königin zu suchen, von welcher Niemand sagen konnte, wo sie sich eben aufhielt.

Diese schweren, plumpen hölzernen Lehnsessel, in welche Sammetkissen gelegt werden, wenn man sich hinein setzen will, diese schwerfälligen Tische, mit golddurchwirkten Decken behangen, diese grandiosen bestäubten Vorhänge von rothem Damast, mit in Gold gestickten Wappen, und die gepflasterten Fußböden, die man mit Teppichen von gefärbten Aloefäden belegt hatte; diese Apulejo-Bekleidung *) der Wände, welche zum Theil ganz weiß waren, und diese reichen Becken von Marmor, die, mit dem reinsten Quellwasser gefüllt, in jedem dieser hohen Gemächer standen — bildeten einen Contrast von Reichthum und Verödung, wie er nicht ergreifender gedacht werden kann.

So durchschritten wir den Thronsaal des unglücklichen Königs Dom Sebastião, wo noch die

*) Von glasirten Ziegeln, eine Art grober Flinsen.

Sessel seiner jesuitischen Rathgeber standen, die ihn zu dem Unglückszuge nach Africa verleitet hatten, um in seiner Abwesenheit selbst herrschen zu können, und traten in Dom Manoel's großen Wappensaal der portugiesischen Adelsgeschlechter. Hier befanden sich mehrere Fidalgos, im Hofcostüm mit Chapeaubas und Degen, die beschäftigt schienen, ihre eigenen Wappen an diesem Ehrenplatz zu bewundern. Kaum hatte sich ihnen die Gräfin genannt und ihren Wunsch, der Königin vorgestellt zu werden, ausgesprochen, als die Herren mit tiefen Verneigungen sich um die Wette erboten, zum Führer zu dienen. Es bedürfe dazu — sagten sie — gar keiner Etiquette, da die Oberhofmeisterin und die höheren Hofbeamten, die darauf zu achten hätten, selten anwesend sein, und die Königin meistens von Prälaten und Mönchen umgeben sei, die immer noch nicht die Hoffnung aufgeben wollten, ihre hohe Patronin zum Gebrauch ihres Verstandes und zur Regierung wieder gelangen zu sehen. — Mit diesem Gefolge befinde sie sich so eben in der Schloßcapelle. — Dahin wurden wir geführt.

Die hohe Schloßcapelle war durch ungeheure Vorhänge von rothem, mit Gold durchwirktem Damast, die von der hohen Gewölbdecke auf den Boden niedergingen, verdunkelt. Man hatte Mühe, die mumienartigen Gestalten der Priester, Prälaten, Mönche und Chorknaben zu erkennen, welche in ihren scharlachrothen, schwarzen, violetten, braunen und blauen Gewändern hier eine mysteriöse Messe zu feiern schienen. Ein dumpfes monotones Murmeln rollte wie Gewitterschauer über die betende Menge dahin. Weihrauchwolken durchwogten diese geheimnißvoll verhüllten Räume. Eine Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, welche ein Chorknabe uns am Eingange zum Kuß gereicht hatte und dann flattern ließ, hing sich an eine der, die hohen Chorfenster verhüllenden, Draperien, und ein scharfer blendender Sonnenstrahl drang hinein in die heilige Dämmerung und verklärte gleichsam eine todtenbleiche, matronenartige Frauengestalt, die im grauseidenen Nonnengewande, in einen bis auf die Füße herabwallenden schwarzen Schleier gehüllt, auf einem Polster von rothem Sammet unter einem Baldachin mit der Königskrone kniete. Einige Damen ihres Gefolges und einige Herren in Hofgalla knieten etwas weiter zurück.

Jene bleiche Matrone war die unglückliche Königin Donna Maria I. Ihre feinen Züge und ihr großes, tiefliegendes Auge trugen indeß mehr den Ausdruck einer tiefen Melancholie, als den einer blödsinnigen Geistesverwirrung. — Jedenfalls war es mehr Gemüthskrankheit und phantastische Schwärmerei fixer Ideen in der Seele der Königin, als jene Geistesverwirrung, die auch keinen Schatten eines gesunden Urtheils aufkommen läßt. — Diese Bemerkung drängte sich mir bei dem ersten Anblick der hohen Leidenden auf, und die folgenden Augenblicke schon sollten sie mir bestätigen.

Die Messe war beendigt. Die Priester und Mönche zogen sich allmälig zurück durch die Seitenpforten des hohen Chors. Die Königin schien nichts davon zu wissen. Sie verblieb noch einige Minuten in ihrer betenden Stellung, bis zwei Hofdamen sie respectvoll aufhoben. Wie ein Kind ließ sich die unglückliche hohe Frau leiten, wohin man nur wollte. Die Fidalgos, mit dem goldenen Kammerherrnschlüssel auf ihrem Kleide, folgten mit den übrigen Damen in einiger Entfernung, und der ganze Zug ging an uns vorüber dem Hauptausgange zu, dessen schwere Vorhänge zwei rothgekleidete Kirchendiener mit grünen Pilgerkragen von

beiden Seiten zurückgezogen hatten. Ich selbst hatte mich weiter zurück in den Schatten einer Draperie gestellt; die Condeça aber kniete so nahe dem Eingange, daß die hereinfallenden Streiflichter ihre schlanke, schwarz gekleidete Trauergestalt mit den feinen bleichen Gesichtszügen erhellten. Ihr ganzes Wesen erschien damit wie verklärt, und doch hätte sie die Königin, die in ihrem Tiefsinn vor sich hinstarrte, nicht bemerkt, wenn nicht eine der Damen ihre Hand ergriffen und der Condeça zum Handkuß vorgehalten hätte. Jetzt erst bei der Berührung ihrer Lippen schien ein elektrischer Strahl die leidende Königin zu durchzucken. Sie blieb stehen — betrachtete die schöne bleiche Condeça mit einem sonderbaren irren Blick, der aber mit jedem Herzschlag, den man in der tiefen Stille zu hören glaubte, besonnener und forschender wurde. Endlich öffnete sie ihre bleichen Lippen und sprach mit einer kaum vernehmlichen Stimme, so gedämpft und lispelnd: — — «Du — eine Unglückliche? — rede — kann ich helfen? — aber sie haben mir meine Macht genommen. — Jesus hat auch eine Dornenkrone getragen, wie ich — mein Sohn nahm mir die Krone und hat mir die Dornen gelassen. Was willst Du?» —

«Jesus sprach: lasset die Kindlein zu mir kommen!» — so redete die Condeça im Geist der unglücklichen Königin — «und so bin ich denn gekommen zu dem Herzen Jesu, um für mein Kind zu flehen, welches Ihre Hoheit Prinzessin Carlotta mir vorenthält, auch für den Gatten, den sie mir geraubt hat.»

«Das Herz Jesu hat Dich erhört, meine Tochter» — sprach die Königin mit jener Schüchternheit, die sowohl ihrem Charakter als ihrem Gemüthszustande angemessen war, doch nicht ohne Hoheit und rührende Anmuth; — «Du wirst Dein Kind und Deinen Gatten zurückempfangen, wenn es Gott will. Gieb Unserm Sohn, der Uns die Sorgen der Regierung abgenommen hat, diesen Rosenkranz zum Zeichen der Wahrheit Deiner Sendung und sprich: die Königin wünsche, daß Dir gewillfahrt werde. Geh mit Gott!» —

Aus den Augen der Condeça rannen Thränen. Diese rührenden Worte hatten ihr Innerstes bewegt. Sie küßte noch einmal mit lebhafter Wärme die Hand der unglücklichen Monarchin, welche ihr einen kostbaren Rosenkranz von Ambra und schwarzen Perlen mit einem, in Gold ausgeprägten, Marienbilde überreicht hatte. Im nächsten Augenblick aber war

schon wieder der böse Geist über die Unglückliche gekommen. Schon im Begriff, weiter zu gehen, blieb sie noch einmal stehen, starrte die knieende Gräfin an, mit einem so unbeschreiblichen Blick des Grauens und Entsetzens, daß er durch Mark und Seele drang — dann stürzte sie auf ihre Kniee und schrie mit herzzerreißenden Tönen: «Gnade — Gnade — Hülfe — Erbarmen — Flammen der Hölle — Legionen Teufel — Richter der Unterwelt — schrecklich auf dem Flammenthron — ha, mit glühendem Athem, feurigen Augen, brennenden Krallen — meine Seele — meine arme Seele — verdammt — ewig verdammt — o mein Vater — — Mörder — Mörder der Tavoras! — und ich habe es nicht sühnen wollen — ewige Verdammniß — furchtbare Strafe — o — o!» —

Und damit brach sie zusammen und sank in die Arme ihrer Frauen, die sie davontrugen.

Die Fidalgos, in ihrem altfranzösischen Hofcostüm, schienen an solche Auftritte schon gewöhnt zu sein. Sie präsentirten einander ihre goldnen Tabatièren, complimentirten gegenseits um die Ehre des Vortritts beim Ausgange und entfernten sich dann mit einer höflichen Verneigung gegen die noch immer knieende Condeça, die jedoch so ergriffen

war, daß sie davon nichts sah, und noch immer den Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen hielt.

Indem ich aus dem Hintergrunde hervortrat, bemerkte ich die weiße Rose am Boden liegend, welche der unglücklichen Königin entfallen war. Ich hob sie auf und verbarg sie in meinem Taschenbuche. Noch besitze ich diese Reliquie als Erinnerung an eine Königin, die der frömmste Wahn und das ehrendste Gefühl unter den Zuflüsterungen eines fanatischen Priesters so unglücklich gemacht hatte.

Die Condeça erhob sich und sprach mit dem schwärmerischsten Ausdruck ihres dunklen Auges — nachdem sie den Rosenkranz geküßt hatte: «Nach Maffra, Senhor. Der König ist gerecht und gut. Dieses Zeichen eines Engels wird für uns bitten.»

Die schöne Condeça war durch die ergreifenden Scenen des heutigen Tages sichtbar erschöpft. Ich wagte es, ihr meinen Arm zu bieten, und etwas verwundert trat sie auf einen Augenblick höflich lächelnd zurück; doch sogleich darauf legte sie ihren Arm in den meinigen.

«Wohin wenden wir uns nun?» — fragte sie — «Heiligste Senhora — wie unglücklich, verlassen ist eine Frau, der man den natürlichen Beschützer geraubt hat!» — —

Ich führte sie — rathlos, wie ich selbst war, ohne zu wissen, wohin? — aus einem der vordern Eingänge des Schlosses hinaus auf die mit Orangerie besetzte Terrasse, die sich vor der ganzen Breite desselben hinzieht.

Die Aussicht von hier herab über die tiefer liegende Stadt und deren Umgebungen war besonders nach solchen Scenen überaus erfrischend. Diese Menge von Gärten, mit allen Arten von Bäumen, die das Schloß umgeben, die Haine von Orangen und Citronen, welche einen so malerischen Contrast mit der düsteren Rauhheit der übereinander geworfenen Felsengebirge bilden, durchzogen von dem Silberschimmer zahlreicher Sturzbäche, die von den Höhen herab in das tiefe Laubdunkel sich ergießen, gewähren ein Bild von wahrhaft zauberischer Wirkung.

Nur einen Augenblick war Donna Eleonora davon angezogen; dann senkte sich ihr Blick und haftete auf einem großen Gebäude, welches auf dem tiefer liegenden Marktplatz, gerade dem Schlosse

gegenüber, sich erhob. Der untere Theil dieses Gebäudes bestand aus einem starken Eisengitter. — Senhor Sebastião, der in diesem Augenblick wieder an unsere Seite gekommen war, erklärte dienstfertig: das sei das Rathhaus von Cintra, und der ganze untere Raum bilde ein einziges großes Gefängniß, in welchem Gefangene jeder Art durcheinander verwahrt würden. Das sei eben das Schreckliche dieser portugiesischen Gefängnisse, daß Verbrecher und Verdächtige, gemeine Mörder und Räuber mit vornehmen Staatsgefangenen in denselben Raum zusammengesperrt würden, wenn nicht Einzelne vielleicht durch hohe Summen ein besonderes Gefangnenlocal miethen könnten; dazu komme noch das Empörende, daß der Staat die Menschen, die er der Freiheit beraube, nicht beköstige, und daß man sich kein Gewissen daraus mache, die Unglücklichen verhungern zu lassen, wenn nicht die Angehörigen oder öffentliche Mildthätigkeit ihre Verpflegung übernimmt.

«Gott — und ich weiß nicht, in welchem Kerker mein Gatte schmachtet?» — rief die Condeça — «laßt uns hinabsteigen, Senhor, vielleicht ist er dort!» —

Damit eilte sie die breiten Treppen hinab und

über den Markt, jener schauerlichen Höhle des Verbrechens oder des Unglücks zu — denn auch an unschuldig Eingesperrten fehlte es hier nicht. — Eine Menge der dort verwahrten Gefangenen standen hinter den Eisengittern, sichtbar in ihren ganzen Gestalten.

Man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als diese braungelben abgezehrten Menschen von einer Zerlumptheit und Frechheit, wovon wir uns in unserm Norden keine Vorstellung machen können. Ihre nackten schwarzbraunen, oft behaarten magern Arme, die nicht selten mit Ketten belastet waren, streckten sie zwischen den Eisenstäben des Gitters heraus und öffneten ihre krallenförmig gekrümmten Hände mit den langen unbeschnittenen Nägeln, um ein Almosen zu empfangen zur Stillung ihres Hungers. Ihre Augen schienen in der Dunkelheit zu glühen, ihre weißen Zähne zu blitzen, und die Gesichter mit den schwarzen verwilderten Bärten und den Resten rother Mützen auf den schwarzen Wollköpfen waren gräßlich verzerrt, wenn sie gegen das Eisengitter sich drängten und um Gottes Barmherzigkeit willen mit hundert verschiedenen Tönen des Jammers um Almosen flehten. Die Condeça hatte in wenigen Augenblicken all ihr

baares Geld vertheilt, ohne nur den zehnten Theil der dringendsten Anforderungen befriedigt zu haben, und die nichts empfangen hatten, fingen nun ein wildes Geschrei und rohes Geschelte an und warfen mit Koth zwischen dem Gitter hindurch nach der Wohlthäterin ihrer Unglücksgenossen. Diese aber nahmen sich derselben an, und so entstand ein schreckliches Gekämpfe und Gewürge im dunklen Innern dieser Marterhöhle, welches die eindringenden Soldaten von der Wache mit Kolbenstößen vergebens zu beruhigen suchten.

Man denke sich die Empfindung der unglücklichen Condeça, welche durch all dieses entsetzliche Getobe mit ihrer klaren Stimme schrie: «Epifanio — Epifanio! — ist mein Epifanio nicht hier?» —

Da plötzlich ertönte es aus dem dunklen Hintergrunde, wo noch mehrere, wahrscheinlich der schwersten Verbrecher an die Wand gekettet waren: «Hier! — ich bin Epifanio — wer ruft mich?» —

«Mein Gatte!» — schrie sie zwischen das Eisengitter hindurch.

«Mein Weib ist todt — ha ha ha!» — entgegnete mit wildem entsetzlichem Lachen die rauhe, heißere Stimme, begleitet von Zerren und Reißen an den Ketten — «haha — ich habe sie selbst er-

mordet in den Armen ihres Buhlen — hahaha — die Rache ist süß! — versüßt die Pein!» —

«Epifanio — wahnsinnig?» — kreischte sie auf. —

Im Begriff, niederzusinken, klammerte sie sich an das Eisengitter — die schöne Frau — und diese scheußlich wilde Rotte — welch ein entsetzlicher Contrast!

Da rief dicht an ihrer Seite eine andere gedämpfte Stimme: «Excellenza — das ist nicht der Conde Dom Epifanio — es ist Epifanio der **Capitão Ladroes** *), der seit Jahren die Provinz Alemtejo unsicher machte. Er hatte sein Weib erstochen und war entflohen — das war der Anfang seiner Laufbahn — morgen das Ende — der Galgen!» —

«Ihr kennt mich und meinen Gatten?» — rief die Condeça und bemühte sich selbst, das verwilderte Antlitz dieses Menschen zu erkennen.

«**Fé de deos**» — entgegnete er — «ob ich ihn kenne? — und Euch? — Kennt Ihr Matheo, Euern Barqueiro, nicht mehr?» —

«Du — alter, treuer Matheo?» — rief die Gräfin überrascht — «Du warst ja in jener schreck-

*) Der Räuberhauptmann.

lichen Nacht der Flucht bestimmt, ihn den Strom hinaufzuführen, der spanischen Grenze zu — —»

«Gewiß, das war ich — und ich that meine Schuldigkeit — aber ein Ruderboot der Polizei verfolgte uns. Mein Bube und ich, wir waren nur unserer zwei, und der Wind blies schwach in das dreieckte Segel der Barke. Dagegen hatten unsere Verfolger sechs Ruderer, und pfeilschnell durchschnitt ihr viel leichteres Segelboot die Wellen des Tejo. Die Nacht war so sternhell, daß man die beiden Segler wie weiße Gespenster über die tiefe dunkle Fluth dahinfliegen sah. Unser Herr griff selbst zum Ruder; aber was half es? — «**Hoya, hoya!** frisch Jungens! — frisch gerudert!» — erschallte es immer näher. Wir hörten bald ihre schnellen Ruderschläge und sahen das Flattern ihres Segels. Schrecklicher Augenblick! Dom Epifanio stürzte sich in die Fluth, vielleicht um den Tod zu suchen; denn unsere Lage schien ohne Hoffnung zu sein, — oder um sich durch Schwimmen zu retten. Gott weiß es. Allein der arme Herr wurde gerettet von unsern Verfolgern — gewiß, damit sie ihn nur langsamer zu Tode martern.»

«Heilige **Senhora, Madre de deos!** — was

werde ich hören?» — rief die Condeça gepreßt dazwischen.

«Nun, ich weiß es nicht, Excellenza — denn mich hatten sie an Händen und Füßen gebunden, den Mund verstopft, auf den Boden der Barke gelegt und mit einem Tuche zugedeckt — schlimm genug — aber noch schlimmer war es, als sie mich aus meiner guten Verpackung hervorholten — Dom Epifanio war nicht zu sehen — wohin mit den Polizeidienern? — Gott weiß es! Mich aber führten sie über Stock und Block hierher, wo ich hungern lerne. Aber ich meine, wenn man's am besten kann, ist man todt.»

Die Condeça hatte einen Ausdruck von Erstarrung, der sie einer schönen Bildsäule ähnlich machte. So wendete sie sich mit krampfhaft gefalteten Händen und einem schmerzvollen Blick gegen mich und sprach kein Wort weiter als: «Nach Maffra!» —

Es war schon zu spät geworden, um an diesem Tage noch mit Sicherheit nach Maffra kommen zu können. Obgleich Stadt und Kloster nur noch vier Legoas oder sechs Wegestunden von Cintra entfernt waren, so sagte man uns doch, daß der Weg da=

hin so abscheulich und halsbrechend und dabei durch Raubanfälle so übel berüchtigt sei, daß nur der unverständigste Uebermuth in so später Tageszeit diese Reise wagen könne. Nur mit Mühe ließ sich die Condeça überreden, in der reizenden Quinta von Satiaes, die dem Marquez *) von Maria Alva gehört, zu übernachten. Senhor Sebastião und ich blieben in der für Portugal gut eingerichteten Albergaria des Herrn Sassarti — der Engländer aber lud seine Pistolen aufs Neue und machte sich mit seinen Burriqueiros und einem bewaffneten Bedienten noch um vier Uhr Nachmittags auf nach Maffra. Wir Beide erstiegen dagegen das merkwürdige Korkkloster (Convento cortice), von dessen hohem Plateau aus uns die wundervolle Aussicht über das schöne, warme Estremadura und über das atlantische Meer entzückte. Wir erkannten die Brandung des Meers gegen die tiefliegende Küste, deren Brausen man der Entfernung halber mit dem Ohr nicht vernimmt, am weißen Schaum der Wogen, welcher wie ein zarter Saum sich am gekrümmten Strande in schwindelerregender Tiefe dahinzog. Es war hier ungemein traulich — die braunen

*) Spr.: Markes — Markis.

Wände der kleinen Zellen und der Capelle, mit weicher Korkrinde belegt, dämpften jedes Geräusch. Die hier wandelnden Mönche, fast alle Greise mit weißen Bärten, in brauner Ordenskleidung der Capuziner, waren ein Bild der Armuth und Genügsamkeit. — Christliche Demuth und fromme Stille ließ hier keinen Gedanken an die üppige Opulenz des mönchischen Lebens in den reichen Klöstern Portugals aufkommen. Die gemalten Heiligenbilder an den Wänden, die Marienbilder in den Nischen dämmerten so lauschig in der dunklen Felsenhöhle dieser kleinen Kirche. Jede Zelle dieser Einsiedler, die nach der strengsten Regel des heiligen Franziskus leben, war so groß wie ein Grab, ohne anderes Geräth als eine Matratze von knisterndem Maisstroh, einen Cruzifix und einen steinernen Wasserkrug.

Einer dieser frommen Väter, die im Volke fast wie Heilige verehrt werden, erkannte aus früheren Verhältnissen meinen Begleiter Senhor Sebastião. Er machte ihm freundlich grüßend das Zeichen des Kreuzes und dieser küßte dem ehrwürdigen Padre die Hand. — Nach einigen gewechselten Höflichkeiten erzählte ihm der redselige Portugiese unsere

heutigen Abenteuer und erwähnte dabei der Gräfin von Lavradio. —

«O mein Sohn» — rief der Padre aus — «diese unglückliche Geschichte hat mir fast das Herz gebrochen. Ich war Caplan im Hause des Grafen, als das Unglück sich begab, wodurch eine der reichsten und edelsten Familien von Portugal in Trauer versetzt wurde.»

Der ehrwürdige Greis führte Senhor Sebastião und mich auf eine der steinernen Bänke, welche auf der Terrasse im Halbkreise um einen steinernen Tisch angebracht waren, und der Pater Kellermeister setzte Wein und Wasser, einige Südfrüchte und etwas Brot vor uns auf den Tisch. — Während sich unsere Blicke vertieften im Anschauen einer unermeßlichen Fernsicht, die ein so schönes Bild der Unendlichkeit gewährte, erzählte Padre Josepho Folgendes:

«Der hochselige Dom Francesco, Graf von Lavradio, hatte zwei Söhne, Dom Phelippo und Dom Epifanio. Jener war der ältere, also durch das Recht der Geburt zur Nachfolge in die Titel und Güter seines Vaters berufen. Dom Epifanio war für den geistlichen Stand bestimmt und trug schon, nach portugiesischer Sitte, als Knabe das Mönchs-

gewand; als Jüngling wurde er auf das Collegium zu Coimbra geschickt, um dort Theologie zu studiren; denn der Rang und das Ansehen seiner Familie berechtigten ihn zu Ansprüchen auf eine der höchsten und einträglichsten Würden der Kirche. Allein Dom Epifanio hatte einen lebhaften Geist und das heiße Blut eines Spaniers — seine Mutter war auch eine Spanierin gewesen —. So trieb er das Studium der Theologie so lau wie die meisten jungen adeligen Studenten, die sich meistens nur immatriculiren lassen, um für gewisse Pfründen und Stellen, worauf sie vermöge ihrer Geburt Anspruch haben, die erforderliche fünfjährige Studienzeit nachweisen zu können; dagegen legte er sich mit Eifer auf mathematische Wissenschaften und interessirte sich auf das Lebhafteste für das Militair- und Seewesen. Auch sein Herz war zärtlichen Gefühlen zugänglicher, als es seiner Bestimmung nach gebilligt werden konnte. Er liebte die schöne Tochter eines Professors der Mathematik, der aus einer deutschen Familie abstammte und eine Spanierin zur Gattin hatte; beide Eltern waren weit entfernt, die nationellen Vorurtheile der Portugiesen zu theilen, welche ihre mannbaren Töchter völlig einschließen und vor jedem männlichen Blick behüten,

bis sie solche dem zuvor vielleicht nie gesehenen Gatten überliefern. Und so war es für gesittete und gebildete junge Leute nicht so gar schwer, in dem Hause des Professors Lobo, wie sein deutscher Name Wolf verwandelt war, eingeführt zu werden. Dort aber glänzte Donna Eleonora als Stern erster Größe unter den Schönen von Coimbra. Sie war kaum dreizehn Jahre alt, als sie schon durch die südlichfrühzeitig sich ausbildende Schönheit ihres Körpers und Munterkeit ihres Geistes allgemeines Aufsehen erregte. In den Partidas oder Abendgesellschaften war sie schüchtern und zurückgezogen wie ein junges Reh, und durch kein Bitten zu bewegen, einen jener üppigen Nationaltänze — die **Fossa** oder **Chula** — welche damals noch in den Provinzialstädten auch in den vornehmen Gesellschaften getanzt wurden, aufzuführen, oder zu der Guitarre eine Modinha zu singen, — jenen zärtlichen Nationalgesang, den die Portugiesen so leidenschaftlich lieben, — obwohl man wußte, daß sie in häuslichen Kreisen oder im Beisein der vertrautesten Freunde des Hauses unaussprechlich reizend tanzte und lieblich sang. Dort bezauberte sie auch durch die naive Munterkeit, den Witz und die heitere, zutrauliche Gemüthlichkeit ihres ganzen Wesens.

«Dom Epifanio war nicht der Einzige, der von ihren Reizen gefesselt wurde, aber er war der Einzige, für den in ihrer jungen unerfahrenen Seele eine leidenschaftliche Liebe erwachte. Anfangs gaben sich beide junge Leute arglos dem schönen romantischen Gefühl des gegenseitigen Wohlwollens hin, ohne die Gefahr desselben zu ahnen. Als sie solche erkannten, war es zu spät. — Keine Macht der Erde hätte mehr vermocht, ihre Herzen von einander zu reißen. Vernünftige Vorstellungen hätten nichts dagegen gewirkt, weil die Leidenschaft der Liebe in unserem schönen Süden so heftig ist, daß kalte Berechnungen der Vernunft ihre Macht verlieren. Das Einzige, was die Liebenden begriffen, war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, ihr Verhältniß geheim zu halten. Sie bewachten ihre Blicke und ihre Worte im Beisein Anderer mit einer Aengstlichkeit und Scheu, welche ihnen das Ansehen gab, als sei eine feindselige Spannung zwischen Beiden an die Stelle ihres früheren unbefangenen, zutraulichen Verhältnisses getreten. Dagegen wußte Dom Epifanio seine Geliebte in den himmlischen, lauwarmen Nächten unter den duftenden Orangenbäumen ihres Gartens zu treffen, und hier erwachte unter berauschenden Wohlgerüchen,

bei dem flötenden Ton der Nachtigallen, im Wollusthauch eines lusitanischen Himmels jener heiße Wellenschlag des Bluts, jene Sinnengluth der Leidenschaft, wovon ihr kalten Nordländer Euch keine Vorstellung machen könnt. Hier steht der Mensch in seiner frühreifen Entwickelung unter klimatlichen Einflüssen, und der strengste Beichtvater würde vergebens sich bemühen, diese Verirrungen eines heißen Naturtriebes in die Grenzen der Moral zurückzubannen. Nur dadurch vielleicht veredelt sich diese Sinnengluth, daß sie selten oder nie durch Gemeinheiten im Wechsel des Gegenstandes der Neigungen sich herabwürdigt, sondern nur in der leidenschaftlichsten, unbewußten Hingebung seines Daseins an den Geliebten besteht, den man für das ganze Leben gewonnen zu haben glaubt.

«Um diese Zeit war auch Dom Phelippo, der ältere Bruder unseres Epifanio, nach Coimbra gekommen, wo er schon früher immatriculirt war, ohne jedoch sich studirenshalber dort aufzuhalten; jetzt gegen das Ende der fünfjährigen Studienzeit wollte er den akademischen Rang eines Baccalaureus der sieben freien Künste erwerben, was auch gegen die Gebühr gar keine Schwierigkeit hatte; und bei diesem Aufenthalt wurde er von seinem

Bruder Epifanio in dem Hause des Professors Lobo eingeführt. Hier sah er Donna Eleonora, die vielleicht unbewußt mit der anmuthigsten Freundlichkeit ihre volle Liebenswürdigkeit entfaltete, um den Bruder ihres Geliebten für sich zu gewinnen, von dem vielleicht als künftigem Familienhaupt ihr ganzes Lebensglück einmal abhängen würde.

«Dom Phelippo war ein hoher, ernster junger Mann, mager, etwas gebeugt gehend; aber seine tiefen dunklen Augen hatten einen schwärmerischen Aufblick; um den feinen Mund zog sich ein geistreiches Lächeln. Er war im Gegensatz mit seinem lebhaften Bruder ein theosophischer Grübler, für den die Welt und ihre Thorheiten keinen Reiz mehr hatten. Das Leben hatte ihm — dem vom Glück verzogenen Erstgebornen einer der reichsten Adelsfamilien — alle Genüsse bis zur Erschöpfung gewährt. Und in der Langenweile einer solchen Erschlaffung griff er zu den ascetischen Büchern und Heiligenlegenden, welche ihm sein Beichtvater aus der Klosterbibliothek zusteckte. Er war nicht ohne Geist, wenn auch ohne Ausbildung der Denkkraft und ohne Kenntnisse, unter Domestiken und Mönchen aufgewachsen, wie man denn eine so vernachlässigte Erziehung hier in Portugal in den ange-

sehensten Adelsfamilien am häufigsten findet, und so hatte sich seiner jene Stimmung bemächtigt, für welche auch die Spanier eine eigne Benennung haben und die im Grunde nichts Anderes ist, als die Hypochondrie der Deutschen, der Spleen der Engländer, mit einer Beimischung von jener ruhesuchenden Hinneigung zum beschaulichen Klosterleben, welche in der pyrenäischen Halbinsel die Stelle des hier unerhörten Selbstmordes für Lebensmüde vertritt.

«In dieser Stimmung sah Dom Phelippo die schöne Eleonora. Ein einziger freundlicher Blick aus ihren wundervollen Augen entflammte in seiner heißen Brust das noch nie empfundene Gefühl der Liebe. — Man denke sich dieses tiefe melancholische Gemüth, diesen mystisch grübelnden Sinn zum ersten Male erwärmt von jenem Gefühl irdischer Beseligung, das auf der ganzen Welt nicht so heiß empfunden wird, als in unserem paradiesischen Lande, wo Alles sich vereinigt, dieser Leidenschaft eine Macht und einen Zauber zu geben, welche Eure kalten Seelen nicht begreifen» — und damit hatte er sich gegen mich gewendet, den Deutschen, dessen Nation die Portugiesen zwar achten, aber für kalte, berechnende Verstandsmenschen halten — «und so» — fuhr er fort — «hatte sich all die fromme mystische Liebe

des jungen Mannes zu der heiligsten Jungfrau Maria auf dieses reizende Mädchen übertragen, das seine schwärmerische Liebe zu einer der Heiligen des Himmels verklärte, indem er sie anbetete mit dem Gefühl der Frömmigkeit, welches seine ganze Seele durchdrang.

«Ein solches Gefühl in einer so heißen Brust läßt sich nicht verschließen, ohne sich wenigstens durch tausend kleine Züge zu verrathen, schon ehe es, gewaltsam alle Fesseln der Zurückhaltung sprengend, in Wort und That sich kund giebt. So auch Dom Phelippo. In seinem ganzen Wesen war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Er hatte bisher die schwarze Studententracht von Coimbra, diesen langen, bis auf die Füße herabgehenden, vorn herunter zugeknöpften, mit einem Leibgürtel umschlossenen Talar mit den weiten hängenden Aermeln geliebt, weil dieses Costüm einer mönchischen Ordenskleidung ähnlich sah. Jetzt aber, nachdem er sich beeilt hatte, den akademischen Grad eines Baccalaureus zu erlangen, erschien er plötzlich in den Partidas des Professors in einem hellblauen Sammetrock von französischem Schnitt, mit großen brillantirten Stahlknöpfen, einer atlassenen goldgestickten Schoßweste, gestreiften seidenen Strümpfen

und gepudertem frisirtem Haar, geschmückt mit einem Reichthum von Brillanten, den die Portugiesen so gern zur Schau tragen; an seiner Seite hatte er den feinen Galanteriedegen mit goldenem Gefäß, unter dem Arm den dreieckten Chapeaubas — im Nacken den seidenen Haarbeutel — kurz, er erschien mit dem ganzen graziösen Luxus eines französischen Marquis der alten Zeit — so wie es einem hohen Titulado oder legitimistischen Fidalgo wohl anständig war — denn die luftigen Moden der pariser Incroyables haben als Ausgeburten der Revolution bei der hiesigen **Fidalgia** noch keinen Eingang gefunden, aus Besorgniß, für Jacobiner gehalten zu werden. Der auf solche Weise in das elegante Weltleben zurückgekehrte Ascet war, wie das bei leidenschaftlich erregten heißblütigen Menschen nicht selten der Fall ist, von einem Extrem zum andern übergesprungen. Er war in seinem Aeußern und in seinen Manieren fast geziert geworden wie ein Hofmann; während seine, in Portugal so seltene, Leibeslänge, das dunkle tiefsinnige Auge, die hohle Wange und die gebeugte Gestalt den unheimlichsten Contrast seines Innern mit seiner äußern Erscheinung verrieth. Sein tiefes Gefühl konnte sich jedoch in das zischelnde, abgebissene Mode=

geschwätz der portugiesischen Conversation nicht finden, und so stand er denn steif und geschmückt wie ein Modebild des vorigen Jahrhunderts in einer möglichst dunklen Ecke der tiefen und schmalen Sala und hatte die dunklen Augen starr und flammend, ohne ein Wort zu reden, auf die liebliche Eleonora gerichtet. Redete man ihn an, so hörte er nicht; erst wenn ihn ein Bekannter tüchtig schüttelte und ins Ohr schrie, ob er denn keine Ohren habe zu hören, keinen Mund zu reden, schien er wie aus dem tiefsten Traume zu erwachen und gab auffallend verkehrte Antworten. Eben so wenn Eleonora in ihrer himmlischen Güte ihn anredete: alsdann war seine Verwirrung grenzenlos und dabei doch so liebenswürdig, daß es selbst das muntere, oft muthwillige Mädchen belustigte, ehe sie es noch ahnte, welches Unheil sie in seiner frommen Seele angerichtet hatte.

«Nicht ohne Schrecken und Besorgniß hatte Dom Epifanio diese erwachende Leidenschaft in der tiefen Seele seines vom äußern Glück so begünstigten Bruders erkannt. Jetzt mit einem Male fiel es ihm doppelt schwer aufs Herz, daß seine geistliche Bestimmung, welche er nach der einmal herrschenden Familiendespotie und der unbeugsamen

Strenge seines Vaters für unabänderlich hielt, jeder näheren Verbindung mit seiner Geliebten als ein unabwendliches Hinderniß entgegentreten mußte. Was nun beginnen — besonders bei dem Zustande einer unglücklichen Hoffnung, in welchem Eleonora lebte. Und nun noch dazu die Liebe eines Bruders, der zwar auch durch Rang und Vorurtheile zu erhaben über einer ehelichen Verbindung mit der Tochter eines Professors von Coimbra stand — allein doch immer durch Reichthum und Ansehen tausend Mittel hatte, seine Wünsche zu erreichen, die dem armen, spärlich dotirten, für den geistlichen Stand bestimmten Sohn dieses hohen Adelshauses nicht zu Gebot standen. — Kaum wagte er, solche peinigende Besorgniß seiner geliebten Eleonora mitzutheilen, aus eifersüchtiger Furcht, daß sie die glänzendere Eroberung der seinigen vorziehen würde. Zum Unglück trafen noch zwei Ereignisse zusammen, um beide Liebende aufs Aeußerste zu treiben. — Dom Epifanio hatte von seinem Vater den Befehl erhalten, sich ungesäumt als Novize in die prächtige Abtei des **real convento de Alcobaça** zu begeben; zudem hatte Phelippo im Drange seiner Leidenschaft seinen Bruder zum Vertrauten derselben gemacht und gegen Eleonora sich in einem schwärmerisch

zärtlichen, von Rosen durchdufteten Briefe erklärt, und um ihre Gegenliebe gebeten. Er hatte ihr seine Hand geboten für den Fall, daß sein jetzt schon kränklicher Vater mit Tode abgehen und ihn zum Herrn der reichsten **Morgados** *) in Portugal, Brasilien und auf den Azoren erheben würde. Er bat schließlich um Erlaubniß, bei ihren Eltern um ihre Hand sich bewerben zu dürfen, indem er aus Delicatesse die Hoffnung umging, die er hatte, für diese Mißheirath die erforderliche königliche Erlaubniß zu erhalten, weil bekannt ist, daß der Regent aus Eifersucht gegen den Adel Alles billigt, was geeignet ist, das Ansehen desselben herabzudrücken.

«Darüber äußerte er sich jedoch gegen seinen Bruder, entwickelte überhaupt in Beziehung auf diese seine Herzensangelegenheit einen Scharfsinn und eine Voraussicht, die man diesem theosophischen Träumer früher nicht zugetraut hätte. Aber gewiß» — seufzte der Mönch mit tiefer Seelenkunde — «es giebt kein Gefühl, das alle schlummernde Geisteskräfte so reich entwickelt als hoffende Liebe, aber auch keines, das sie so niederdrückt, als die hoffnungslose.»

---

*) Königliche Lehngüter.

«Epifanio wagte nicht, sich seinem Bruder zu entdecken; aber in der folgenden Nacht schlich er an die weiße Gartenmauer der Quinta des Professors, überstieg dieselbe mit Hülfe einer Cypresse, die außerhalb der Mauer stand, und eines Weingeländes im Innern, gab das gewöhnliche Zeichen unter dem Balcon der Geliebten, und nach wenigen Minuten schon konnte er sie stürmisch an sein Herz drücken.»

««Unglückliche» — rief er — «Du hast einen Brief von meinem Bruder erhalten?» —

««Ja, Geliebter — **madre de Deos** — wo finde ich Hülfe? — Meine Mutter — mein Vater — sie haben den Brief aufgefangen — sie halten für ein Glück, was das schrecklichste Unglück meines Lebens wäre — **para Deus!** — Mein Vater hat gedroht, mich in ein Kloster von der strengsten Regel einzusperren — wenn ich diesen hochadeligen Freier von mir weisen würde!» —

««Ich will Deinem Glück nicht entgegenstehen» — rief Epifanio mit dem schmerzlichsten Ausdruck seines jugendlich schönen Gesichts — «ich werde nach Afrika gehen, mich in die Sandwüsten von **Congo** oder in die rauhen Gebirge von **Benguella***)

*) **Congo** und **Benguella** (spr. Bankella) sind portu-

begraben, möge mich dort die Sonne verbrennen oder Tiger und Hyänen zerreißen — mir Alles gleich, sei Du nur glücklich, Geliebte!» —

««Ich mit Dir» — rief sie, ihn mit leidenschaftlicher Angst umschlingend — «mit Dir, mit Dir im Tod und Leben!» —

«Und nun besprachen Beide die Flucht. Epifanio besaß nichts als ein goldnes Kreuz mit Diamanten, welches ihm seine verstorbene unvergeßliche Mutter geschenkt hatte. So theuer ihm dieses Andenken war, so hätte er kein portugiesischer **Namorado** *) sein dürfen, wenn er einen Augenblick Bedenken getragen hätte, es für das Glück seiner Liebe zu opfern. Auch Eleonora besaß einige werthvolle Schmucksachen, an denen sie aber mit der kindischen Eitelkeit einer schönen Portugiesin hing, die bekanntlich den Schmuck von Gold und Edelsteinen so sehr lieben, daß man sogar früh Morgens die Dame in der Seja oder die Orangenverkäuferin in ihrer **Loja** **) mit Ohrgehängen

---

giesische Besitzungen in Nieder-Guinea, auf der Westküste von Afrika, welche kleine Negerreiche unter portugiesischem Schutze bilden.

*) Liebhaber.

**) Bude, oft groß genug, um zugleich darin Limonade (Briceira) zu schenken.

von Brillanten und goldnen Kettchen um den Hals zu sehen bekommt. Indeß für eine weitere Flucht hätten sie dennoch geopfert werden müssen; allein Dom Epifanio war ein viel zu galanter Liebhaber, um ein so ungeheures Opfer von der süßen **minha-menina** *) zu fordern, und bildete einen andern romantischen Plan, der auf den Edelmuth seines Bruders berechnet war.

«In der folgenden Nacht führte er sein geliebtes Mädchen in einer kleinen Barke, die ein verschwiegener algarvischer Schiffer mit seinem Buben ruderte, den Mondego hinab und bestieg ein dort vor der Barre kreuzendes brasilianisches Handelsschiff, das nach Congo bestimmt war, um eine Ladung Ebenholz, oder schwarzes Fleisch, wie die Negersklaven von den gefühllosen Sklavenhändlern genannt werden, einzunehmen. Dem Schiffer aber gab er einen vorher an seinen Bruder geschriebenen Brief mit, worin er mit allem Feuer der leidenschaftlichsten Liebe ihm sein Verhältniß zu Eleonora, die Folgen ihrer Verirrungen und ihre Flucht bekannte, nebst dem Entschluß der Verzweiflung, mit der Geliebten nach Afrika zu segeln, um dort das Ende ihrer

*) Mein Mädchen — das süßeste Schmeichelwort zärtlicher Portugiesen.

Leiden zu erwarten, indem ihnen das Leben keine andere Hoffnung mehr gewähre, als durch die Großmuth seines edlen Bruders die Mittel zu erhalten, den Tod in der Wüste zu suchen. Er bat alsdann, ihm eine kleine Geldsumme, hinreichend, um die Ueberschiffungskosten nach Afrika bezahlen zu können, zu senden, für seine Seele zu beten, und, wenn es möglich sei, seinen Vater zu versöhnen. Er fühle einmal keinen Beruf für den geistlichen Stand und erliege dem Fluch seines Daseins, daß er um einige Jahre zu spät geboren sei, um Anspruch an irdische Glückseligkeit machen zu können. — «Ich habe Dir weh gethan, mein Bruder» — schloß er — «allein, Gott weiß, ich konnte nicht Anders. Hätte ich Dich betrügen wollen, mein Bruder, wärest Du glücklicher mit ihr geworden?» —

«Auch Donna Eleonora hatte einige Zeilen an Dom Phelippo geschrieben, worin sie mit wenigen innigen Worten ihm sagte, daß ein einmal verschenktes Herz keinen Werth mehr für ihn haben könne, daß er ihr wenigstens deshalb nicht grollen, sondern die Theilnahme bewahren möge, welche ein so großes Unglück, wie das ihrige, gewiß jedem fühlenden Herzen einflöße.

«Dem Barqueiro war verboten, nicht zu verrathen, wohin er die Liebenden gebracht habe. Er war von dem Erlös einiger Steine aus Epifanio's goldenem Kreuz zu gut bezahlt, um nicht zu schweigen; überhaupt sind die algarvischen Barkenführer, so wie die braunen Gallejos in Liebessachen zu verschwiegene Boten, um Verrath besorgen zu müssen. So wurde am Bord der Arthemisia mit ängstlicher Sehnsucht die Rückkehr des treuen Barqueiro erwartet. Diese erfolgte endlich am Abend desselben Tages, und der Schiffer überbrachte ein schwarz versiegeltes Schreiben mit dem Wappen und der Handschrift seines Bruders. Zugleich erstieg ein Pater vom Franziscanerorden das Schiff und deutete schweigend und ernst auf den Brief, den der überraschte Epifanio in den zitternden Händen hielt, kaum fähig, ihn zu eröffnen. Doch endlich geschah es, mit Eleonora's Hülfe. Beide warfen zugleich einen Blick hinein. Aufjauchzend warf sich das Mädchen in seine Arme; doch Epifanio war ohnmächtig geworden, im ungeheuersten Sturmdrange aller Gefühle. — Als er unter Eleonora's zärtlichen Bemühungen wieder zu sich kam, lasen Beide noch einmal mit thränenfeuchten Augen den Brief, welcher so lautete:

« — « Mein theurer Bruder! Auch ich liebte Eleonora. Es war meine erste und einzige Liebe — das einzige Gefühl, das im Stande gewesen wäre, mich mit der Welt und dem Leben wieder zu versöhnen; allein ich hatte meine höhere Bestimmung verfehlt, indem ich mich dieser Liebe zuwendete. Gott will es nicht, daß ich seinem Altare entzogen werde, an dem meine Seele mit schwärmerischer Innigkeit hing, ehe ich dieses Mädchen kennen lernte. Nun aber ist mir auch die letzte Lebensblume gebrochen, und damit ist stärker als jemals die schwärmerische Sehnsucht nach der Stille des Klosterlebens in mir erwacht. Unser guter Vater wird nach so eben erhaltener Nachricht keine zwei Tage mehr überleben; ich eile, ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen, dann gehe ich nach Lisbôa, die Entsagungsurkunde auf die Nachfolge in den Titeln und den Gütern unsres Vaters zu Deinen Gunsten in bündiger Form ausstellen zu lassen, und den Prinz-Regenten für die Uebertragung meiner Rechte auf Dich, so wie für Deine Vermählung zu gewinnen. Diese werde aber sogleich am Bord des Schiffes vollzogen; denn ich kann nicht ruhen, ehe nicht die Folgen Eures Leichtsinns wieder gut gemacht sind. Kann ich Euch mehr lieben, als

indem ich Euch glücklich mache? — Mit diesem Bewußtsein ist selbst das Opfer, das ich bringe, ein Glück für mich. Ich gehe an Deiner Stelle in das Kloster Alcobaça. Gott segne Euch!» —

««Beikommende Anweisung auf meinen Banquier» — schloß er in der Nachschrift — «wird genügen für Eure erste Einrichtung.» Es war eine **Charte-blanche,** wonach Dom Epifanio so viel beziehen konnte, als er bedurfte.

«Alles ging nach Wunsch; Eleonora wurde Epifanio's Gattin, noch ehe sie das Schiff verließen; ihre Eltern, von Allem durch Dom Phelippo benachrichtigt, empfingen sie mit offnen Armen, und nachdem der alte Graf von Lavradio in der Familiengruft beigesetzt war, Dom Phelippo aber sein Noviziat im königlichen Kloster von Alcobaça angetreten hatte, bezog das junge Paar den schönen Palast Lavradio auf dem Campo Santa Clara und führte dort wie im irdischen Paradiese das glückseligste Leben.

«Doch kein Glück hienieden soll dauernd und vollkommen sein. — Epifanio's Feuerkopf hatte sich in eine politische Intrigue eingelassen, die jedoch seinem Herzen wie seinen loyalen Gesinnungen mehr als seinem Verstande Ehre machte. Er hatte stand=

haft allen Anforderungen der Adelspartei der Prinzessin Carlotta widerstanden, — welche diese zur Regentin erheben wollte, indem man beabsichtigte, den kranken und melancholischen Prinz-Regenten Dom João für gemüthskrank und unfähig zur Regierung zu erklären, — und war derjenige gewesen, der den vertrauten Kammerdiener desselben, Senhor Francesco Lobato, auf das Genaueste von der vorseienden Verschwörung in Kenntniß gesetzt. Er hatte ihm die Regentin als geheime Triebfeder derselben genannt, und dadurch gewarnt, kehrte der Regent plötzlich nach Lissabon zurück, als man ihn noch fern in den Sandwüsten von Alemtejo, in einem einsamen Kloster begraben glaubte. —

«Den Spionen der Prinzessin Carlotta aber war seine Mitwirkung nicht entgangen. Sie wußte mit der ihr eignen Kunst, zu intriguiren, und durch geschickt angewendete Bestechungen Dom Epifanio als Freimaurer und Jacobiner verdächtig zu machen, und der Regent selbst unterzeichnete, auf Verlangen seines Alles geltenden Ministers Dom Vasconcellos, den Verhaftsbefehl gegen den Grafen von Lavradio, obwohl ihm durch seinen Kammerdiener Lobato das Gegentheil versichert war, und er wohl wußte, daß Dom Epifanio sich den Haß seiner Gemah-

lin durch einen Act der loyalsten Gesinnungen zugezogen hatte. Aber um einen, in seinen Augen unbedeutenden, Edelmann zu retten, wollte der Prinz nicht mit seinem Premierminister brechen, den er für eben so unentbehrlich als unersetzlich hielt, und so war er schwach genug gewesen, den gedachten Verhaftsbefehl zu unterzeichnen, nachdem er Lobato geheimen Auftrag gegeben, den Bedrohten zu warnen und ihn zu bewegen, auf einige Zeit nach Spanien zu entfliehen, indem der Regent sobald als thunlich ihn zurückrufen lassen werde.

Dieser seltsame Auftrag wurde auch vollzogen, ehe der Verhaftsbefehl zur Ausführung kommen konnte. In der folgenden Nacht wollte Dom Epifanio entfliehen. Schon war von dem Bureau der räuberischen Schleichhändler an der spanischen Grenze gegen Erlegung einer gewissen Summe eine Sicherheitskarte gelöst, ohne welche so leicht kein angesehener Reisender unberaubt die engen Gebirgspässe der rauhen Serra de Estrella zwischen den portugiesischen und spanischen Grenzfestungen Elvas und Badajoz passirt haben würde. — Der Schmerz des Abschieds von Weib und Kind verzögerte die Flucht von Stunde zu Stunde. Endlich trat Dom Epifanio mit einem vertrauten Diener aus einer der

Hinterpforten des Palastes ins Freie — noch eine lange Minute hing Donna Eleonora in seinen Armen. Nun hörte man Geräusch von Nahenden unter den Arcaden. Der bewaffnete Diener warnte, aber plötzlich sahen sie sich von einem Dutzend **Aguacils** und **Alcaïdes***) umgeben. Allein mit jugendlicher Kraft durchbrach der Graf ihre bewaffnete Masse und sprang wie ein gejagter Hirsch die nächste **Calcada****) hinab in der Richtung des Tejo zu, während sein treuer Diener den Degen zog und die Verfolger seines Herrn aufzuhalten suchte. Auch Eleonora warf sich ihnen heldenmüthig entgegen. Sie wurde verwundet, der treue Diener erhielt einen heimtückischen Messerstich durch den Rücken und sank sterbend zu Boden. Indeß hatte doch der Graf einen so bedeutenden Vorsprung gewonnen, daß wir hoffen durften, er habe die Barke des unten harrenden treuen Matheo erreicht und werde sich gerettet haben.» —

«O Schmerz!» — rief Senhor Sebastião — «er ist nicht gerettet!» Er erzählte darauf dem

---

*) Polizei- und Gerichtsdiener.

**) Treppe, deren es viele in den abhängigen Straßen Lissabons giebt.

greisen Mönch die Aufträge des Contrebandista und die Mittheilungen des armen Matheo. —

Der Mönch senkte sein Haupt mit dem weißen Bart auf die Brust, seufzte tief auf und sprach mit gefalteten Händen: «Gott ist groß — Gottes Wille geschehe — Amen!»

«Versucht es» — fuhr er nach einer Pause fort — «den Regenten in seiner Abgeschiedenheit zu Maffra zu sprechen, indeß befindet sich unter den **Frades Arabidos** ein angesehener Geistlicher, der Euch in diesem Falle nützen könnte, wenn er wollte, und er wird gewiß wollen, dafür bürgt sein edler Charakter. Fragt nur nach dem Frade Leonio — mehr darf ich nicht sagen, sonst möchte die Condeça Bedenken tragen, sich an ihn zu wenden.

«Nun mit Gott, nach Maffra! Empfanget meinen Segen — die Glocke läutet zur Abendmesse.»

Wir knieten nieder, empfingen den Segen des würdigen Greises unter dem Geläute der Glocken — von wunderbarer Wirkung auf dieser klaren Höhe. Die sinkende Abendsonne vergoldete Meer und Himmel, Wald und Berg, und schwimmend in Thränen der Begeisterung stiegen wir nach Cintra wieder hinab.

Am Gasttische in der Hospedaria saß Master Bridgwell und zeichnete den erstaunenden Bauern eine neue Bewässerungsmaschine mit Kreide auf den Tisch, deren Anwendung er ihnen auf das Dringendste empfahl.

Jeder Mensch hat seine Neigungen. Die zufriedensten sind in der Regel die prosaischen trocknen Realisten, ob aber die glücklichsten? das läßt sich kaum glauben; denn was ist Glück ohne Aufschwung der Seele? —

Der Weg von Cintra nach Maffra war beispiellos schlecht. Die Entfernung beträgt nur vier Legoas oder sechs Wegestunden. Obgleich wir zeitig aufgebrochen waren, so erreichten wir doch erst unter den brennenden Sonnenstrahlen des Mittags die öde Gegend, in welcher die Stadt und der Klosterpalast von Maffra sich erhebt. Die Condeça schien auch körperlich sehr angegriffen zu sein von den Beschwerden einer solchen Reise, die zugleich so viele Erschütterungen ihres Gemüths gewährt hatte. Hin und her geworfen in ihrer von Maulthieren getragenen Sänfte, und sich angestrengt festhaltend mit beiden Händen, suchte bisweilen ihr

schönes dunkles Auge meinen Blick, um darin Trost für die Vergangenheit und Hoffnung für die Zukunft zu finden. Wenn ich nebenher reitend, wo es die Beschaffenheit des Weges gestattete, ihr die Ueberzeugung aussprach, daß sie unter den nächsten Umgebungen des Regenten gewiß noch einen kräftigen Fürsprecher finden werde, so lächelte sie wehmüthig vor sich nieder, aber antwortete nicht. Wo es ebener war, so daß die Maulthiere einen festeren Tritt hatten und nicht über die Steintrümmern der Straße hinwegzuklettern brauchten, legte sie gefaltet die Hände in ihren Schooß und versank in ihren Schmerz.

Die Sandschollen und kahlen Hügel und Felsen jener Einöde waren wenig geeignet, sie zu erheitern. Das ascetische Leben frommer Mönche hätte keine Gegend finden können, in welcher die Seele weniger durch Schönheit des Irdischen von der Sehnsucht nach dem Himmlischen abgezogen wird. Ein dunkler Tannenwald und graue Felswände beschränken die Aussicht nach der Landseite zu — eine graue Wasserwüste nach der Seeseite hin. Hier erhebt sich auf einer Anhöhe die kleine Stadt Maffra, deren gezackte Mauerzinnen verrathen, daß dort einst die vom christlichen Schwerte vertriebenen Mauren

eine Festung hatten. Darüber hinaus ragen die Kuppel und die phantastischen Glockenthürme jenes riesigen Klosterpalastes, welches die Portugiesen nicht ohne Stolz das Escurial von Portugal nennen. Die unermeßliche Fronte desselben wurde jedoch erst sichtbar, als wir durch das Gewinde der krummen, ansteigenden Straßen und Travessas dieser alten, düstern Stadt die große Praça de Convento, diesen Hauptplatz der Stadt erreichten, der, von Gras und Kaktus zwischen den Fugen des Straßenpflasters überwachsen, die Verödung bezeugt, welche das klösterliche Leben so gern um sich her verbreitet. Auch herrschte hier wie in der ganzen Stadt die tiefe schauerliche Stille der Zeit der Siesta. — Alles menschenleer, nur hier und da schlafende Lazzaronigestalten, die nicht einmal bei dem Getrappel unserer Maulthiere sich bewegten und Todten glichen in einer von der Pest verheerten Stadt. Nur magere Hunde regten sich und schlichen mit gekrümmten Rücken davon. Es war die Stunde der glühenden Mittagssonne, welche der ganze Süden verschläft; aber die Phantasie hatte Raum genug, sich das Schrecklichste zu denken.

Wir hielten vor der ärmlichen Hospedaria, dem einzigen Wirthshause in dieser Stadt (**Villa**) von

2000 Seelen, und hatten Mühe, die schlafenden Bewohner derselben zu wecken, um für uns und unsere Mulos und Burrhinos ein Unterkommen zu finden.

Während wir so auf der Straße hielten, warf die Condeça einen sinnenden Blick auf die gegenüberliegende Fronte jenes ungeheuren Palastes, welchen der Großvater der wahnsinnigen Königin, Dom João V., im Anfange des vorigen Jahrhunderts, mit einer Verschwendung von 30 Millionen Crusados erbaut hatte.

Mich ergriff schon der Contrast der Majestät dieses Riesenbaus gegen die Niedrigkeit der dürftigen Wohnungen, welche von drei Seiten diesen Platz umgaben, während die vierte eine Marmorfronte von 660 Fuß Länge ausfüllte. — Nie hatte ich die bescheidene Wohnung der Armuth und die Opulenz des mönchischen Lebens in seiner stolzen Pracht in so schroffen Gegensätzen gesehen. Die Religion erschien hier als die hochmüthige Herrscherin, zu deren Füßen sich das demüthige Volk im Staube windet. —

Man denke sich diesen Anblick. In der Mitte das ionische Säulenportal einer stolzen Basilika, deren hohe Kuppel mit zwei phantastischen Glocken=

thürmen das platte Dach überragte. Eine breite Prachttreppe von weißem Marmor führt hinauf in die offene Vorhalle der Kirche, Gallilea genannt, welche mit 58 Statuen der Apostel und Heiligen aus cararischem Marmor geschmückt ist. An beiden Seiten des Doms erstrecken sich, in fortlaufender Fronte, auf der einen Seite der Palast des Königs, auf der andern der des Patriarchen und der Domherren, beide mit Eckpavillons geschmückt. Hinter diesem Hauptgebäude bilden die Flügel desselben noch ein Viereck von 670 Fuß Tiefe, welches mehrere Höfe umschließt. Diese Seitenflügel enthalten dreihundert Zellen für die Franziscanermönche dieses Klosters, mit acht Schlafsälen und dem Refectorium der Mönche. Ferner ein Gymnasium, welches der König Dom Jose I. im Jahre 1772 gestiftet hatte, und die beiden großen Bibliotheksäle mit einer Büchersammlung von 50,000 Bänden. Dieses ungeheure Gebäude, welches den stolzen Namen: **Real convento e palacio de Maffra** führt, ist gewölbt und mit Steinplatten gedeckt, welche luftige Gärten mit Rotunden, Terrassen und Ruheplätzen zwischen den seltensten tropischen Gewächsen, die der botanische Garten von Belem liefert, bilden. Auch die Gärten hinter dem Kloster

sind mit ausländischen Pflanzen reichlich versehen, die der Regent aus den portugiesischen Besitzungen in Afrika, Asien und Amerika hatte kommen lassen; — eine melancholische Erinnerung an Portugals vormalige Größe muß Jeden ergreifen, der unter diesen Palmen von Dekan, Dattelbäumen aus Congo, oder gefiederten Mimosen aus Brasiliens Urwaldungen in den Gärten von Maffra dahinwandelt. Auch ist es außer den kirchlichen Ceremonien vielleicht das einzige Vergnügen des Regenten, welches ihm die Pflanzenkunde gewährt. Allen Menschen mißtrauend, hat er keine Lieblinge als diese exotischen Gewächse, welche ihm seine Liebe wenigstens mit Blumen und Wohlgerüchen vergelten, während die undankbare Menschenwelt ihn, wie er wähnt, mit Hohn und Verrath verfolgt.

Dieses Alles bemerkte der redselige Dom Sebastião, während unsere Burriqueiros sich bemühten, den Wirth und seine Familie aus ihrem Mittagsschlaf zu wecken.

«**Para Deus, Senhor**» — so beschloß er seine Schilderung des vor uns liegenden Klosterpalastes — «wir sind stolz darauf, wir Portugiesen — ein königliches Kloster zu besitzen, das mit dem Escurial von Spanien wetteifern darf. Es enthält

666 Gemächer und 5200 Thüren und Fenster — **fé de Deos** — **Senhor!** — das ist doch noch eine Merkwürdigkeit, dergleichen außer Spanien kein andres Land der Erde aufzuweisen hat. Selbst Rom besitzt nur sein Capitol und seine Peterskirche — aber was ist das gegen unser Maffra! — Gewiß, Senhor, Portugal muß schon darum sehr glückselig sein, weil es so reich ist an Gütern für den Himmel und die geistlichen Herrschaften. An 526 Klöster, mit den fruchtbarsten Ländereien ausgestattet, thronen auf den reizendsten Höhen des Landes wie eben so viel Herrschersitze, und 200,000 Geistliche aller Art, ein Patriarch mit einem Domcapitel, zwei Erzbischöfe und siebzehn Bischöfe, nebst sieben Domstiftern und geistlichen Congregationen, bilden eine himmlische Heerschaar, die mit ihrem gesunden, reinmenschlichen Appetit vom Mark des Landes zehrt. Der Titel unserer Könige: **Majestade fidelissima** (allergetreueste Majestät) war die Belohnung, womit der heilige Vater zuerst den König Dom João V. für die Begründung des Patriarchats und die Erbauung dieses geistlichen Palastes beglückte, und man muß gestehen, daß diese unsterbliche Ehre für das Opfer von vielen Millionen um einen Spottpreis erkauft ist. Die

Klreisei steht unter der Gerichtsbarkeit der päpstlichen Nuntien, die sie gegen Laien und Gerichte in Schutz nehmen. Dafür erhebt der Papst von der Geistlichkeit an 26,000 römische Scudi an verschiedenen Abgaben — die doch auch dem Lande entgehen. Eine himmlische Wirthschaft, Senhor! — bei Gott! — Ich meine» — so schloß er — «ein Land ist sehr glücklich, das so für den Himmel seiner Geistlichkeit sorgt.»

«Gewiß, Senhor» — entgegnete ich, in die Ironie seiner Rede eingehend — «man würde Gefahr laufen, als Jacobiner oder Freimaurer an der **Garrotta***) erdrosselt zu werden, wenn man behaupten wollte, Portugal könne nicht eher glücklich werden, als bis die müßigen Hände von 200,000 Mönchen und andern Geistlichen in arbeitsame Hände verwandelt, die 526 Klöster in Fabriken und Manufacturen umgemodelt und ihre mehr als ein Drittel alles Areals des Landes umfassenden Güter an fleißige Landwirthe vertheilt sein würden. — Doch, wie gesagt, Senhor, ich bin nicht so kühn, dergleichen zu behaupten, oder gar zu

---

*) Maschine zum Erdrosseln der Inquisiten in Portugal und Spanien.

wünschen; aber es regt sich allerdings schon merklich ein Geist der Zeit, der Aehnliches fordert. Und das ist ein schlimmes Zeichen, Senhor — für das himmlische Reich der Mönche — ein schlimmes Zeichen. Doch da ist der Herr Wirth, der uns eben nicht das freundlichste Gesicht zeigt, denn ein Portugiese verzeiht Alles, nur nicht im süßen Nichtsthun seiner Siesta gestört zu werden.»

Allmälig belebte sich der Platz vor dem Klosterpalast mit mönchisch gekleideten Klosterdienern, Ochsenkarren und Maulthieren, welche Lebensmittel zuführten, und königlichen Dienern, die in ihren sackweiten rothen Livréeröcken, oft mit nackten Beinen oder herabhängenden blauwollenen Strümpfen, träge und verdrossen einige Geschäfte auszurichten hatten. —

Während die Condeça in dem nur mit Mühe für sie gemietheten Zimmer der Hospedaria sich von den Anstrengungen der Reise erholte, begleitete ich Senhor Sebastião, der nach seiner gewöhnlichen Weise eine Recognoscirung vornahm, um zu ermitteln, auf welche Art seine Dame zum Handkuß des Prinz-Regenten Zutritt erhalten könne.

Wir begaben uns zuerst in die Vorhalle des

königlichen Palastes. Die Zahl der Bedienten war über alle Beschreibung groß, kein europäischer Hof hat so viel Diener. Mit Einschluß der höheren Hofdienerschaft belief sich das Personal auf 2000 Menschen, die alle ohne Beschäftigung, schlecht gekleidet und schlecht bezahlt waren, weshalb sie sich auch auf jede andere Weise, durch Nebenämter, Contrebandiren, Bestechungen, oder Unterschleif, zu ernähren suchen, so gut es gehen will. Die Bedienung des Königs oder Regenten ist dabei Nebensache, und vielleicht kein Monarch der Erde ist schlechter bedient, keine Hofhaltung hat ein ärmlicheres, oft bettelhaftes Ansehen, als die portugiesische mit ihrem Heer von Bedienten, von welchen die meisten zur Fidalgia gehören. Kein Monarch wird sklavischer verehrt, bei größerem Mangel an wahrer Achtung. Der König betrachtet alle Fidalgos und selbst die Titulados als seine Bedienten, und Keiner darf sich ihm oder irgend einem Mitgliede der königlichen Familie anders als knieend nahen, und die vornehmsten Damen wie die ältesten besternten Herren müssen so lange knieen, als der Regent oder eine Prinzessin sie mit einer Anrede beglückt; und doch fehlt hier überall die Begeisterung der Acclamation, womit die getreuen

Unterthanen in andern Staaten ihre beliebten Regenten empfangen.

Diese Bemerkungen hatte mir Senhor Sebastião mit einer zischelnden Stimme zugeflüstert, als wir über den Platz gingen. Jetzt befanden wir uns in Mitten der Hunderte von Bedienten, welche alle Räume der untern Etage des Palastes füllten, ohne einen Einzigen finden zu können, der aussagen konnte oder wollte, wo der vertraute Kammerdiener des Prinz-Regenten, Senhor Lobato, anzutreffen sein würde. Erst als Sebastião seine Vintems*) und Testãos**) spielen ließ, hatten wir hundert **Guiadors*****), die uns durch einen Seitengang in die Kirche führten, wo wir den Prinz-Regenten und seinen Kammerdiener sehen würden.

Die Kirche mit ihrer hohen Kuppel macht einen ganz eignen Eindruck durch die grandiose und ernste Einfachheit ihrer Verzierungen. Die Wände bestehen aus polirtem weißem, die Thürbekleidungen und alle architektonischen Zierathen aus schwarzem Marmor. Statt der Gemälde sieht man dort nur treffliche

*) Etwa 10 ggr.

**) Etwa 2 ggr.

***) Führer.

Hautreliefs in weißem cararischem Marmor und kolossale Statuen aus demselben Gestein. Das Getäfel des Fußbodens, welches durch keine Kirchenstühle verunziert wird, ist aus beiden Marmorarten zusammengesetzt. Das Licht kommt von oben durch den hohen Dom der Kuppel, und vom hohen Deckengewölbe wallen reiche Vorhänge im großartigsten Faltenwurf herab. Man kann sich nichts Reicheres denken als diese in Portugal übliche Bekleidung der Thüren und der zu den Seitencapellen führenden Schwibbogen. Ergriffen von dem Ernst und der Majestät dieses Anblicks, blieben wir stehen, und unsre Blicke verloren sich im Anschauen.

Wäre ich allein dort gewesen, so würden sich die erhabensten Betrachtungen mir aufgedrängt haben; so aber scheint es unmöglich zu sein, daß irgend ein höheres Gefühl in Portugal rein und ohne herabstimmende Beimischung bleiben kann; so auch hier. Das halblaute Geplauder der auf und nieder wandelnden Geistlichen und Mönche, ihre Kleidung, zum Theil von lebhaften Farben, roth, blau, violet, oder auch schwarz, grau und braun, alles verschieden nach den Graden ihres Ranges, das muthwillige Treiben der Chorknaben — frische lachende Bubengesichter mit schwarzen funkelnden

Augen, — die sich seltsam genug ausnahmen, mit ihren geschorenen Köpfen, rothen Chorröcken mit grünen Kragen oder weißem Ueberwurf von einem spitzenartigen Gewebe, — — das Alles zerstörte mit einem Male alle religiöse Illusion und machte die Kirche zum Conversationssaal, in welchem an alles Andere eher gedacht wurde, als an den Weltheiland, dessen gekreuzigtes Bild in kolossaler Größe auf einem der Altäre stand.

Durch dieses profane Getöse aber erschallte das tiefe Murmeln einer Litanei. Wir wendeten unsre Blicke gegen einen der Seitenaltäre, wo eine seltsame Gruppe uns in die Augen fiel. Es waren einige der Frades Arabidos, jener in schwarze Seidentalare mit weißer Stola gekleideten Augustinermönche, welche zu Maffra die nächsten Umgebungen des Prinz-Regenten bilden, die man auf dem erhöhten Chor, der den Altar umgab, knieen sah, und hinter dem Lesepult stand ein kleiner runder Herr, mit erschlafften, nichtssagenden Gesichtszügen, einer gebogenen bourbonschen Nase und ganz eigenthümlich hängender Unterlippe, und murmelte, halblaut und unverständlich lesend, die lateinischen Gebetsformeln der Litanei her. Er hielt den Rosenkranz zwischen den Fingern, allein sein Haar,

wahrscheinlich eine Perrücke, war weiß gepudert; ein veilchenblaues Kleid von französischem Schnitt, mit diamantenen Ordenssternen geziert, eine lange Schoßweste von mit Gold gesticktem weißem Atlas, kurze schwarzseidene Beinkleider, Schuhe mit Brillantschnallen und seidene Strümpfe — bildeten den seltsamsten Contrast mit der kirchlichen Function, der er sich unterzog.

«Das ist Dom João VI., der Prinz-Regent» — zischelte mir Senhor Sebastião zu — «Sehen Sie, wie bleich und angegriffen sein Aeußeres ist — offenbar ist er krank, der gute Herr, und will es nicht sein, aus Furcht, daß man ihn sonst für unfähig zur Regentschaft erkläre. Der kleine dürre Mann im schwarzen Hofkleide, mit Haarbeutel und Degen, der ihm mit dem feinen Battisttuch von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirn trocknet, ist Niemand als der Kammerdiener Senhor Francesco Lobato — aber ich fürchte, wir werden ihn hier nicht sprechen können; der Regent ist sehr eifrig in seinen religiösen Functionen, und der Dienst des Kammerdieners ist dabei unentbehrlich, wie Sie sehen, um ihm dem Schweiß von der Stirn zu trocknen.»

Das einzige Wesen, das von religiöser Weihe

wahrhaft durchdrungen zu sein schien, war eine hohe hagere Mönchsgestalt, noch ziemlich jugendlich, aber früh gealtert, von Gram, wie man glauben möchte — mit tiefliegenden schwarzen Augen, in denen ein dunkles Feuer schlummerte, und einer schmalen Haarkrone um den kahl geschorenen Kopf; dieser Mönch im aschgrauen hären Gewande kniete vor einem Marienbilde auf den Stufen eines der Santa Senhora Maria de Ajuda geweihten Altares und war so völlig in sein Gebet versunken, daß er der ganzen Außenwelt abgestorben zu sein schien.

«Wenn der nicht Padre Leonio ist» — flüsterte mir Senhor Sebastião zu — «so täuschen mich alle Ahnungen.»

«Er ist es» — sprach ein Mönch, der uns unbemerkt näher getreten war — «er wird wie ein Heiliger verehrt, so fromm ist sein Wandel; aber seine Seele verzehrt sich im ungeheuren Gram — sein Leib verfällt in der Sehnsucht nach der Ruhe des Grabes und der Seligkeit des Himmels!» —

Jetzt hatte der Prinz-Regent seine Litanei beendigt mit dem summenden Absingen eines lateinischen Psalms, kniete nieder und empfing den Segen seines Beichtvaters; alsdann erhob er sich

und verschwand mit seinem Gefolge hinter den schweren, carmoisinrothen Vorhängen einer Seitencapelle.

Auch Padre Leonio erhob sich von seinen Knieen, und mit dem Crucifix zwischen den gefalteten Händen und gesenkten Blicken kam seine etwas gebeugte Gestalt langsam an uns vorübergeschritten. Senhor Sebastião war im Begriff, ihn anzureden, aber er wagte es nicht; eine heilige Scheu der Ehrerbietung hielt ihn zurück. — Was mich am meisten ergriff, war diese hinwelkende Jugend auf seinen ernsten Zügen, dieser Ausdruck von Tiefe einer gewiß noch nicht ausgelöschten Leidenschaft, bei einer völligen Hingebung an eine trostlose Hoffnungslosigkeit für diese Welt.

Senhor Sebastião trat ihm in den Weg und küßte ihm die Hand.

«Padre» — sprach er — «eine hohe Dame wünscht sich Seiner allergetreuesten Majestät zu Füßen zu werfen, um Begnadigung ihres ungerecht eingekerkerten oder verbannten Gatten zu erflehen. Ich bitte für sie, um der Barmherzigkeit Gottes willen, daß Ew. Hochwürden ihr Gelegenheit geben wollen, bis zu der hohen Person des Regenten zu gelangen.

Bei dieser Anrede war der Padre aus seiner Versunkenheit in sich selbst erwacht, blickte den Redenden an mit einem so fragenden und sinnenden Auge, welches das Innerste seiner Seele durchdringen zu wollen schien, als besinne er sich jetzt erst darauf, daß ihn Jemand angeredet habe im Erdenwallen, dessen Gedanken den seinigen so fern lagen.

«Mein Sohn in Christo» — sprach er dann mit einer milden Freundlichkeit — «der Himmel segne Dein Bemühen, wenn es gilt, eine Unglückliche zu retten, und ich werde Gott bitten, daß er mir die Gnade gebe, dieser Unglücklichen beistehen zu können. Allein die Sache hat ihre Schwierigkeiten — der kränkliche Regent ist menschenscheu geworden — er giebt keine Audienz — am wenigsten hier in Maffra, wo sein Leben Gott geweiht ist und nicht irdischen Dingen. Doch werden wir sehen! Hat die Donna keinen andern Fürsprecher hier am Hofe?»

Senhor Sebastião erzählte hierauf in der Kürze die Scene mit der Königin zu Cintra.

«Ja» — sprach der Padre vor sich hin — «die hohe Dame haben sie wahnsinnig gemacht; aber sie ist oft klüger, als man ihr zugestehen will. Bei der heiligsten Senhora von Ajuda! — der

Rosenkranz der Königin ist schon eine nicht zu verachtende Empfehlung; denn der Regent trägt eine heilige Scheu vor den Wünschen seiner Mutter. — Ich werde mit Padre Rodrigo — seinem Beichtvater — reden; darum sagt mir, wenn es beliebt, worüber hat sich die Donna zu beschweren?»

Nun erzählte Senhor Sebastião in aller Kürze, wie ihr Gemahl, einer der hohen Titulados des Reichs, durch die Intriguen der Prinzessin Carlotta verhaftet sei, weil er der Erste gewesen, durch dessen Mittheilungen der Regent Kunde erhalten habe von der Verschwörung vom Jahre 1805.»

«Der Erste?» — rief der Padre sichtbar erschüttert — «bei Gott, ich will den Namen jener Dame nicht wissen — meine Welt ist todt, nur noch die Menschheit hat Anspruch an mein Herz. Also im Namen der Humanität werde ich versuchen, ihr zu helfen. — Führt die Donna mit dem Schlage sechs Uhr auf die Platform des Palastes, wendet Euch gegen die Rotunde des südlichen Glokkenthurmes. Dort erwartet mich. — Gott und die heiligste Senhora werden mir Kraft geben, dieses Zusammentreffen zu ertragen!» —

Mit diesen Worten machte der hohe Mönch, der mit dem Geiste am Himmel, mit dem Herzen

an der Erde hing, das Zeichen des Kreuzes und verschwand wie eine geisterhafte Gestalt, aus der dämmernden Säulenhalle zwischen den faltigen Draperien, welche das Schiff der Kirche geheimnißvoll umgaben.

Auch wir verließen das Innere der Basilika und traten durch die mit kolossalen, blendendweißen Marmorstatuen geschmückte Vorhalle derselben hinaus ins Freie.

Auf der Höhe der prachtvollen Treppe stehend, bemerkten wir eine ungewöhnliche Bewegung vor der hohen Pforte des königlichen Palastes. Eine Menge Bedienten liefen hin und her; dazwischen sah man grün gekleidete Jäger, mehrere gekoppelte Meuten englischer Windhunde, und wohl ein Duzzend prächtig angeschirrter Pferde von der kleinen starkknochigen, aber dauerhaften und behenden portugiesischen Race, mit den dicken Köpfen und zottigen Mähnen. Die Sättel waren auffallend hoch und noch dazu vorn und hinten mit hohen Bauschen versehen, damit der Reiter höher erscheine und nicht seine Füße fast den Boden berührten.

Plötzlich ertönte mitten im Gewühl der Menge eine Fanfare von Trommeln, Pfeifen und Trompeten in einer ganz eigenthümlichen lärmenden und

schrillenden Weise, die sich mit keinem andern Getön auf der Welt vergleichen läßt.

«Der Regent» — flüsterte mir Senhor Sebastião zu. — «Die Welt wird benachrichtigt, daß der Regent von Portugal seine Wohnung verläßt — ist es die Gemahlin desselben, so ruhen die Trompeten, und bei den Infanten und Infantinnen sind es nur die Trommeln, die das Zeichen geben, daß Jeder niederkniee, wenn die Erdengötter von Portugal erscheinen.»

In der That erschien bald darauf der Prinz-Regent im seltsam altmodigen Jagdrock von grünem Sammet, mit einer weißen runden Perrücke und einem dreigespitzten Hut auf dem Kopfe, dessen vordere Seite jedoch zum Schutz gegen die Sonne niedergeklappt war. Dabei trug er steife Stiefel mit langen silbernen Sporen, und einen Hirschfänger nebst Hüfthorn an der Seite — in der Hand eine Reitpeitsche von der altmodigsten Art; mehrere Büchsenspanner mit leichten Jagdgewehren für den Regenten folgten ihm. Einige Prälaten gaben ihm das Geleit und den Segen, in dem Augenblick als die zurückweichende Menge niederkniete und der Regent mit seinem nichtssagenden Blick und der hängenden Unterlippe gleichgültig darüber hinschaute

und kaum merklich mit dem Kopfe nickte. Dann reichte er den Personen aus seiner nächsten Umgebung, die, soweit es ihr Dienst erlaubte, ebenfalls niederknieten, mechanisch und gedankenlos die Hand, aber nun starrte er mit einem Blick, der offenbar Schrecken und Aengstlichkeit verrieth, auf den kleinen, lammfrommen Schimmel, der von zwei Stallbedienten am Fuß der kleinen Palasttreppe gehalten wurde.

Er schien offenbar unschlüssig zu werden und blickte ängstlich zurück auf einen nach damaligem Modeschnitt schwarz gekleideten Herrn von gereiften Jahren, dessen langes, sehr weißes Gesicht verrieth, daß er unter der Sonne Lusitaniens nicht geboren war.

«Es ist der berühmte englische Doctor Willis — der erst Leibarzt der allergetreuesten Majestät» — flüsterte mir Senhor Sebastião zu — «derselbe, den der Regent mit großen Kosten aus England hatte kommen lassen, um Ihre Majestät die Königin zu heilen; und das würde gelungen sein, hätte man den Rath des Arztes befolgt, sie nach England zu schicken — denn hier ist die Luft selbst pfäffisch — wie kann man hier den Wahnsinn heilen wollen, den die Pfaffen angerichtet haben. Oder

ist es zu süß, zu regieren, wenn man auch selbst unfähig dazu ist? — oder fürchtete man, die Seele der Königin im Lande der Ketzer zu verlieren?» —

«Sehen Sie, Senhor» — unterbrach er sich selbst — «wie ernst und nachdrücklich er auf den armen Dom João einredet, und jene drei Herren in rothen und hellblauen Sammetkleidern im altfranzösischen Schnitt, weißen Perrücken und Degen, mit den wichtigsten Mienen in ihren braunen Gesichtern — jetzt reden sie knieend zum Regenten, während der englische Leibarzt allein dasteht im stolzen Nationalgefühl — und trügt mich nicht Alles, so unterwinden sie sich, dem Monarchen die dringendsten Vorstellungen zu machen, sich die erforderliche Motion zu Pferde nicht zu versagen, als das einzige Mittel, ihn von seinen hypochondrischen Leiden zu befreien; aber was gilt die Wette, keine Macht der Erde bringt ihn auf den Rücken dieses lammfrommen Thiers. Und doch ....»

Wirklich hatte der Regent sich endlich entschlossen, seine Furcht zu überwinden. Nach einigem Zögern stieg er die Stufen hinab und ließ sich von zwei Bedienten auf das Pferd helfen.

Kaum aber saß er fest im Sattel, und die Fidalgos von der Hofjägerei schwangen sich auf ihre

munteren kleinen Rosse, und die gekoppelten Hunde bellten und sprangen voll Ungeduld an den Leinen, die Rosse scharrten und schäumten am Gebiß; auf allen Gesichtern war die Heiterkeit der Jagdlust zu sehen, und soweit das Auge über die Knieenden in der Nähe und die entfernt mit abgezogenen Hüten und Mützen stehenden braunen Gestalten reichte, so sah man den Ausdruck einer freudigen Theilnahme darüber, daß der im Volke noch immer beliebte Prinz-Regent so weit hergestellt war, um seiner früheren Neigung zum Jagdvergnügen wieder nachhängen zu können.

Wir hatten uns indeß, soweit es die Schicklichkeit erlaubte, genähert und sahen ganz deutlich, wie der Regent todtenblaß geworden war und sichtbar zitterte. Mit einem Gesicht, dessen angsthaften Ausdruck ich in meinem Leben nicht vergessen werde, wendete er sich gegen den Doctor Willis.

«Da sehen Sie nun, Doctor» — sprach er gepreßt — «was Sie angerichtet haben mit Ihrem verdammten guten Rath. Heilige Mutter Gottes — welch ein Schwindel! — wie kann man reiten, wenn überall die Erde ihre Abgründe öffnet. — Da — da — Doctor — sehen Sie diesen Schlund — diesen Höllenrachen mit den Feuerzungen —

bah! — Sie werden sagen, es sei Phantasterei — gewiß; aber ein Mann, dem schwindelt — Gott — Jesus — wie kann der reiten?»

Damit warf er sich mit einer so ängstlichen Eile vom Pferde, daß er sicher zu Boden gefallen wäre, wenn nicht zwei Kammerherren ihn aufgefangen und gehalten hätten.

Eben im Begriff, die Treppe wieder hinaufzusteigen, um sich in seine Gemächer zurückzubegeben, blieb er stehen und horchte auf. Es war der ihm wohlbekannte Ton des Messeglöckleins. — Eine kleine Procession von Geistlichen — der Pfarrer, mit der Monstranz unter dem von vier roth gekleideten Chorknaben getragenen Thronhimmel wandelnd, trug das Allerheiligste zu einem Sterbenden. Ein Kirchendiener, auch in Roth mit grünem Mantelkragen gekleidet, ging voran, eine Kirchenfahne tragend, auf welcher die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, gemalt war, eine lebende weiße Taube trug er im Arm, und beide Symbole reichte er abwechselnd der niederknieenden Menge zum Kuß, während er dafür in einer klappernden Büchse Almosen empfing. Der Sacristan mit dem Kelche und dem heiligen Oelfläschchen folgte. Ein Anderer trug das Cruzifix, und paar=

weise hatten sich etwa ein Dutzend Mönche mit am hellen Tage brennenden geweihten Wachskerzen angeschlossen.

«**Nossa Pai!** *)» — rief die Menge und bekreuzigte sich Brust und Stirn, und wer noch stand, warf sich auf die Kniee und murmelte ein Ave Maria.

Wohl nicht ohne Absicht hatte der Pfarrer mit seiner Procession diesen Augenblick abgewartet und hatte seinen Weg so nahe als möglich am Eingange des königlichen Palastes vorübergenommen; denn es mag wohl dem geistlichen Stolz eines so wohlgenährten Priesters schmeichelhaft sein, einen königlichen Regenten vor dem Glanz der Hierarchie in den Staub knieen zu sehen. Und so geschah denn auch jetzt. — Der Regent von Portugal und Brasilien und den portugiesischen Besitzungen in Afrika und Asien kniete vor dem Strahl einer diamantenen Sonne, in deren Mittelpunkt der Leib des Herrn eingeschlossen war, wie der katholische Ritus lehrt. Nachdem er sich bekreuzigt hatte, ließ er sich wieder aufheben und folgte

---

*) Unser Brot — d. h. der Leib des Herrn — die geweihte Hostie.

nun — gestiefelt und gespornt, wie er war — zu Fuß der Procession. Alle Fidalgos, Aerzte, Hofbediente, Prälaten und Mönche schlossen sich an, und links und rechts reichte der Regent seine Hand zum Kuß den nahe genug Knieenden. In der That, eine seltsamere Feierlichkeit bekommt man auf dem ganzen Festlande von Europa nicht zu sehen. —

Nicht lange nachher war Alles vorüber, wie ein phantastisches Gaukelspiel, und der große öde Platz mit seinen dicken Kaktusblättern zwischen den blendend weißen Pflastersteinen war wieder so öde und still als vorher, und die unermeßliche Marmorfronte, die sich in der reinsten Perspective verjüngte, strahlte so blendend im klarsten Sonnenschein des glänzend blauen Himmels, daß das Auge nicht wußte, wohin es sich wenden sollte, um dem Schimmer dieses glänzenden Bildes zu entgehen.

Wir kehrten zurück in die Hospedaria, um der Condeça Bericht zu erstatten von dem Erlebten, soweit es ihr Interesse betraf.

Bei der Schilderung des hohen, hagern Mönchs fuhr sie sichtbar erschreckend zusammen. «Wenn er es wäre» — rief sie vor sich hin — «und warum sollte er es nicht sein? — sein Edelmuth hat ihn verrathen! — — ich werde ihn sehen — den Un-

glücklichen — mit dessen weichem Herzen ich ein so schreckliches Spiel getrieben habe!» —

Schon wehte der nordwestliche Abendwind kühlend vom Meere her über die die hohe Platform des Klosterpalastes von Maffra. In den zwischen Blumenparterren und den prachtvollsten brasilianischen Blumenstauden sich dahinkrümmenden Gängen wandelten paarweise und einzeln die in schwarzseidene Talare mit weißem Scapulier gekleideten Augustinermönche, die Frades Arabidos. Andere saßen ruhend in behaglicher Stellung auf den Marmorbänken der Rotunden im Schatten der seltensten exotischen Gewächse, oder standen auf die steinerne Balustrade einer der erhöhten Terrassen gelehnt und schauten gedankenlos ins Blaue der Luft hinaus, oder über die unermeßliche Fernsicht des Meers hin. — Die Mühen des Tages waren vollbracht, denn die Horà der letzten Abendmesse war vorüber; nun gab es für das stille behagliche Mönchsleben keine Arbeit mehr, als in den unermeßlichen Spaziergängen auf den platten Dächern dieser Paläste, Kirchen- und Klostergebäude umherzuschlendern, bis die noch kühlere Nacht ihr wun-

derbar glänzendes Sternengewölbe über die majestätische Marmorkuppel und die phantastischen Glockenthürme ausspannt, die aus dieser seltsamen Pflanzenwelt der wie in der Luft schwebenden Gärten sich erheben.

Dorthin waren wir gelangt mit Hülfe des wohl angebrachten Bestechungssystems, welches Senhor Sebastião mit so viel Erfolg und Geschick anzuwenden wußte. Die schöne Condeça hatte ihren Arm in den meinigen gelegt, denn sie war so ergriffen von dem bevorstehenden Augenblick, daß ihre Hand zitterte, die auf meinem Arm ruhte. Von Zeit zu Zeit mußte sie stehen bleiben, um Luft zu schöpfen. Man hatte uns in einer der engen Wendeltreppen hinaufgeführt, die im Innern der Glockenthürme sich befanden. Jetzt traten wir aus dem Dunkel ins Freie dieser luftigen Gärten. Das Arom des Südens wehte uns an, und das klösterliche Stillleben, mit den idyllischen Reizen des Paradieses geschmückt, von der goldflammenden Pracht eines lusitanischen Abendhimmels überwölbt, umfing uns. Der Eindruck dieser klaren Milde, dieser duftigen Himmelswonne auf Eleonora's bekümmertes Gemüth war äußerst wohlthätig. Mit mehr Fassung, als ich erwartet hatte, trat sie dem

hohen gebeugten Mönch entgegen und sank auf ihre Kniee, indem sie den dichten Schleier zurückwarf, der bis dahin ihr feines, leidendes Antlitz verhüllt hatte, und seine Hand küßte.

Padre Leonio war kein Anderer als Dom Phelippo, der edle Bruder ihres Gatten, der sie noch immer liebte mit der Leidenschaft, die in tiefen Gemüthern nur mit dem Leben erlischt. Aber mit der großen Geistesstärke, die ihm eigen war, unterdrückte er jede Aeußerung derselben und versprach für die Befreiung ihres Gatten zu thun, was möglich sei.

«Ach!» — rief die Condeça mit Schmerz aus — «das ist es ja nicht allein, was mein Herz bedrückt; die tiefste Wunde ist der Mutterliebe geschlagen» — und nun erzählte sie ihm auf Befragen, was Senhor Sebastião vergessen hatte ihm zu erzählen, auf welche Art ihr ihre kleine Maria de Carmo entführt sei. — (Ich muß hier bemerken, daß die fromme portugiesische Sitte den Töchtern häufig den Namen der heiligen Maria giebt, doch zur Unterscheidung mit einem ihrer zahlreichen Beinamen. Uebrigens ist Mariaquinha das Diminutiv von Maria.)

«Bei Gott» — rief er — «das ist ein Unglück, gegen welches es keine Hülfe giebt, als den Wechsel

der Laune in der Neigung jener hohen Herrschaften; ist man des Spielwerks müde, so wird es fortgeschickt, ohne sich um dessen Zukunft zu bekümmern. In diesem Falle wird es also nothwendig sein, eine sichere Person am Hofe der Prinzessin zu haben, die sich des Kindes annehmen würde, um es der Mutter wieder zurückzuliefern — sobald es verstoßen werden sollte; und dafür hoffe ich sorgen zu können. Der Regent übrigens würde sich in keinem Falle zu einer Einmischung in die häuslichen Angelegenheiten seiner Gemahlin entschließen.»

In diesem Augenblick erschallte in der Gegend des königlichen Pavillons auf dieser ungeheuren Platform jenes schrillende Getön von Trommeln, Pfeifen und Trompeten, welches das Erscheinen Seiner allergetreuesten Majestät in den luftigen Gärten auf der Höhe des Klosterpalastes ankündigte, und um den Contrast voll zu machen, so spielte auf einem der Glockenthürme das holländische Glockenspiel das hohe Lied Luther's: «Eine feste Burg ist unser Gott!» — welches der deutsche Baumeister dieses erzkatholischen Klosterpalastes den Portugiesen zugeführt hatte, ohne es sie ahnen zu lassen, daß es ein ächtes Ketzerlied war, welches er dort eingeschmuggelt hatte.

Der Frade Leonio führte uns darauf hart an die Grenze der Bedachung des Königspalastes, deren Marmorplatten Niemand ohne besondere Erlaubniß betreten durfte. Hier standen in antiken Vasen und großen Kübeln die prachtvollsten exotischen Gewächse und die schattigsten Bäume — dort sah man die silbernen Atlasblätter der herrlichen **Musa paradisia**, die zartesten Mimosen und die breitblätterigen indianischen Feigen, die merkwürdigsten Gestaltungen von Kaktusstauden, die seltensten Lianengehänge mit handgroßen Blumen vom wunderbarsten Metallglanz, und alle die wundersamen Zierpflanzen umgaben eine Volière, in welcher die seltensten Vögel mit dem lebhaftesten Farbenglanz des Gefieders flatterten. Affen von allen Größen und Arten, Papageien und Kakadus von allen Farben rasselten an ihren silbernen Ketten, und überall waren duftende Lauben gebildet, deren Arom und spielende Schatten die einladendsten Ruheplätze mit der köstlichsten Aussicht über Land und Meer umgaben. — Ein fabelhafter Reiz war über diese hängenden Gärten der Semiramis — womit man die Spaziergänge hätte vergleichen können — ausgebreitet; aber der Regent, der jetzt erschien mit auf den Rücken gelegten Händen, gesenktem Kopf,

niedergeschlagenen Blicken, nur gefolgt von seinem Kammerdiener Franz Lobato, schien so versunken zu sein in seine schwermüthigen Betrachtungen, daß er auf alle diese Herrlichkeiten keinen Blick warf, auch nicht die knieende Gräfin bemerkte, welche nach portugiesischem Gebrauch, um die Aufmerksamkeit des Regenten auf sich zu ziehen, eine Supplik emporhielt, die sie während der kurzen Ruhe in der Hospedaria aufgesetzt hatte; denn als Tochter eines Professors von deutscher Abstammung machte sie eine Ausnahme von ihren schönen Landsmänninnen, bei denen man es für eine gefährliche Thorheit zu halten pflegt, wenn sie schreiben können.

Der Padre stand unbeweglich an ihrer linken Seite, etwas zurück, mit über die Brust gekreuzten Armen, und warf nur von Zeit zu Zeit einen flammenden Blick auf das schöne bleiche junge Weib, welches sichtbar ermüdet war in der doppelten Anstrengung einer so peinlichen Erwartung und unbequemen Stellung. Wir Beide, Senhor Francesco und ich, waren an die Seite getreten, wo ein hohes Gebüsch von blühender Myrte uns versteckte. — Das schöne Weib und der hohe Mönch, Beide ausdrucksvolle Leidensgestalten, bildeten eine Gruppe, deren mächtiger Eindruck sich nicht vergessen lassen wird.

Minute um Minute verging im peinigenden Schweigen. Alles war still, nur von Zeit zu Zeit nahte sich der Klang der Fußtritte des Regenten und seines Dieners schallend auf dem tönenden Boden der heißen Marmorplatten. Dann erschien er selbst, kam so nahe, daß er das leiseste Wort hätte vernehmen können; aber nach der Strenge der Hofetiquette, worauf Dom João VI. mit der kleinlichsten Pünktlichkeit hielt, würde es eins der schwersten Verbrechen gewesen sein, den Regenten anzureden. Diese beständig gespannte Hoffnung, daß er aufblicken und sich nahen würde, die so oft erregt, so oft getäuscht wurde, wenn er vorüberging oder umkehrte, hatte etwas so Nervenspannendes, daß man es der armen Condeça ansehen konnte, wie sie mit der Ohnmacht einer völligen Erschöpfung rang. So dauerte diese peinigende Scene wohl eine halbe Stunde. Die kleine, dürre Figur des Kammerdieners mit den klugen, blinzelnden Augen hatte uns gar wohl bemerkt, aber auch er durfte es nicht wagen, den Regenten auf die harrenden Supplicanten aufmerksam zu machen.

Schon war die halbe Stunde verstrichen, welche gewöhnlich der Spaziergang des Regenten zu dauern pflegt, und uns blieb kein Trost, als täglich diese

qualvolle Scene zu erneuen, bis er endlich seinen trübsinnigen Blick auf uns geworfen haben würde; da endlich kam er noch einmal ganz nahe, die Condeça seufzte so tief, daß **Dom João sesto** aus seiner Träumerei geweckt aufblickte und stehen blieb, indem er die schöne Knieende mit einem jener starren, seelenlosen Blicke ansah, die eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Alles, was um ihn her lebte, verriethen.

Nach einer kaum merklichen Kopfneigung blickte er über seine linke Schulter und gab dem Diener einen Wink, die Supplik zu empfangen. Dieser eilte, den Befehl zu vollziehen, und überreichte sie knieend seinem königlichen Herrn.

Der Inhalt war so kurz und gedrängt gefaßt, daß er nothwendig durch eine mündliche Darstellung erläutert werden und darauf neugierig machen mußte. Der Regent trat noch einige Schritte näher gegen die Knieende hin, streckte ihr die verkehrte Hand zum Kuß vor den Mund und sagte kalt und eintönig nichts weiter als: «Rede!» —

Nun aber sammelte Eleonora ihre Kräfte und schilderte mit einer rührenden Beredsamkeit die Verfolgungen, die ihr Gatte erduldet hatte dafür, daß er treu und loyal der Erste gewesen sei, der dem

hier anwesenden Senhor Francesco Lobato die erste Kunde von der bekannten hochverrätherischen Verschwörung gegeben habe, daß es den Intriguen der darüber aufgebrachten Regentin gelungen sei, ihren Gemahl als Jacobiner zu verdächtigen und aus diesem Grunde einen Verhaftsbefehl gegen ihn auszuwirken; daß man um nichts bitte, als um die Gerechtigkeit einer Untersuchung und richterlichen Entscheidung durch einen unparteiischen Gerichtshof.

«Wir wollen sehen, was sich machen läßt» — entgegnete der Regent und nickte kaum merklich mit dem Kopfe, im Begriff, sich zu entfernen.

«Ich beschwöre **Vossa Majestade fidelissima**» — rief die Condeça mit der leidenschaftlichsten Wärme — «im geheiligten Namen der Königin, Ihrer Frau Mutter, die mir in einem lichten Augenblicke diesen Rosenkranz gab, mir Gerechtigkeit zu gewähren. Die Königin hat gesprochen: ««Das Herz Jesu hat Dich erhört, meine Tochter. Du wirst Dein Kind und Deinen Gatten zurückempfangen, wenn es Gott will. Gieb Unserm Sohn, der Uns die Sorgen der Regierung abgenommen hat, diesen Rosenkranz zum Zeichen der Wahrheit Deiner Sendung und sprich: Die Königin wünsche, daß Dir gewillfahrt werde. Geh' mit Gott!»» —

Und ich bin mit Gott gegangen — hier ist der Rosenkranz — ich flehe um Erhörung!» —

Durch diese Erinnerung an seine unglückliche Mutter war der Regent ungewöhnlich bewegt worden. Ungewohnt, einem Gefühl der Rührung Raum zu geben, schämte er sich der Thränen, die er mit der Etiquette nicht reimen konnte. Er streckte die zitternde Hand aus gegen die knieende Condeça und wendete sich dabei ab. —

«Du bist erhört» — sprach er mit bewegter Stimme — «**Fé de deos** — ich werde zeigen, daß der Wille des Regenten mehr gilt, als der seines Ministers. Behalte das Zeichen der Huld meiner Mutter und halt' es mir vor, so oft es nöthig sein sollte, mich an mein Versprechen zu erinnern; denn wisse, es ist leichter, Berge zu versetzen, als Vasconcellos Eigensinn zu brechen und die Rache einer erzürnten Frau zu versöhnen. **Adeosinho, Senhora Donna!**» —

So mit diesem schmeichelnden Diminutiv des portugiesischen Abschiedsgrußes — **adeos** — nickte er freundlich und galant mit dem beträchtlichen Kopf, grüßte mit einer Wendung der Hand und bewegte sich einem Seitengange zu, in welchem er alsbald hinter blühendem Gesträuch verschwand.

In demselben Augenblick trat Senhor Francesco Lobato rasch einen Schritt näher, hielt die Hand vor den Mund nach der Seite, wohin der Prinz-Regent abgegangen war, damit dieser nichts höre, und flüsterte: «Was habt Ihr gewagt, Excellenza — nun seid auf Eurer Huth! — Euer Leben ist in Gefahr, weil Ihr den Schutz des Regenten genießt!» —

Mit diesem merkwürdigen Bekenntniß der Charakterschwäche des Monarchen folgte er seinem Herrn und ließ die Condeça in höchster Betroffenheit zurück.

«Ich werde Dein Schutzgeist sein» — sprach der Mönch — «indeß bewaffne Deine Diener — verlaß nie in der Dunkelheit Dein Haus — halte dessen Pforten verschlossen. Im Namen des dreieinigen Gottes — sei gesegnet!» —

Mit diesen Worten, die tief und hohl aus der gramerfüllten Brust heraufquollen, machte er das Zeichen des Kreuzes über ihrem gesenkten Haupte und zog sich zurück.

Die Condeça betete. Die Tritte von den Sandalen des Mönchs waren verhallt. Es war eine feierliche Stille. Glühend roth und flammend in Purpurgold und Violett tauchte sich der Feuerball

der Abendsonne in die Meeresfluthen des atlantischen Oceans. Die weißen Marmorbalustraden, Thürme, Kuppeln und Statuen erschienen wie mit einer Rosengluth angehaucht, würziger dufteten Blumen und Gesträucher, frischer wehte der Seewind und im nächsten Augenblick schon verschwand das Flammenbild am westlichen Horizont; Alles hüllte sich in tiefes Grau, und mit der Schnelligkeit des Wechsels, die man im Süden beobachtet, war das abendliche Dunkel hereingebrochen. Ich hob die Condeça auf.

«Es ist vorüber wie ein Traumbild» — sagte sie, warf den Schleier über ihr Antlitz und stieg mit mir hinab in der dunklen Windung des Thurms.

Wieder war eine Viertelstunde vorüber und das Glockenspiel begann die Melodie des schönen deutschen Liedes: «Wer nur den lieben Gott läßt walten u. s. w.»

Das sagte ich ihr, indem ich ihr einen Vers übersetzte. Sie seufzte und schwieg, aber drückte meinen Arm, um anzudeuten, sie fühle den schönen Sinn des Liedes.

Ohne Abenteuer geschah am folgenden Tage die Rückreise nach Lisbõa.

Zweite Aufzeichnung.

Politische Lage Portugals. — Palast von Ajuda. — Beijamão. — Die Condeça und der Mönch. — Musikalische Scene im Cabinet des Regenten. — Geheimerathssitzung. — Halbofficielle Mittheilungen des Kammerdieners Francesco Lobato. — Dom Pedro nimmt die kleine Mariaquinha in Schutz.

Lisbôa am 6. September 1807.

Seit meiner Reise nach Cintra hatte ich nichts wieder gehört von der schönen Gräfin von Lavradio. Die 300,000 Einwohner von Lisbôa hatten jetzt andere Dinge zu thun, als sich um das Geschick einer armen Condeça zu bekümmern. Ich selbst war seitdem in der königlichen Capelle angestellt und war viel zu beschäftigt mit meinem neuen Wirkungskreise, um auf das politische Kannegießern, das man überall auf dem **Passéo publico**, wie in den Clubbs, die sich damals bildeten, vernahm, viel zu achten.

Doch war es mir nicht entgangen, daß Großes vorgehe in der politischen Welt. Napoleon's Riesenglück hatte Oesterreich und Preußen gedemüthigt,

hielt Rußland in Schach, hatte Spaniens König um die Kronen betrogen, seinem Napoleon überall Throne erbaut, und stand jetzt im vollen Gigantenkampfe gegen Großbritanniens weltbeherrschende Geld- und Seemacht; da hatte sich auch jener neue Jupiter, dessen Donnerkeil die Welt erschütterte, des kleinen Portugal an der äußersten Südwestspitze von Europa erinnert. Nachdem Napoleon den Norden von Europa besiegt hatte, sollten auch die Häfen des Südens dem englischen Handelsgeiste verschlossen werden. Der entscheidende Augenblick, der Portugal's Existenz als souveraines Königreich bedrohte, rückte immer näher. Das lissaboner Cabinet aber schien nichts davon wissen zu wollen, seinen alten Verbündeten und geheimen Oberherrn, den Engländern, die Häfen von Lissabon und Oporto zu verschließen, obgleich es schon ein Jahr zuvor durch Talleyrand gewarnt war, der dem Lord Lauderdale mit einem Marsch nach Lissabon gedroht hatte. Nichts voraussehend, that der Minister Araujo nicht das Geringste, um eine entschiedene Partei zu ergreifen, als das einzige Mittel, die Monarchie zu retten. Von seinem Gesandten Dom de Lima in Paris schlecht bedient, argwöhnte der sonst so schlaue Staatssecretair nicht einmal den

in Fontaineblau, zwischen Duroc und dem spanischen Gesandten Izquierdo abgeschlossenen Tractat, worin die Theilung Portugals zum Vortheil der Königin von Etrurien, des Friedensfürsten und Frankreichs verabredet war. Schon rückte das französische Heer, welches bestimmt war, Portugal zu besetzen, nach Bayonne vor, und noch sahen Dom João's Minister in ihrer stolzen Sicherheit die Gefahr nicht, die über Portugal mit festem Schritt, wie die unerbittliche Schicksalsmacht, heranrückte. Nur der Regent war durch seine besondern Canäle davon unterrichtet; aber er hatte nicht den Muth, entschlossen Partei zu nehmen, und nicht die Offenheit, sich gegen seinen Staatssecretair des Auswärtigen, den liebenswürdigen und gebildeten, aber wenig umsichtigen Dom Araujo, darüber auszusprechen.

So zog sich aus kleinlichen Bedenken und Rücksichten — wie das auch wohl im Privatleben der Fall ist — das politische Gewitter immer dichter zusammen über dem klaren Himmel Lusitaniens, bis endlich am 12. August der erste Donnerschlag sich entlud. Es war die Forderung des damaligen französischen Geschäftsträgers, des feinen umsichtigen Rayneval, an das portugiesische Cabinet: die por-

tugiesischen Häfen sogleich den Engländern zu verschließen, am 1. September spätestens den Krieg an England zu erklären, seine Kräfte mit denen Spaniens und Frankreichs zu vereinigen, alle britischen Unterthanen festzunehmen, und ihr Eigenthum zu sequestriren, damit es als Ersatz für den Verlust dienen möge, welchen die Engländer dem portugiesischen Handel zufügen könnten.

Obwohl von England schlecht unterstützt, von Spanien, seinem alten Verbündeten, verlassen, ohne gerüstete Flotte, ohne ein tüchtiges Heer, mit völlig zerrütteten Finanzen unter der schlechtesten Verwaltung, mithin ohne Kraft, einer französischen Invasion zu widerstehen, ergriff man doch bei Napoleon's bekannter Raschheit die schlimmste Partie— man gab eine ausweichende Antwort. — Selbst das englische Cabinet hatte gefühlt, daß es Portugal nicht schützen könne, und gab den Rath, sich in jene Bedingungen zu fügen, indem es die portugiesischen Häfen nicht bedrängen wolle, und dessenungeachtet waren Dom João's Minister beschränkt genug in ihren Ansichten, die verlangte entschiedene Partei nicht zu ergreifen und die Zeit mit zu nichts führenden Berathschlagungen zu verlieren.

Um diese Zeit kam der Prinz-Regent öfter von

Mafra nach Lissabon, um in seinem Palast von Ajuda Geheimerathssitzungen zu halten, von welchen man so klug aufstand, als man sich hingesetzt hatte.

So wurde denn endlich, nach vielem Hin- und Herreden, nichts weiter beschlossen, als eine Dankadresse an das englische Cabinet zu votiren, in der Hauptsache zu temporisiren, und daß der Regent populair werden solle, um sich wenigstens für die Stunde der Gefahr die Liebe seines Volkes zu sichern.

Lange hatte der Regent keine öffentliche Audienz gegeben. Da verbreitete sich allmälig, mitten durch die politische Bewegung der Gemüther, die Kunde, daß am heutigen Tage, also am 6. September, der Regent im Palast von Ajuda den Handkuß (**Beijamão**) empfangen werde.

Jetzt waren auf einmal die Franzosen mit ihren Eroberungsplänen und drohenden Bewegungen vergessen. Wo man nur einen Fidalgo sah, hörte man vom Beijamão sprechen. — Auf allen Straßen, in den Lojas der Orangenhändlerinnen, auf den französischen und englischen Caffeehäusern, im Theater, kurz überall, wo nur irgend ein Zusammenfluß von Menschen der höheren Stände

war, hörte man hundertmal die Frage: «Werden Sie zum Beijamão fahren?» — Dann wurde weiter besprochen, ob die Prinzessin Carlotta trotz der bestehenden Spannung dabei sein werde? — ob die Infantinnen oder die Prinzen von Brasilien (Dom Pedro von Alcantara und Dom Miguel)? Mit einem Wort: Alles war gespannt auf ein kleines Ereigniß, das den leichtsinnigen Portugiesen als eine Weltbegebenheit erschien. Die Gold= und Diamantenläden in der **Rua d'oro** waren immer voll von vornehmen Damen und Herren, die entweder ihren Schmuck neu fassen ließen, oder die versetzten Familienkleinodien einzulösen kamen.

Senhor Sebastião — wie ich später erfahren hatte — ein reicher Juwelier und einer der geheimen Banquiers des Prinz=Regenten, der ihm durch seine ausgebreiteten Handelsverbindungen alle geheimen Nachrichten viel zeitiger als alle diplomatischen Agenten verschaffte, war auch derjenige, der mir mit tiefer politischer Einsicht die oben erzählten Verhältnisse mitgetheilt hatte. Jetzt forderte er mich auf, die Gelegenheit ja nicht zu versäumen, beim Beijamão dem Regenten die Hand zu küssen, worauf ich um so lieber einzugehen mich für verpflichtet hielt, da ich ihm schon durch eine compo=

nirte Messe, welche ich in der Basilica von Maffra in seinem Beisein hatte aufführen lassen und selbst dirigirt hatte, vortheilhaft bekannt war.

Der große Tag war endlich erschienen. Wir bestiegen eine enge Seja mit hohen Rädern und fuhren die steilen Travessas bergauf und ab und wieder hinauf nach der Höhe des Palastes von Ajuda.

Der Palast von Ajuda mit seinen ungeheuren Façaden liegt ganz frei und hoch. Seine unermeßliche Aussicht beherrscht den Tejo und das Meer. Vollendet würde er der größeste Palast in Europa sein, immer aber giebt es keinen zweiten, der ein so reizendes Panorama gewährt wie dieser. Er besteht aus einem großen dreiflügeligen Gebäude, wovon jedoch der nördliche, dem Lande zugewendete Flügel unvollendet geblieben ist. Seine unermeßliche Hauptfronte ist mit Pavillons an den Ecken geschmückt. Die südliche und die westliche Façade haben so schöne weiße Marmorportale und Vestibüle von der grandiosesten Bauart, wie man sie nur sehen kann. Die westliche Fronte, aus einem festen weißen Stein erbaut, leuchtet weit in

das Meer hinein und wird von den Seefahrern schon auf der Höhe des Meeres als ein glänzender Streif am Horizont erblickt. — Man denke sich diese unermeßliche Aussicht, welche die Höhe der Terrassen, die Fenster und Balcons dieses Palastes gewähren — unten die unermeßliche Häusermasse, die bergauf und ab sich in unabsehbarer Ferne verliert, dort der breite Tejo mit seinen zahllosen Segelschiffen und Barken, gegenüber das Fort und die Stadt Almeida auf steiler Felsenhöhe, rechts, nach der Barre des Tejo hin, der alte maurische Thurm von Belem und die Citadelle von San Julião — doch ich würde nicht enden, wollte ich dieses wunderbar reiche Rundgemälde im Einzelnen schildern mit seinen weichen, grünen Schattirungen von Orangen- und Weingärten, von hohen Cypressen und dunklen Lorbeerbäumen. Das Auge schweift ohnehin so gern ins Weite hinaus auf die duftigen Gebirge der Arabidos und auf die Unendlichkeit des Meeres, welche den unermeßlichen Horizont des Palastes von Ajuda umgeben.

Doch auch hier, trotz der reichen Architektur, zeigt sich der Charakter der trostlosen Verödung, welcher alles Schöne in diesem paradiesischen Lande

umgiebt. Die Terrassen, die den Palast nach Süden und Westen umgeben, sind mit schlechtem Pflaster belegt, zwischen dessen Fugen das ellenlange Gras emporgeschossen ist; fette Kaktusblätter schwellen empor mit ihrer seltsam starren Gestaltung, wo sie nicht hingehören, und der Olivenwald, der die Hälfte der Berghöhe bedeckt, bietet keinen einzigen geebneten und gepflasterten Weg, oder Ruhesitz dar. Ein herrlicher Garten beginnt zwar gleich hinter dem Schlosse, aber er steht damit nicht in Verbindung, sondern ist der botanische Garten des Museums von Belem.

Man erkennt hier sogleich, daß der Palast von Ajuda nicht bewohnt ist, und fühlt, daß er nie bewohnt werden wird. Seine ungeheuren, unwohnlichen Räume sind nur den Hofceremonien geweiht.

Der Beijamão würde eine der lächerlichsten Erscheinungen sein, wenn diese sklavische Verehrung einer pagodenartigen Königsfigur an einem kleinen deutschen Hofe gesehen würde; allein es gehören diese unermeßlichen Façaden dazu, die den Ocean beherrschen, dieser wunderbare lusitanische Himmel, die brennenden blühenden Granatbäume und unglaubliche Pracht und Fülle der Centifolien, diese

reich mit Gold galonirten Gardecostüme und Livréen von allen Farben, diese altväterischen Carrossen und Sejas mit ihren vergoldetem Schnitzwerk und der langohrigen Maulthierbespannung, in Mitten eines braunen, in Lumpen gehüllten Pöbels, diese Banditenfiguren mit ihren schwarzen, blitzenden Augen und im Aermel verborgenen Messern, diese Schaaren von glänzenden Herren und Damen, welche, mit Diamanten überladen, in altmodischen Hofkleidern von den lebhaftesten Farben, die breiten Marmortreppen, die in die ungeheuren, innern Räume führen, hinaufsteigen, und dazwischen Mönche und Prälaten in blauen und rothen, schwarzen oder braunen, seidenen oder wollenen Roben und Capuzen, verschieden nach Rang und Würde, meistens fette wohlhäbige Figuren, welche von den Casteiungen eines ascetischen Lebens wenig belästigt sein mögen— um die ganze imposante Größe dieser Ceremonie zu empfinden, die so fremdartig und phantastisch in ganz Europa nicht gefunden wird, außer in Madrid und Lisbõa.

Wir standen einige Augenblicke auf der Höhe der Marmortreppe und betrachteten dieses seltsame Gewühl, welches den Vordergrund zu einem Rundgemälde bildete, das an Zart=

heit der Umrisse und Weite der Aussicht seines Gleichen nicht finden möchte; da rief Senhor Sebastião, indem er meinen Arm drückte: «**Verdadeiro Deus!** — sehen dort **vossa Senhoria** — die rothe Seja mit dem Mohrenkopf und der Grafenkrone im Wappen, und die schöne Dame, die da aussteigt, in schwarzer Witwentrauer, deren funkelnde Augen und Diamanten jedoch denen der übrigen Donnas nichts nachgeben — und — **fé de Deos** — der lange hagere Mönch — der sie liebt mit der Gluth des Südens, diese verlassene Gattin seines Bruders, er hat sich bei ihr eingenistet — denn Sie wissen doch, Senhor, daß den Damen von Portugal ein Cicisbeo, wie in Spanien und Italien, nicht gestattet wird; wohl aber ist es anständig, wenn sie Leib und Seele der Obhut ihres Beichtvaters anvertrauen und mit ihm in einer Seja fahren, deren Sitz so eng ist, daß sie ihm halb auf dem Schoße sitzen müssen.» —

«In Wahrheit, ich glaube unsre schöne Condeça von Lavradio zu erkennen.» —

«Gewiß — und der Mönch ist Padre Leonio!» —

«Erwarten wir sie.»

Nach einer Weile stiegen sie im Gedränge die Marmortreppe hinauf. Der Strom der Menge

hatte sie an der Marmorsäule vorübergeführt, gegen welche gedrängt wir fast unbeweglich standen. Beide bemerkten uns nicht, und wir hielten es nicht für anständig, sie anzureden. Doch vernahmen wir einige Worte, die sie sprach, und seine Erwiederung.

«O mein Gatte» — rief sie aus mit gedämpfter Stimme — «wird er noch leben? — wo ist er? — wird hier der Zauber dieses Rosenkranzes der Königin mehr wirken als zu Cintra? — wird endlich der Regent sich erinnern an sein Versprechen? — wird er mehr gelten als seine Minister?» —

«Rede nicht von ihm» — sprach der Mönch mit tiefflammenden Blicken — «er ist unter den Todten, aber seine Seele lebt in mir; — ich fühle mit seinem Herzen, ich brenne mit seiner Gluth.»

«O schweigt, Padre» — entgegnete sie ängstlich, doch mit der gütigsten Milde — «ich fange an, mich zu fürchten.»

«Besorge nichts» — entgegnete er gepreßt — «auch Löwen zähmt die Liebe.»

— «Die unerlaubte sollte man beherrschen...» erwiederte sie.

— «Kann ein Sterblicher die Kraft eines

Gottes haben — dem Zauber der Nähe eines Engels widerstehen?» —

— «Schweigt, Padre, oder ich verlasse Euch — jede Eurer Aeußerung ist eine Blasphemie gegen Gott, unwürdig einer so edlen großmüthigen Seele wie die Eurige.»

— «Das fühle ich» — versetzte er mit gedämpfter Stimme — «ich danke für die Mahnung. Besorgt nichts mehr! Gott giebt Kraft — ich werde fasten und beten — und das sündige Fleisch kreuzigen. O Herr, Herr! — — — aber wenn er nun doch todt wäre...... wenn der Papst mich absolvirte, oder eine ungeheure Revolution in Portugal wie in Frankreich alle Mönchsgelübde auflösete?» —

— «Er lebt — das fühle ich — Du bist Mönch — und bleibst es — treib' aus den Teufel der Leidenschaft, der Dein Kleid befleckt...»

— «Meine Welt ist todt — diesseits — jenseits — Alles verloren!» —

Es lag eine ungeheure, lastende Schwermuth in diesen Worten — ein schaudervoller Contrast gegen den leeren Prunk dieser schillernden Hofwelt. — Beide schwiegen; wir folgten ihnen in die untere Halle, die mit allegorischen Bildsäulen von kolossaler Größe geschmückt war. Die Alle=

gorie deutete auf alle Tugenden des Königthums — die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Freimüthigkeit und Barmherzigkeit — schöne Embleme, und wie wenig wurden sie hier geübt zum Heil eines Volkes, das, ohne es zu ahnen, seinem Untergange, oder einer großen Entwickelungsperiode entgegengeht? —

Auch im Innern — aus dieser Vorhalle — führte eine breite Marmortreppe nach oben, und diese, so wie die Hallen und Säle nach allen Richtungen hin zeigten das bunte, festliche Gewühl von tausend verschiedenen Gallakleidern. Blau und Roth, als die Farben des königlichen Hauses, waren dabei zum Ueberfluß und oft unpaßlich genug angebracht — so z. B. sah man blauseidene Roben mit langen scharlachrothen Schleppen, welche von Kammerfrauen getragen wurden — auch wohl bei den Herren rothe Kleider und blaue Hosen. — Das bildete Contraste, die den guten Geschmack beleidigten.

Nichts ist wohnlich in diesen hohen und weiten Räumen, in diesen ungeheuren Zimmern; man sieht und fühlt sogleich, daß hier nie menschlich warm geliebt, nur sklavisch gekniet und der Majestät gehuldigt worden ist.

Dieser Palast für Riesenleiber, in dem die ganze

funkelnde Menschenwelt, wie Pygmäen und mit Gold und Edelgesteinen beladene Berggeister, durcheinanderwogt, war ein Werk der wahnsinnigen Königin Donna Maria I. Sie hatte die Schätze, die ihr Pombal's Verwaltung hinterlassen, nicht blos für den Glanz der Religion, sondern auch für den des Königthums anlegen wollen — nur nichts für ihr armes Volk, das sie wegen ihrer Frömmigkeit wie eine Heilige liebte; — nun war Alles erloschen — die Majestät ihres Königthums, wie das Licht ihres Geistes — nur noch als todtes Denkmal ihres segenslosen Wirkens erhob sich hier der unbewohnte Palast von Ajuda und dort unten die prächtige Kirche zum Herzen Jesu — beides keine menschliche Wohnung! —

Was ist alles Schaffen der Menschen, wenn ihre Werke todt bleiben, wie es ihr Wirken war? —

Was noch am meisten drückt in diesem großartigen Bau, ist das Gefühl des Unvollendeten, und was etwa in der Ausschmückung der Zimmer vollendet ist, erscheint als überladen.

Endlich wurden die Thüren des Thronsaals geöffnet, die grandiosen Draperien der rothen, mit Gold durchwirkten Damastvorhänge waren zurückgeschlagen und die glänzende Menge wogte

hinein in den ungeheuren Saal, dessen Wände, weiß polirt mit vergoldeten Stuckaturen, die reichste und großartigste Pracht entfalteten — würdig des goldnen Königthrons, der auf erhöhten, mit Teppichen von rothem Sammet belegten Stufen sich erhob. Wir waren der Condeça und ihrem Begleiter, dem hagern hohläugigen Mönch, gefolgt. Wir befanden uns einem imposanten Halbkreis von pagodenartig aufgestellten, unbeweglichen Menschenfiguren in glänzenden Uniformen und Gallakleidern gegenüber. Den Mittelpunkt desselben bildete der königliche Thron. Eine schöne Draperie wallte im großartigsten Faltenwurf von der Höhe der Decke nieder und bildete die grandiose Nische des Thrones, auf welchem Dom João VI. mit der hängenden Lippe und dem vollen bleichen, nichtssagenden, etwas langen Gesichte saß — und die Huldigungen — nicht seines Volks, sondern seiner Diener empfing. Die Minister und die hohen Titulados, Herzöge und Marquese, die Granden von Portugal, die Deputados der Städte und Collegien, die Präsidenten der Gerichtshöfe und die Chefs der Regimenter und der Marine, — alle nahten sie sich einzeln den Stufen des Throns, verbeugten sich tief, knieten nieder, küßten ehrfurchts-

voll die ihnen mechanisch vorgehaltene Hand des Regenten, verneigten sich abermals und zogen sich rückwärts zurück. Doch damit war es nicht abgethan: sämmtliche Officiere der Garnison von Lissabon — auch der Marine — bis zum jüngsten Lieutenant oder Midshipman herunter, selbst Knaben von 13 Jahren, die erstgeborenen Söhne hoher Titulados, deren Brust mit angeerbten Ordenssternen geschmückt war, gelangten zu dieser Ehre, von welcher jedoch alle Leute aus dem Volke, zu deren Gunsten eigentlich die ganze Ceremonie angeordnet sein sollte, durch den Oberkammerherrn und die Ceremonienmeister zurückgewiesen wurden. — Die meisten Herren und Damen ließen sich auf beide Kniee nieder, zum Zeichen einer noch devoterern Huldigung, und fast wehmüthig komisch war hin und wieder das Bemühen der alten steifen Damen und Herren, sich wieder zu erheben, wenn sie sich auf die Kniee niedergeworfen hatten, oder nicht zu stolpern, wenn sie rückwärts sich zurückzogen, was jedoch nicht immer gelang.

Keine geringe Anstrengung schien es dem Regenten zu kosten, mehr als hundertmal hinter einander, mit huldvollem Lächeln, die Hand zum Kuß zu reichen. Doch war dieses Lächeln so erzwun-

gen, daß man offenbar sah, alle diese Menschen waren ihm nichts als angekleidete Puppen, die einmal der Zwang der Hofetiquette um ihn her versammelt hatte.

Jetzt endlich kam die Reihe an die Condeça, die schon durch ihre schwarze Kleidung aufgefallen war; aber alle Personen vom Hofe kannten sie selbst und den Grund ihrer Trauer.

Von der königlichen Familie war, bei der bekannten Spannung zwischen dem Regenten und seiner Gemahlin, Niemand anwesend als ein schlanker, junger Prinz, der etwa neun Jahre alt, aber für sein Alter schon bedeutend groß war. Es war der Thronfolger Dom Pedro von Alcantara, der den Titel eines Prinzen von Beira führte. Seine Züge waren schön; ein kleiner, fast napoleonscher Mund, eine gebogene Nase, hohe Stirn und weißere Gesichtsfarbe, als man hier zu sehen gewohnt ist — machten ihn zu der anmuthigsten Erscheinung an diesem sonderbaren Hofe. Er war der Liebling seines Vaters, doch leider wurde auch seine Erziehung unverantwortlich vernachlässigt; unter Stallknechten und Troßbuben aufwachsend, hat er keine Lieblinge, als seine Pferde und seine Hunde, und kennt kein Vergnügen, als die wildesten Spiele.

Obwohl noch etwas schwächlich vom schnellen Wachsen, ist er doch jetzt schon der kühnste Reiter und der unerschrockenste Jäger. Wenn auch jetzt die Langeweile des Beijamão und das anhaltende Stehen an der Seite seines königlichen Vaters ihn sichtbar ermüdet hatte, so verrieth doch sein feuriges Auge, welch ein inneres Leben in ihm glüht. Sollte dieser Prinz jemals bestimmt sein, eine Rolle auf dem Welttheater zu spielen, so wird sein edler Charakter — wovon man sich schon treffliche Züge erzählt — das Gute wollen — sein feuriges Naturell es stürmisch erstreben; aber auch im Sturmdrange der Leidenschaften und aus Mangel an Ruhe, Bildung und Kenntnissen gewiß eben so oft Unheil stiften, als er Glück zu begründen beabsichtigt.

Dieses Prognostikon hatte ihm Senhor Sebastião gestellt — der, bei all den kleinen Schwächen seiner portugiesischen Nationalität, doch viel Geist und Gemüth hatte.

Als die Marquesa vortrat, verrieth eine lebhafte Bewegung in den feinen Zügen des jungen Prinzen das rasche Zartgefühl, womit er trotz seiner Jugend ihre Leiden ahnte, und eine gewisse Sympathie mit ihrem Unglück, das er doch noch nicht kannte.

Die Condeça nahte sich dem Regenten nicht so weit, um die ihr mechanisch entgegengehaltene Hand desselben küssen zu können. In einiger Entfernung blieb sie einen Augenblick stehen, und dort sank sie auf ihre Kniee. Dom João schien bis dahin sie kaum bemerkt zu haben. Die völlige Seelenlosigkeit seiner erschlafft niederhängenden Gesichtszüge hatte sich nicht verändert, als er seine müden Augenlieder hob und die heranschreitende Leidensgestalt anblickte. Selbst ihre schwarze Kleidung hielt er für Witwentrauer und glaubte daher, daß sie irgend eine Pension vom Hofe erbetteln wolle. Er hatte sich ihrer nicht mehr erinnert. Jetzt aber schien es ihm aufzufallen, daß sie ihm die übliche Huldigung des Handkusses nicht darbrachte, mehr aber noch, als sie zwischen beiden gefalteten Händen den Rosenkranz der Königin hoch hielt. — Er nickte mit dem Kopfe, winkte einem Kammerherrn und sagte diesem leise einige Worte, worauf er nochmals nickte und der Condeça eine entlassende Handbewegung machte.

Der Kammerherr führte die Gräfin zurück und flüsterte ihr zu: Se. allergetreueste Majestät wolle Sie sprechen in der rothen Galerie, nach beendigter Geheimerathssitzung. Allerhöchstdieselben

wollten dort die Sache des Grafen von Lavradio zur Sprache bringen.

Einige Augenblicke später sah sich Donna Eleonora im Kreise umher, als suche sie einen Führer für diesen neuen Prüfungsgang. Als sich aber der hohe finstere Mönch nahte mit der leidenschaftlichen Tiefe des Auges, wich sie schüchtern seinen Blicken aus. Sogleich trat ich ihr einen Schritt entgegen. Sie erkannte mich, lächelte wehmüthig, und mit der anmuthigsten Verneigung nahm sie meinen, ihr dargebotenen Arm.

In der rothen Galerie, so genannt von dem rothgeflammten, polirten Marmor, womit die Wände bekleidet sind, waren wir kaum angekommen, als der Prinz-Regent und der junge Dom Pedro, gefolgt von mehrern Ministern, am äußersten Ende der Galerie eintraten und langsam durch die ganze Länge derselben schritten, nach dem Sitzungssaale des Geheimenraths, dessen Eingangsthür mit rothen Vorhängen sich am andern Ende des Saals befand. —

Es waren mehrere Personen anwesend, die auf beiden Seiten niederknieten und meistens Suppliken

emporhielten. Der Regent reichte jedem die Hand zum Kuß, nahm die Memoriale in Empfang, die er jedoch ungelesen seinem Kammerdiener übergab, der sie in einen großen Korb warf, welchen er für diesen Zweck am Halse trug.

Als die Reihe an die Condeça kam, die ebenfalls kniete und den Rosenkranz hoch hielt, blieb er stehen, strich sich mit der rechten Hand über Stirn und Augen, während er die linke zum Kuß reichte, und blickte nachsinnend in die Höhe. —

«**Ah voici**» — rief er plötzlich in der französischen Hofsprache aus — **je m'en souviens, belle Dame. — Suivez-moi, — si vous voulez!**» — dann ging er weiter, sah auch mich, der ich mich ebenfalls der Hofetiquette unterworfen hatte, und nachdem ich ihm die Hand geküßt hatte, tippte er mit einem Finger auf meine Stirn und sprach im gebrochenen Deutsch: «Gut **Musica** — gut Deutscher — **Thema nuovo** erfunden, ich — ausführen das **buon modulare** — mitkommen — vorsingen — ich!» —

Sein Antlitz hatte dabei eine gewinnende Freundlichkeit. Ich erhob mich und schloß mich mit der Condeça an das Gefolge des Prinz-Regenten an.

Der Mönch starrte uns nach, aus den tiefen

Höhlen seiner Augen, dann folgte er ebenfalls in einiger Entfernung. Bald befanden wir uns Alle in dem Innern eines großen, mit Gemälden von spanischen Meistern reich verzierten Gemachs, in welchem sich zwar die köstlichsten Tische von **Verde antico, Lapis Lazuli** und andern afrikanischen Marmorarten befanden, aber kein einziger Sessel. Während die Minister in das Berathschlagungszimmer gingen, ergriff mich der Regent bei der Hand und fügte wieder in seinem weichen, portugiesischen Dialekt hinzu: «Komm!» — — und da ihm das Deutsche beschwerlich fallen mochte, fügte er französisch hinzu: «Während die Staatssecretaire ihre Acten ordnen, wollen wir Musik machen — braver Deutscher.»

Damit führte er mich in sein Cabinet, und die Condeça mit dem Mönch blieb allein stehen in dem großen unheimlichen Vorgemach des Berathschlagungszimmers und des königlichen Cabinets.

Hier unter vier Augen war der Prinz-Regent ein ganz Andrer als unter seinen Höflingen und Mönchen, wo er auch nicht das Mindeste von der Grandezza einer althergebrachten Etiquette nachließ. — «Ihr Deutschen» — äußerte er — «seid ein gutes gemüthliches Volk ohne Falschheit, Dolche

und Complimente. Man fühlt sich wohl bei Euch — Ihr seid keine Jacobiner, aber Freimaurer und Ketzer. Das ist schlimm — indeß, was kann vollkommen sein auf dieser Welt? — Wir Portugiesen haben die Natur des Gesanges, Ihr die Kunstbildung und das Talent voraus. Deine Messe ist gut — hat treffliche Motive; aber nicht rauschend genug ist sie. Im Donnersturm der Harmonien muß man den Himmel erobern. — Höre, ich habe mir diese Nacht eine Melodie ausgedacht zu Eurem Psalm: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.» —

Damit setzte er sich an das Positiv einer kleinen Orgel — ich mußte das Pedal der Bälge treten, und nun begann der Regent, der Franzosen und Engländer, den Beijamão und die Condeça vergessen zu haben schien, zu spielen, mit einem hammerartigen Anschlag seiner kurzen, dicken Finger, eine choralartige Musik, die er mit seiner etwas belegten und schwachen, sehr hohen Tenorstimme begleitete. —

«So mein' ich's» — sprach er aufstehend — «nun mach's fertig. Dort liegt lineirtes Notenpapier, Feder und Dinte. Beschäme einmal unsern Capellmeister — der portugiesische Esel bringt

keine respectable Fuge zu Stande. **Allons** — **Adeosinho, Senhor!»** —

Mit der besten Laune war er im Begriff, in das Geheimerathszimmer zu treten. — Ich wagte es nochmals, mich auf ein Knie niederzulassen und ihn anzureden. «Sire» — sprach ich — «das Gelingen meiner Composition wird wesentlich davon abhängen, ob die Condeça von Lavradio ihren Gemahl und ihr Kind zurückempfangen wird — ihr Geschick hat mein Gemüth ergriffen, und in solcher Gemüthsbewegung werde ich unmöglich mit Erfolg componiren können.»

«Gut» — sprach er — «so wisse denn, daß Wir vollkommen von seiner Unschuld überzeugt sind und den Kinderraub der Donna Carlotta, so wie überhaupt ihr ganzes Benehmen nicht billigen; allein Vasconcellos ist nicht dahin zu bewegen, sich zu erklären, wohin der arme Graf gebracht ist, ob er noch lebt, oder nicht. Sollen Wir aber, um eines einzigen unbedeutenden Mannes willen, Uns eines Dieners berauben, der völlig unersetzlich ist, weil Keiner so wie er es versteht, unsern Privatschatz für den Fall der Noth — der wahrlich vor der Thür ist, näher als sie wähnen — zu füllen? Gewiß nicht. Das Wohl des Staats und Unser

Eigenes steht höher als das jedes Privatmannes.— Nun — indeß Wir werden ihm zeigen, daß Wir Regent und Herr in Unserm Lande sind, und im Nothfalle schon Canäle zu finden wissen, auch ohne ihn den Armen zu befreien, wenn er noch lebt.»

«Und das Kind ....?» —

«Müssen Wir nicht Schlimmeres selbst ertragen von Unserer Gemahlin» — entgegnete er finster werdend — «Wir würden sie schon längst zu allen Teufeln gejagt haben, wäre sie nicht die erlauchte Tochter eines Königs von Spanien — **verdadeiro Deus!**» — Bei diesen Worten stampfte er mit dem Fuß auf den Boden und begab sich in das Berathschlagungszimmer.

Da dieses bei den offenstehenden Thüren lediglich durch einen Vorhang von dem Cabinet, worin ich mich befand, getrennt war, so konnte ich jedes laut gesprochene Wort hören.

Wer hätte unter diesen Umständen es sich versagen können, Zeuge einer Berathung zu sein, die, wie ich hoffte, dahin führen würde, die unglückliche Familie, wofür ich mich interessirte, wieder zu vereinigen. — Die Spalte zwischen den beiden herabhängenden Vorhängen gestattete mir einen Blick in das antik prachtvolle Gemach, in welchem der

König an einer großen ovalen Marmortafel auf einem Lehnsessel, dessen Rohrsitz mit rothen Sammetpolstern belegt war, saß, die Minister aber gegenüberstanden; denn die Etiquette des portugiesischen Hofes erlaubte nicht, daß irgend ein Mensch in Gegenwart Seiner allergetreuesten Majestät sich niedersetze, weshalb denn auch, außer dem Sessel des Regenten, sich kein Stuhl weiter im Berathschlagungszimmer fand.

Ich erkannte einige der Anwesenden, namentlich den feinen und gewandten Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten Dom Araujo, den allgemein verhaßten Finanzminister Vasconcellos, den ritterlichen Dom Rodrigo Souza, den feurigen Dom João d'Almeida; einige andere der Anwesenden waren mir nicht bekannt.

Es wurde viel hin und her debattirt über die Politik des Tages. Aus den Vorträgen des Ministers des Aeußern, Dom Araujo, ergab sich, daß Napoleon bereits zu Bayonne ein Heer zusammenziehe, um in Portugal einzufallen. Nach langen Berathschlagungen wurde beschlossen, die Engländer in Portugal zu warnen, daß sie ihr Eigenthum in Sicherheit bringen möchten, und alsdann erst die Beschlagnahme desselben zu verfügen. — Die an-

fängliche Meinung dieses Ministers, daß man die Engländer entschädigen solle für das in Beschlag zu nehmende Eigenthum, fand den lebhaftesten Widerspruch von Seiten des Finanzministers Dom Vasconcellos, weil diese Maßregeln der Billigkeit bei dem erschöpften Zustande der Finanzen unausführbar sein. Diesem nickte der Regent Beifall zu.

Nun kam noch einmal das Project zur Sprache, welches der englische Minister, Lord Strangford, aufs Tapet gebracht hatte, nämlich: daß Dom Pedro, Prinz von Beira, als Vicekönig nach Brasilien geschickt werden solle, unter Leitung des erfahrenen Dom Fernando de Portugalo, aus dem Hause Valencia, eines Mannes von Verdiensten, der, erst seit Kurzem aus Amerika zurückgekehrt, dort zwanzig Jahre als Vicekönig fungirt hatte. Aus Rücksicht auf den Wunsch eines so einflußreichen Engländers, hatte Dom João seine Zustimmung nicht versagen mögen; man hatte auch ein Linienschiff ausgerüstet, um den Prinzen dorthin überzuführen; allein der Regent war im Grunde damit wenig einverstanden und hatte durch seine Cabinetsintriguen bis jetzt allerhand Zögerungen veranlaßt. Nun wurde die Sache völlig aufgegeben.

Dom Rodrigo de Souza dagegen verlangte

in seinem ritterlichen Sinn, daß man sich schlage; Dom João d'Almeida vereinigte sich mit ihm; doch vergebens — ein fester Entschluß war nicht zu erreichen; endlich, nach vielem Hin- und Herreden wurde beschlossen, den Marques de Mariaalva nach Frankreich abgehen zu lassen mit Vollmachten und Diamanten, um mit Napoleon zu unterhandeln. Er sollte beauftragt werden, eine Vermählung zwischen Dom Pedro und einer Tochter Murat's, damals Herzogs von Berg, vorzuschlagen. Der Regent, der seine Leute recht gut kannte, warf ein: «Mariaalva ist ein liebenswürdiger, sanfter und gebildeter Mann, aber es fehlt ihm die Feinheit, der sichere Takt und die Festigkeit zu einer so häklichen Mission. Doch der liebenswürdige Marques war ein Freund des liebenswürdigen Dom Araujo, und so wurde denn der Regent widerlegt und überstimmt, und, wie immer in den wichtigsten Dingen, gab er nach.

Doch ich hatte genug gehört, um mich zu überzeugen, daß heute das Cabinet zu wichtige Dinge zu verhandeln habe, um eine so kleine Angelegenheit wie die der armen Condeça zu besprechen. Ich hatte zugleich Grund, der Nachfrage des Regenten nach der Composition auszuweichen, zumal

ich überzeugt sein konnte, daß er nach solchen Mittheilungen nicht mehr daran denke. Deshalb begab ich mich in das Vorgemach zurück, wo ich die Condeça von Lavradio verlassen hatte.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung erblickte ich sie abermals auf den Knieen, und vor ihr stehend einen schönen, schlank aufgeschossenen Knaben von neun Jahren, dem sie so eben die Hand küßte. Es war Dom Pedro, der sie aufgesucht hatte, um sich zu erkundigen, welches Unheil sie zu den Füßen des Thrones geführt habe. Mit Ernst hatte er ihre Leidensgeschichte angehört und erklärte jetzt: «Die Sache Deines Gemahls steht mir zu hoch, um einwirken zu können, aber **fé de Deos**» — fügte er mit schönem Feuer hinzu — «die kleine Mariaquinha, die ich bei meiner Mutter gesehen habe, steht unter meinem Schutz — kann ich sie Dir auch nicht wiedergeben, so werde ich sie doch mit meinem Leben, wenn es sein muß, gegen Miguel's Unarten vertheidigen. Verlaß Dich darauf — **Adeosinho, Senhora Donna!**» — Dabei grüßte er freundlich mit einem anmuthigen Lächeln und zog sich zurück.

Ich eilte, so schnell als möglich ihr mitzutheilen, was mir der Regent gesagt hatte.

Sie seufzte tief — und sprach schauerlich ergriffen: «Will Gott nicht helfen — so helfe das Eisen» — dabei zeigte sie den Griff eines Dolchs, den sie im Gewande verborgen trug — und entfernte sich dann rasch in Begleitung des Mönchs.

Dritte Aufzeichnung.

Regenzeit. — Portugals bedrängte Lage. — Die Cantate im Cabinet des Regenten. — Lord Strangford. — Entsetzliche Mittheilung desselben. — Beschluß der Auswanderung des Hofes.

Lissabon am 15. November 1807.

Seit dem Monat September strömt der Regen fast unaufhörlich vom grauen Himmel. Dabei ist es so warm, daß die von der Sonnenhitze des Sommers verdorrten Gewächse aufs Neue anfangen zu grünen. Das nennt man den portugiesischen Winter. In den abhängigen Straßen von Lisbõa rinnen Gießbäche von den Bergen herab und entführen den in Schlammbäche aufgelösten Unrath. Es ist unmöglich, zu gehen, gefährlicher aber noch, zu fahren, denn die Regenströme haben hin und wieder das Straßenpflaster aufgerissen oder hier und da Löcher mitten in die lebhaftesten Passagen gewühlt. Die Polizei denkt nicht daran, sie auszubessern. Fenster und Thüren klappern, und durch die im Sommer luftigen Gemächer geht der

Zugwind so heftig, daß kein Licht brennt. In Mäntel gehüllt kauern Männer und Frauen in den Ecken ihrer öden Zimmer, in welchen auch bei den reichsten Familien nur wenig und roh gearbeitetes Hausgeräth zu finden ist — sie frieren, selbst in den Betten, denen es sogar an warmen Decken fehlt. Federbetten und Oefen kennt man dort gar nicht. Selbst der mildeste Winter ist dem vom südlichen Klima verwöhnten Portugiesen ein schlimmer Gast, den man wie ein unvermeidliches Geschick erträgt, ohne sich dagegen schützen zu können. Sogar der Bettler vor der Kirchenhalle und der Gallejo an der Fontaine verläßt seinen Lieblingsplatz im Freien und zieht sich in seine dunkle Kellerwohnung oder unter die Arcaden eines Palastes zurück. Die Barken auf dem Tejo liegen abgetakelt an ihren Ketten, und die Novemberstürme des atlantischen Oceans unterbrechen die Schifffahrt. Auch der Verkehr mit dem Lande scheint abgebrochen zu sein — keine Ochsenkarren von Estremadura mit ihren kreischenden Blockrädern, keine Maulthiere aus Gallicien; selbst der kühne Mercadore Contrebandista aus Castilien und der malerisch zerlumpte Ziegenhirt von den Höhen von Alcantara vermeiden jetzt die aufgewühlten Straßen von Lisbõa,

und die ganze unermeßliche Hügelstadt fühlt sich so unbequem und unheimlich, in ihren grauen Winterhimmel gehüllt, daß all das zierliche Gegitter der oft die ganze Breite der Häuser vor dem dritten oder Haupt-Stockwerk einnehmenden Balcons verödet steht — keine Blumen, keine Papageien und Aeffchen — selbst nicht die feinen Mädchenköpfe mit den schwarzen Diamantenaugen, die das Vorübergehen des Namorado erwarten; — alle diese lieblichen **Senhoritas** und **Condesinhas** — wo sind sie geblieben? — Nur die grüne Pflanzenwelt gewinnt neues Leben und streichelt mit ihrer sammetweichen Hand die trauernden Gärten, Weinberge, Fluren und Wälder. Diese aber erwarten unter ihren Regentropfen, die Sehnsuchtsthränen gleichen, die milderen Frühlingsmonate des Januar und Februar, um in März schon wieder ihre volle Blüthenkraft zu entfalten und ihre Wohlgerüche über das neubelebte Paradies des lusitanischen Himmels auszugießen. — Dagegen hüllt die hohe Serra der Arabidos ihre Schneehäupter in Nebelschleier, um Lusitaniens Götterhimmel nicht mit dem Anblick nördlicher Schneefelder zu erschrecken.

Aber ein weit größerer Schrecken sollte jetzt in der politischen Welt hereinbrechen. — Wer hätte

glauben können, daß unter den Strömen von ei-dicken Regentropfen ein Kriegesheer sich bewegen könne? Es verlautete wohl hin und wieder, die Franzosen seien im Anmarsch, aber wer mochte an so etwas glauben? — Diese Gebirgspässe nach Spanien hin zu übersteigen, war schon in der besten Jahreszeit kein geringes Unternehmen. — Der Portugiese bekümmert sich überhaupt wenig um Politik. Er glaubt an keine Bewegungen, weil er selbst zu träge ist, um sie zu lieben.

Selbst am Hofe schien man [illegible] Meinung zu sein, daß es wohl beim Drohen [illegible]rde, wenigstens bis zu einer günstigeren Jahre[illegible] — Als einen Beweis der Sicherheit, worin man sich befand, mag es gelten, daß ich vom Regenten den Befehl erhalten hatte, mich heute früh neun Uhr im Palast Bemposta einzufinden, um Seiner Hoheit meine Fortschritte in der Composition der von ihm angegebenen Motive vorzulegen.

Nicht ohne Gefahr, umgeworfen zu werden, fuhr ich in einer zweiräderigen Seja, deren Schutzleder zugezogen waren, nach dem Palast Bemposta, wo der Regent damals zu residiren pflegte, wenn er sich in Lissabon befand.

Ich mußte lange in den Vorgemächern warten.

Der Kammerdiener Senhor Francesco leistete mir Gesellschaft. Da der Regent sich huldreich über mich und mein Talent geäußert haben mochte, so beehrte mich auch dieser einflußreiche Mann mit seiner Freundschaft. Nachdem ich ihn befragt hatte, ob für Donna Eleonora nichts zu hoffen sei, zuckte er mit den Achseln und erklärte, der Regent sei von der Unschuld des Grafen von Lavradio völlig überzeugt, sei auch sehr böse auf seine Gemahlin und den Minister Vasconcellos, deren Intriguen das ganze Unheil herbeigeführt haben. Da aber der Minister hartnäckig verweigert habe, Aufschluß zu geben, unter dem Vorwande, daß die Acten abhanden gekommen sein müßten: so habe er — Lobato — Auftrag erhalten, den geheimen Secretair des Staatsministers zu bestechen, und so sei man denn hinter das Geheimniß gekommen, daß Dom Epifanio zwar anfänglich in den Kerkern des Limeiro gefangen gehalten, doch später heimlich nach Brasilien transportirt sei, wo man ihn wahrscheinlich nach den Minen von Geräes verbannt haben werde. — «Doch» — setzte er listig hinzu und legte den Finger auf den Mund — «ich will nichts verrathen haben — überhaupt — wer kann dafür einstehen, daß der Schalk von Ecrivão nicht

mit seinem Herrn im Einverständnisse das Geld angenommen und uns mit falscher Nachricht betrogen hat? — Der Regent hat ein eigenhändiges Handbillet an den dortigen Vicekönig geschrieben, das mit dem nächsten Convoi abgehen soll, mit dem confidenziellen Auftrage, ihm zur Flucht Gelegenheit zu geben und ihn dann nicht zu verfolgen. — Ew. Herrlichkeit wird einsehen» — schloß er — «daß Seine Allergetreueste Majestät ein Mehreres nicht thun kann, um Allerhöchstihren Minister nicht zu compromittiren. Ich darf gestehen, daß mir der halb officielle Auftrag geworden, **Vossa Senhoria** dieses privatim zu notificiren, damit Hochdieselben Allerhöchstdieselben mit fernern Anfragen in dieser äußerst delicaten Sache nicht abermals behelligen mögen, was Allerhöchst ungnädig bemerkt werden dürfte ....»

«Und für die kleine .....»

«Kann es nur eine Ehre sein, mit den Infantinnen erzogen zu werden. Ew. Herrlichkeit wissen, daß nach der Hofetiquette die Erzieher der königlichen Prinzen und Prinzessinnen dieselben nur knieend ermahnen und dann nur allerdevotest bitten dürfen, zu geruhen, diese oder jene Unart abzulegen. Da ist man denn auf den glücklichen Einfall ge-

rathen, ein fremdes Kind mit ihnen erziehen zu lassen und dieses zu strafen, wenn jene Strafe verdient hätten ....»

«Eine empörende Maxime ....»

«Bitte, dagegen zu bemerken, daß nach dem portugiesischen Staatsrecht, seitdem die Grundgesetze von Lamego *) außer Gebrauch gekommen sind, der **Rey absoluto** unumschränkter Herr seines Landes und der Leiber seiner Unterthanen ist — warum sollte er nicht das Recht haben, ein unbedeutendes Kind für die Erziehung der Töchter seiner Gemahlinnen aufzuopfern? — Von dieser Seite hat man das Verfahren der Oberhofmeisterin der Prinzessin Carlotta — denn auf diese ist die Schuld gewälzt — darzustellen gesucht, und obwohl sich Seine Majestät nicht viel um die Erziehung der königlichen Kinder bekümmern, so mögen doch auch Allerhöchstsie selbst nicht eingreifen, und das würde doch immer unvermeidlich bleiben, wenn der Condeça ihr Recht widerführe.»

---

*) Diese, von Alfonso dem Heiligen bei der Begründung des portugiesischen Reichs gegebenen Grundgesetze gewährten Portugal eine freie Verfassung mit bedeutenden ständischen Rechten der Cortes.

«Die arme Kleine» — seufzte ich — «sie hat schon viel Schläge bekommen?» —

«So so — und mehr noch ist sie zur Strafe für die kleinen Unarten Ihrer Hoheiten der Infantinnen und Dom Miguel's in ein dunkles Loch gesperrt bei Wasser und Brot. Sie hat erbärmlich geschrieen, das arme Kind! — nun, sie wird's auch überstehen, denn sie hat das Glück, sich eines hohen Beschützers zu erfreuen. Der junge Dom Pedro hat neulich erst seinen Bruder Dom Miguel recht tüchtig durchgeprügelt, weil er sich Ungezogenheiten gegen die kleine Mariaquinha erlaubt hatte, und als sie für diese Unart der beiden Brüder in das schwarze Loch gesperrt wurde, hat Dom Pedro sie mit Gewalt befreit und Jeden mit seinem Degen bedroht, der sich widersetzen würde. — Was will man machen, Senhor? — die kleinen Allerhöchsten Herrschaften haben viel Willen. Das finde ich ganz in der Ordnung, denn der Regent und seine Allerhöchste Familie stehen über dem Gesetz. — **Para Deus**!» —

In diesem Augenblicke wurde im Cabinet des Regenten geklingelt. Senhor Francesco Lobato, der eben im Begriff gewesen war, mir mit ächt portugiesischer Höflichkeit eine Priese zu präsentiren, eilte,

so schnell ihn seine dünnen Beinchen tragen wollten, dorthin. Ich trat in eine Fensternische, welche die weiteste Aussicht auf den Tejo eröffnete. Das Wetter war noch unruhig, der Regen ergoß sich indeß nur strichweise, und einzelne Windstöße kräuselten die Wellen des breiten Stromes mehr als gewöhnlich. Alle Fernsicht war verhüllt, nur die Flotte der Engländer wiegte sich in stolzer Ruhe auf den empörten Wogen, die sie beherrschte. — Da war vom Admiralschiff, auf dessen Hinterdeck die große Flagge Großbritanniens wehte, ein zwölfruderiges elegantes Boot abgestoßen. Pfeilschnell durchschnitt es die Wellen. Durch die Fenster der auf dem Verdeck erbauten Pavillons ließen sich rothe Uniformen erkennen. Salutschüsse ertönten von allen Schiffen, und von dem alten maurischen Thurme des Forts von Belem donnerte der Gegengruß mit einundzwanzig Kanonenschüssen. — Was mag das bedeuten? — fragte ich, mich umsehend — denn ich hatte Schritte gehört, und in diesem Augenblick war ein Prälat, im violettseidenen Talar, an meine Seite getreten.

Nach portugiesischer Sitte verneigte ich mich und küßte seine Hand. Er machte mir das Zeichen des Kreuzes und präsentirte mir seine Schnupftabaksdose.

Alsdann ging er höflich ein auf meine Frage und sagte, es sei entweder der Admiral der britischen Flotte, oder der englische Gesandte, Lord

Strangford, der sich bekanntlich seit dem Decret vom 27. October d. J. von Lissabon auf die Flotte zurückgezogen hat — jedoch öfter ans Land fährt, um im Laufe der Tagesereignisse zu bleiben.

«Was ist das mit diesem Decrete?» — fragte ich.

«Nun, Sie wissen doch» — entgegnete er — «daß der französische Kaiser an unsere Regierung die Forderung gestellt hatte, feindselig gegen England zu verfahren. Nun — nachdem man in London über die Folgen beruhigt war, wurde so lange als möglich temporisirt, und vier Convois mit englischem Eigenthum ließ man abgehen, ohne die Ausgangszölle zu fordern. Erst nachdem fast alle Engländer mit ihrem Vermögen sich in Sicherheit befanden und die Regierung gewisse Kunde erhielt, daß am 18. October die französische Occupationsarmee für Portugal bei Bayonne in Spanien eingerückt sei, wurde das genannte Decret vom 27. desselben Monats publicirt, wodurch jedem englischen Fahrzeuge die Häfen von Portugal verschlossen bleibleiben sollten; allein Sie sehen — die Flotte Seiner Großbritannischen Majestät befindet sich ganz wohl im Tejo — und der englische Gesandte ist nur formell abgereist, hat aber immer noch die Hand im Spiele.»

«Ich fürchte» — bemerkte ich — «der Entschluß, nachzugeben, ist zu spät gefaßt.»

«Gewiß» — versicherte der Prälat — «die vorsichtige Politik unseres Cabinets faßt immer seine

Entschließungen, wenn es zu spät ist. — Man hat scheinbar einige Rüstungen gemacht, um die Franzosen zu schrecken. — Ob sich wohl die Besieger von halb Europa durch eine Handvoll aus Hunger bettelnder Soldaten schrecken lassen wird? — gewiß nicht. — Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse, Senhor! — Gott behüte Euch und uns Alle!» —

Damit machte er das Zeichen des Kreuzes und zog sich zurück.

Noch sah ich die Officiere und eine hohe Civilperson, der viel Ehrfurcht bewiesen wurde, an der Calcada unterhalb des Schlosses von Bemposta aussteigen. — Die Civilperson war schwarz gekleidet, mit einem Orden auf der Brust, rundem Hut, Stiefeln und Reitgerte. Die Officiere trugen theils die rothe Landuniform, theils die blaue Uniform der Marine. Jenem wurde die tiefste Ehrerbietung bewiesen, indem die Land- und Seeofficiere ihm unbedingt den Vortritt ließen. Auch der Wachtposten von Belem trat ins Gewehr.

In diesem Augenblick wurde ich durch den Kammerherrn vom Dienst zum Regenten beschieden. Er stand hinter den herabgelassenen Jalousieen des Fensters, zwischen welchen hindurch er ein Perspectiv auf die Angelandeten gerichtet hatte. — Kaum hatte er mir einen Seitenblick zugeworfen, so rief er: «**Verdadeiro Deus!** — dieser Lord Strangford meint auch, er sei Regent von Portugal, mehr noch

als Wir selbst. Möge er das ganze Land regieren; aber Uns wenigstens soll er die schuldigen Egards bezeigen. Ist es erhört, zu dem Regenten von Portugal in Stiefeln und Spornen und mit der Reitgerte zu kommen? — Meint er, daß er Uns keine diplomatischen Formen mehr schuldig sei — desto schlimmer für ihn! — Soll ich ihn als Privatmann empfangen — **verdadeiro Deus!** — so möge er niederknieen — wie die ganze Welt, die Uns huldigt.»

Allerdings mußte ich selbst diese lange Rede knieend anhören; darauf reichte er mir die Hand zum Kuß und forderte mich auf, mich an den Flügel zu setzen und meine Composition vorzuspielen, soweit ich damit zu Stande gekommen sei.

Man kann sich keinen größeren Contrast denken zwischen der politischen Spannung, worin sich Alles befand — und dieser Tändelei — denn der Regent stellte sich an meine Seite, während ich auf einer gepolsterten Fußbank knieend spielte, und nahm eine Geige, womit er, freilich schrillend und mißtönig genug, die Oberstimme zu spielen versuchte und dabei sang. —

Es war, aufrichtig gesagt, eine wahre Katzenmusik, denn auch das Instrument war, als Folge der allgemeinen Vernachlässigung, die hier überall sichtbar ist, bedeutend verstimmt und klapperte furchtbar; auch läßt es sich denken, wie die, auf ein großes Sängerchor und ein zahlreiches Orchester berechnete, Can-

tate auf solche Weise gehen mußte. Dabei war er so eifrig, daß er einen der Kammerherren nach dem andern nicht bemerkte, die mit allen Zeichen der Betroffenheit und Ungeduld rasch eingetreten waren und niederknieten, ohne es zu wagen, ihn anzureden. — Sie flüsterten dem Kammerdiener Lobato einige Schreckensworte zu — dieser wurde bleich, wagte es aber doch, dem Regenten, der sich in seinem heiserem Gesange nicht stören ließ, zuzurufen: Seine Herrlichkeit Lord Strangford — wolle sich nicht abweisen lassen — die Sache habe die dringendste Eile, und die höchste Wichtigkeit der Mittheilung möge entschuldigen, daß in der Eile kein Hofcostüm...

«Wie — was?» — rief der Regent und starrte den Meldenden an, mit einem Ausdruck von Schrecken und Angst, den ich auf den flachen Zügen seines großen Gesichts nur damals bemerkt hatte, als er seinen frommen Schimmel bestiegen, um auf die Jagd zu reiten, und nun alle Abgründe der Hölle unter seinen Füßen sich ihm zu öffnen schienen.

Aber schon im nächsten Augenblick schlug sich rasch der rothsammetne, mit Gold gestickte Vorhang zurück — ein hoher Herr, schwarz gekleidet, mit blondem Haar, das kurz verschnitten war, klugen blauen Augen und ernst geschlossenen feinen Lippen, trat rasch herein, nach englischer Sitte mit dem runden Hut auf dem Kopfe, den er jedoch abnahm.

«Sire» — sprach er eintretend, indem er dem Regenten ein Blatt des französischen Moniteurs

vor die Augen hielt — «Alles verloren, nur die Ehre nicht und nicht Brasilien. — Lesen Sie!»

Die Stelle war groß gedruckt und roth unterstrichen. — «Napoleon hat decretirt: Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren!» —

Erschüttert sank der Regent zusammen, wurde von seinen Kammerherrn aufgefangen und in einen Sessel niedergelassen.

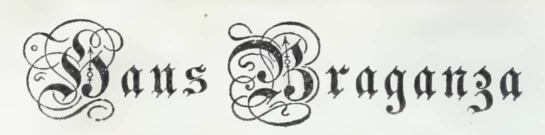
«Ja, Sire» — sprach darauf der Engländer mit imponirender Hoheit und gehobener Stimme — «auch ich sage: das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren, wenn es nicht nach Brasilien sich zurückzieht. Man lasse Portugal besetzen, wir werden es wieder befreien.»

Die Flucht des Hofes nach Brasilien wurde beschlossen.

Ende des ersten Theils.

Druck von E. Polz in Leipzig.

Das



Haus Braganza

(von 1807 — 1832.)

Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen

von

H. E. R. Belani.

Erste Abtheilung.

Dom João VI. und sein Hof.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1839.
Verlag von August Taubert.

Dom João VI.

und

sein Hof.

Historisch-romantisches Gemälde

aus der neueren Geschichte

Portugals und Brasiliens

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1839.
Verlag von August Taubert.

Vierte Aufzeichnung.

Regenzeit in Portugal. — Sicherheit gegen feindliche Einfälle. — Elende Beschaffenheit des portugiesischen Militairs. — Privatschatz des Regenten. — Betrübniß der Condeça. — Nachricht über die Ankunft der Franzosen in Abrantes. — Beschaffenheit des französischen Heers. — Benachrichtigung des Regenten von diesen Ereignissen. — Geheimerathssitzung. — Beschluß, den Hof nach Brasilien zu versetzen. — Publicandum darüber mit Randglossen. — Eindruck auf die Bevölkerung von Lisbôa. — Grenzenlose Verwirrung in den königlichen Schlössern. — Scene der Einschiffung. — Aufnahme der Condeça im englischen Admiralschiff. — Unordnung bei der Einschiffung. — Wenig Adel und Männer von Bedeutung reisen mit. — Anfeindung und Gefahr des Staatssecretairs Dom Araujo. — Versuchte Einschiffung einiger Regimenter und Auflösung derselben. — Nächtlicher Markt. — Nahen der Franzosen. — Ungünstiger Wind. — Die Franzosen in Lisbôa. — Windstille. — Gefahr. — Absegeln der Flotte.

Lisbôa, den 26. November 1807.

Noch immer das abscheulichste Wetter — Schlammbäche in allen Straßen, Stürme auf dem Meere, Regengüsse auf den springenden Wellen des Tejo. —

Vor den Franzosen ist man sicher bei diesem Höllenwetter — so dachte man noch vor wenigen Stunden; — wie wollen sie durch diese Engpässe, auf diesen zerrissenen Wegen, über diese angeschwollenen Ströme und reißenden Gießbäche nur von der spanischen Grenzfestung Badajoz bis hierher vordringen? Man lacht über solches Gerede der Aengstlichen.

Zwar ist bekannt geworden, daß Marschall Junot mit wer weiß wie viel tausend Mann am 18. October von Bayonne aufgebrochen ist; aber zweihundert Stunden in solcher Jahrszeit mit einer Armee zurücklegen, durch ein Land, das weder Transport= noch Subsistenzmittel darbietet — das ist kein Spaß — eigentlich nach dem Urtheil aller portugiesischen Militairs keine Möglichkeit.

Politische Besorgnisse sind also die wenigsten, die man sich macht — man erträgt den Winter — der nicht einmal die Kraft hat, die Orangenbäume zu entlauben und die Kaktusstauden zu zerstören — so gut oder schlimm es gehen will, in Betten liegend oder in Mäntel gehüllt; denn Ofenwärme kennt man in Portugal so wenig, als auch nur den spanischen Kohlentopf. — Man friert lieber bei klappernden Fenstern und Thüren, die dort wenig

schließen, als daß man sich entschlösse, fremde Sitte anzunehmen. Und so hat der frierende Portugiese genug mit sich selbst zu thun und hat keine Lust, sich viel um Politik zu bekümmern.

Am sichersten ist der Hof, wie es scheint. Lord Strangford mag treiben wie er will — man denkt nicht mehr an das dem Regenten im ersten Schrecken abgedrungene Versprechen, den Sitz der Regierung nach Brasilien zu verlegen. Die portugiesische Flotte, welche bestimmt ist, den Hof nach Brasilien überzuführen, liegt vor Anker auf dem Tejo, bei dem maurischen Thurm von Belem, und hat alle Segel, Wimpel und Flaggen eingezogen — wie kranke Schwäne liegen sie da, diese acht majestätischen Linienschiffe, diese drei Fregatten, zwei Briggs und drei Corvetten, und alle die von Kaufleuten bewaffneten Handelsschiffe, welche die Fahrt um den halben Erdkreis mitmachen sollen, und die Matrosen und Seeofficiere füllen alle **Lojas** *) und Tavernen von Belem und Almeida und machen aus Langerweile tolle Streiche; — kein Mensch, der die Verhältnisse kennt, glaubt an die Möglichkeit, daß ein Prinz von so unentschlossenem Charakter

*) Buden.

eine so ungeheure Veränderung seiner ganzen gewohnten Lebensweise zu unternehmen den Muth haben werde. — Und weil immer noch kein fester Entschluß gefaßt war, so wurde auch nichts vorbereitet zu einer solchen Reise über das Weltmeer. Von der Stellung der Feinde hat man gar keine Kenntniß — wozu auch — da man steif und fest an die Unmöglichkeit des Vordringens in dieser Jahrszeit glaubt. Auch, glaube ich, würde man in Portugal für schweres Geld keinen Boten erhalten, um nur mit der Grenzfestung Elvas zu communiciren; Militairdetachements aber würde man gar nicht auf Recognoscirung aussenden können, denn die Leute und Officiere haben seit drei Monaten keinen Sold ausgezahlt bekommen und nichts im Leibe und nichts auf dem Leibe. —

Es ist, beiläufig gesagt, ein wahres Elend mit diesen Leuten — gestern noch zog mich ein Officier bei Seite, schlug seinen Mantel auseinander und zeigte mir seine Blößen, indem er um Gottes willen bat, ihm einige Testãos zu schenken oder zu leihen, da er Frau und Kinder habe, die sonst verhungern würden. — Die Kassen sind leer — nichts ist gewisser; aber wer hat sie geleert? — im Privatschatz des Regenten befinden sich über 200 Millionen

Franken, wie mir Senhor Sebastião vertraut hat, der als Privatbanquier des Regenten das wissen kann — und alle Minister mit ihren Familien sind reich; am schlimmsten aber befinden sich die Maulthiere in den königlichen Marställen; da viele Leute von dem Mais und Korn leben wollen, das ihnen geliefert wird: so sind sie vor Hunger zu kraftlos geworden, um die schweren Hofcarrossen fortschleppen zu können. Man bedient sich im Nothfalle gemietheter oder requirirter Thiere.

Der Flotte aber fehlt es am Nothwendigsten. Man bezweifelt sehr, daß sie im Stande sei, See zu halten. Gebe der Himmel, daß die Gefahr nicht so nahe ist, wie Senhor Sebastião in seiner klugen Voraussicht meint.

Heute war ich bei der armen Condeça. Ich erschrak bei ihrem Anblick. Der Glanz ihrer Augen ist fast erloschen, ihr feines Antlitz gebleicht — man kann nichts Interessanteres sehen, als diese schöne Leidende in ihrer stillen Duldung. Sie hatte noch nichts Näheres erfahren von ihrem Gatten, als mehrere Umstände, welche die früher erhaltene Mittheilung, daß Dom Epifanio nach Brasilien

deportirt sei, bestätigten. Von ihrer Tochter hatte sie indeß lange nichts gehört und noch weniger sie gesehen, weil es nicht leicht ist, aus dem Innern des Haushalts der Gemahlin des Regenten etwas zu erfahren. Sie hüllt gern all ihr Thun und Treiben in Geheimniß und hat auch Ursache genug dazu — denn es ist ein unheimliches Treiben in ihrem Wesen.

Die Condeça wußte indeß, daß ich durch meine Stellung in der königlichen Capelle Gelegenheit hatte, Manches zu hören und zu sehen, was Ungeweihten verschlossen blieb.

Ihre erste Frage war: «Wie geht es meiner armen Mariaquinha? — Haben Sie das Kind — die Seele meines Herzens gesehen?» —

«O mein Gott» — rief ich aus — «beruhigen Sie sich doch, Excellenza — das Kind ist wohl, Liebling der jungen Infantinnen, und hat in Dom Pedro einen Beschützer gegen die Unarten des kleinen Dom Miguel gefunden!»

«Kann mich das beruhigen?» — seufzte sie — «welche verkehrte Erziehung wird sie erhalten! — Kann ihr irgend etwas auf der Welt die Zärtlichkeit der Mutterliebe ersetzen — mir das Schmeicheln meines süßen Kindes? — **O santa Senhora!** —

wohin nun mit meinem Schmerz? — hier hält mich das Dasein eines geliebten Kindes zurück — übers Meer zieht mich die Pflicht der Gattin und die Liebe. — O nie, nie war gewiß ein menschliches Herz so getheilt zwischen zwei Hemisphären, wie das meinige! — Und die Reise des Hofes nach Brasilien — meine letzte Hoffnung — scheint man auch aufgegeben zu haben?» —

«Man temporisirt wenigstens, wie es die Diplomaten nennen» — entgegnete ich — «verschiebt die Reise bis auf günstigeres Wetter, indem es bei diesen Novemberstürmen keine Noth hat mit dem Anrücken der Feinde.»

«Anrücken der Feinde?» — fragte sie — «kann die Gefahr dringender sein, als wenn die Franzosen bereits zu Abrantes eingerückt sind?» —

«Wie, zu Abrantes — achtundvierzig Poststunden von hier?» —

«Gewiß — der Mercadore Contrebandista, der Ihnen auf der Reise nach Cintra solchen Schrecken gemacht, brachte mir so eben diesen Brief von meinem Schwager, dem Padre Leonio, der jetzt Bischof von Abrantes ist. Dieser schrieb mir, ohne irgend eine zarte Beziehung auf eine tiefe Leidenschaft, die der Unglückliche stets bewacht und

bekämpft, ohne sie ganz bannen zu können —: «So eben rückt die Avantgarde des französischen Armeecorps hier ein. — Eile, geliebte Schwester in Christo, Deine Kostbarkeiten einzupacken; — nach den Bravaden der Franzosen soll bei dem geringsten Widerstande kein Stein auf dem andern bleiben in Lisbõa? — Es würde übrigens ein Leichtes sein, diese Sansculottes wieder aus dem Lande hinauszuschlagen, denn, bei der heiligsten Mutter Gottes, nie habe ich so erschöpfte Soldaten in einem jämmerlicheren Zustande gesehen. Mit den forcirtesten Märschen, die ans Unglaubliche grenzen, haben sie ohne Geschütz und Munition die Grenzfestung Elvas umgangen, sind über Gebirge gestiegen, haben Ströme durchwadet und sich fortgeschleppt im Schlamme der Heerstraße, einen langen Schweif von Maroden und Kranken hinter sich herschleppend — Nachzügler, die zum Theil umkommen in dem abscheulichen Wetter, bei dem Mangel an Hospitälern und Verpflegung. — Wären es nicht Feinde — alles menschliche Gefühl möchte sich erbarmen bei diesem Elend. — Und solche Leute, die sich nur mühsam dem dumpfen Schalle der nassen Trommel nachziehen — solche Vagabonden von Soldaten — deren Anzahl gewiß auch

die Furcht der fliehenden Landbewohner übertreibt, die wollen die Eroberer von Portugal spielen? — Ha, wahrlich ein wohlorganisirtes Bataillon und eine halbe Batterie Kanonen könnte in diesen Engpässen das ganze Armeecorps des Marschalls Junot aufhalten und zurückschlagen! — wären nur in Portugal Soldaten, wie sie sein müßten, zu finden — allein man sagt dagegen, daß jene Bettler sich trefflich schlagen werden, wenn es zum Aeußersten kommen sollte. Der Donner einer Kanone könne ihre Todten erwecken, daß sie aufstehen und mitkämpfen; ein Commandowort gebe den Maroden Kraft und den Kranken Gesundheit. Es ist wahr, ein ganz andres reges Leben, eine unbegreifliche Lebendigkeit steckt in diesen Franzosen, als in unsern trägen Landsleuten. Schon allein der Gedanke, in Lisbōa als Sieger von allen Strapazen sich zu erholen, giebt ihnen die moralische Kraft, deren es bedarf, um ganz Portugal zu erobern.»

«Um Gottes willen, Excellenza» — rief ich — «geben Sie mir diesen Brief! Ich eile zum Regenten. Etwas Entscheidendes muß augenblicklich geschehen — entweder Flucht — oder Widerstand.» —

Die Condeça gab mir den Brief — ich eilte nach Belem in den Palast Bemposta.

Da ich die Fortsetzung dieses Tagebuchs in jener bewegten Zeit nicht täglich liefern konnte, so schrieb ich das Meiste aus späteren Erinnerungen nieder. Es nimmt daher von jetzt an mehr die Form von Memoiren an, und wird daher von jetzt an das Datum der Aufzeichnung fortgelassen werden.

Es war die Zeit, als der Regent so eben im Begriff war, sich in die prachtvolle, im maurischen Styl erbaute Kirche des Hieronymitenklosters zu Belem zu begeben. Ich benutzte diesen günstigen Augenblick, um mich ihm in den Weg zu stellen. So wie seine kleine runde Figur mit dem schwankenden Gange nahte, kniete ich nieder und hielt den von der Condeça empfangenen Brief empor. — So war es der Gebrauch, wenn man dem Regenten eine Supplik zu übergeben wünschte.

Der Regent blieb stehen, blinzelte mich an und rief aus: «**Ah** — unser braver Deutscher! — Nun, Freund, wie steht es mit Deiner Composition?» —

«Sire — ich würde schon mich erkühnt haben,

die Partitur **vossa Majestade fidelissima** respectvoll zu Füßen zu legen, wenn nicht....»

— «Nun — Deine Herzensangelegenheit mit der schönen Condeça....»

— «Majestät — halten zu Gnaden — diese Sache ist Herzensangelegenheit des menschlichen Gefühls; allein was mich hinderte, war die Besorgniß, daß die politischen Bewegungen des Augenblicks Allerhöchstdieselben hindern möchten, mir ein gnädiges Gehör zu schenken.»

— «Bah — die Franzosen verlachen Wir — die werden im Schlamm stecken bleiben bis über beide Ohren oder in der Guadiana ertrinken, wenn sie sich gelüsten lassen sollten, die Grenze zu überschreiten. Aber diese **Suplicazão** *) für die schöne Condeça — steck' sie nur wieder in die Tasche — Du fängst an, lästig zu werden, mein Sohn, mit dieser ewigen Plackerei wegen einer Bagatelle....»

«Halten zu Gnaden — es ist ein Brief vom Bischof zu Abrantes.»

«Gieb! — Der Bischof von Abrantes — Padre Leonio — ist ein frommer Mann. Was der schreibt, das haben ihm die heiligen Engel eingegeben.»

*) Supplik.

Damit nahm er mir den Brief aus den Händen und küßte die Aufschrift. — «Nun und der Inhalt?» — fragte er — «eine Fürbitte für seine schöne Schwägerin? — will mich denn Alles plagen mit dieser Geschichte? selbst der Himmel und seine Geweihten?» —

«Der Bischof schreibt: So eben rückt die Avantgarde des französischen Armeecorps hier ein u. s. w.» — entgegnete ich, vielleicht ein wenig zu rasch ihm die erschreckende Nachricht beibringend — denn seine Gleichgültigkeit in einer so wichtigen, das ganze Lebensglück einer so liebenswürdigen Familie betreffenden Angelegenheit hatte mein Gefühl verletzt. —

«In Abrantes?» — sprach er gedehnt — Einen Augenblick schien der Schreck der Ueberraschung mit dem ihm angeborenen Phlegma zu kämpfen; er ließ seine beträchtliche Unterlippe noch mehr als gewöhnlich hängen, schob dann eine Priese in seine bourbonsche Nase und sagte: «Ei — ei — so wird man sich denn doch beeilen müssen, einen Entschluß zu fassen!»

Damit nahm er noch eine Priese, reichte mir die Hand zum Kuß, schob den Brief in die Tasche der langen goldgestickten Schooßweste, und vor sich

hin brummend und nickend setzte er eben so langsam und bedächtig, wie er gekommen war, seinen Weg in die Klosterkirche fort.

Doch mehr Bewegung hatte meine Mittheilung unter den Umstehenden gemacht. Mehrere Fidalgos vom Gefolge des Regenten und einige Prälaten waren stehen geblieben und fragten mich jetzt weiter aus über jene Mittheilung. Ich fand keinen Grund, sie zu verheimlichen. Der bleiche Schrecken verbreitete sich auf allen Gesichtern. Man lief auseinander nach allen Richtungen der Windrose hin, und so hatte sich schon nach weniger als einer halben Stunde derselbe Schrecken über ganz Lisbôa verbreitet. Die Minister waren eben so schnell versammelt, man rief mich in die Geheimerathssitzung — ich mußte berichten, was ich wußte; man erstaunte — zweifelte, debattirte hin und her — sandte fort, den Regenten zur Session zu entbieten. — Schon hatten sich Tausende aus allen Volksclassen auf dem Platz vor der Klosterkirche eingefunden. Auch hier wurde mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit das Fliehen oder Nichtfliehen debattirt; doch kaum erschien der Prinz-Regent unter den auseinandergeschlagenen rothen Vorhängen des Kirchenportals, so warf sich Alles in

gewohnter Unterwürfigkeit auf die Kniee und erwartete schweigend, in der ängstlichsten Spannung, die Entscheidung des Regenten. — Es erfolgte nichts der Art. Mit kaltem Kopfnicken reichte er links und rechts seine Hand zum Kuß und war bald verschwunden mit seinem Gefolge unter der Colonnade des nahen Palastes.

Nach einer Stunde erst verbreitete sich die Nachricht, es sei die Abreise auf den 27. November festgesetzt. Alles war in Bewegung. Ich eilte zu der Condeça, um sie davon zu benachrichtigen. Sie war sogleich entschlossen, dem Hofe nach Brasilien zu folgen, und bat nur, daß ich sie abholen und für einen Platz auf einem der Schiffe sorgen möge, wenn es wirklich zur Abreise kommen sollte.

Gegen Abend verkündete ein Manifest des Regenten — welches nach üblicher Sitte von einem Herold bei Trommelschlag an allen Straßenecken abgelesen wurde — den Portugiesen den Entschluß, die Königin und seine Familie, so wie den ganzen Hof nach Amerika zu versetzen, und seine Residenz, bis zum allgemeinen Friedensschluß, in Rio de Janeiro zu nehmen.

Es hieß in diesem Manifest: «Nach der Erschöpfung des Staatsschatzes, und der beständigen

Aufopferungen ungeachtet, ist es Uns nicht möglich gewesen, Unsern geliebten Unterthanen die Wohlthat des Friedens zu erhalten. Die französischen Truppen befinden sich auf dem Wege nach der Hauptstadt. Widerstand zu leisten, hieße das Blut tapferer Männer ohne Nutzen für das Vaterland vergießen. Da Unsere Person besonders der Gegenstand unverschuldeter Feindschaft des Kaisers Napoleon ist: so wollen Wir Uns aus Liebe zu Unserem Vaterlande entfernen, um die Summe der Leiden zu vermindern, die auf dem Lande lasten würden.»

«So viel Irrthümer als Worte» — flüsterte mir eine zischelnde Stimme zu, als ich, vom Balcon meiner Wohnung herabschauend, zum ersten Mal diesen Ausruf mit angehört hatte — ich wendete mich rasch um — es war Senhor Sebastião, der durch eine der offenen Balconthüren unbemerkt zu mir getreten war.

«Nun — und wie meinen Sie das?» — fragte ich, mich rasch umwendend.

«Ei» — antwortete er — «Ew. Herrlichkeit kennt die Lage Portugals so gut wie meine Wenigkeit. **Verdadeiro Deos!** — wo ist denn dieser Staatsschatz geblieben, dessen Mangel den

Regenten nöthigen soll, nach Brasilien auszuwandern — nun — die ganze Welt weiß es: in den Koffern **de sua Majestade fidelissima.** Und das sind die Aufopferungen, die er gemacht hat, um Frankreich zu versöhnen und den Frieden zu erhalten, daß er das Interesse der Engländer, deren Handelsmonopole Portugal aussaugen, nicht aufopfern wollte. Aber wo, um des Himmels willen, sind die tapfern Männer, deren Blut nicht vergossen werden soll? — Wären sie so tapfer in der Schlacht wie bei der Schüssel, wenn sie einmal in diesem Leben wieder das Glück haben sollten, zum Sattessen commandirt zu werden: — **para Deus!** — man würde die Franzosen, die matt sind wie die Fliegen, leicht wieder hinausschlagen aus dem Lande. Uebrigens ist die werthe Persönlichkeit des Regenten dem Welteroberer viel zu unbedeutend, um ihn zu hassen; dagegen ist es das süße Zuckerbrötchen von Portugal, das der große Länderverschlinger zum Dessert der spanischen Mahlzeit — woran er sich den Magen verderben möge — verschlingen möchte. — Sehr naiv endlich ist das Bekenntniß, daß sich mit der Entfernung des Regenten die Summe der Leiden vermindern würde, die seine Regierung über Portugal gebracht hat — —

so wenigstens ließe sich das Schlußwort der Proclamation glaubhafter erklären.

Merkwürdig war der Eindruck des erwähnten Manifestes auf die zahlreiche Bevölkerung aller Classen, die während des strömenden Regens mit breiten Wachstuchhüten und in Mäntel und Regentücher gehüllt, oder die spitze Capota ihrer Mäntel über den Kopf gezogen, sich auf allen Straßen und Quais gesammelt hatten und besonders unter den Arcaden der Paläste und Kirchen sich drängten. Im ersten Augenblick war Alles betroffen. Dann aber glich die ganze ungeheure Volksmenge einer einzigen großen Familie. Was Einer fühlte, empfand Jeder. Bekannte oder Fremde, die einander begegneten, drückten sich gegenseits die Hand, sahen einander schweigend in die zähренfeuchten Augen und schieden mit dem portugiesischen Trostworte, dem einzigen, dessen sie mächtig waren: — **tenha paciencia** — fügt Euch in Geduld!

Es war ein rührender Zug im portugiesischen Volkscharakter, diese Trauer, die nichts weiter war, als die jedem Portugiesen angeborene Liebe und Verehrung zu seinem Königshause. Es müssen

viel Leiden dazu gehören, eine solche Volksliebe auszurotten — die bisherigen haben es noch nicht vermocht.

Nun drängte sich Alles nach dem Quai von Belem. Trotz des ungeheuren Morastes sah man hier eine unermeßliche Menschenmenge, Kopf an Kopf gedrängt. Jeder wollte noch einmal diese unglückliche Familie sehen — Tausende ihres Gefolges sollten sie begleiten — da gab es auch in den Familien unter Freunden und Bekannten Thränen des Abschiedes.

Mich hatte ein Auftrag von Seiten der Hofintendanz der Capelle noch am Abend des 26. nach Queluz geführt, dem bekannten Lustschlosse des Regenten, mit dem herrlichen botanischen Garten, den Dom João so liebte; dort hielt er sich auf, um mit seiner Familie, die von Romalhão dorthin beschieden war, zugleich abreisen zu können. Allein, nun einmal die Flucht beschlossen war, vereinigten sich Aengstlichkeit und Ungeduld, sie auf das Aeußerste zu beschleunigen, und da Alles den Kopf verloren hatte, auf unbegreifliche Weise zu übereilen.

Es war eine unbeschreibliche Verwirrung in allen königlichen Schlössern. Die Tausende der königlichen Bedienten rannten die ganze Nacht durch

einander — oft Einer gegen den Kopf des Andern — dieser trug ein Geräth, jener ein anderes, was oft Niemand gebrauchen konnte. Vorhänge und Stukkaturen wurden heruntergerissen, Vasen und Statuen fortgeschleppt — in Haufen wurden in den Vorhallen und auf dem Schloßplatze Tische und Stühle, Käfige mit Papageien, Pendülen und Betten, Alles durcheinandergeworfen, und nun fehlte es an Wagen oder Händen, das königliche Geräth weiter zu transportiren. Kamen auch von den gemietheten Ochsenkarren oder Maulthieren einige auf den Platz, so fielen gleich Hunderte darüber her, sie für ihr kleines Privateigenthum in Beschlag zu nehmen. So ging es die ganze Nacht hindurch; Windlichter irrten durch alle die hohen verwüsteten Gemächer, und hielte nicht das Ehrgefühl selbst den niedrigsten Portugiesen ab, einen Diebstahl zu begehen, den sie für gemein und ehrlos halten, während ihnen Raub und Mord noble Passionen sind: so würde bei dieser Gelegenheit viel gestohlen sein; allein die Ehrfurcht vor dem Eigenthum der königlichen Familie bewog selbst viele aus dem Volke, bei dem Transport und der Einschiffung behülflich zu sein. — Sogar Bettler sah man Kostbarkeiten tragen, von deren Erlös sie das ganze

Leben hindurch sich hätten erhalten können — aber nichts wurde gewissenhafter zur Stelle geliefert, als solcher scheinbarer Raub; nur ging dann wieder Vieles bei der Unordnung der Verpackung verloren.

Das Einzige, was mit einiger Ordnung eingeschifft wurde, war der königliche Schatz. Sechs Männer unter militairischer Begleitung und Aufsicht des Schatzmeisters hatten schon am vorigen Tage angefangen, sich mit dem Transport der Diamanten und Goldsäcke zu beschäftigen, die auf Maulthieren bis auf den Caes de Sodrè geführt wurden, um dort in die große königliche Barke geladen zu werden. Man schleppte die ganze Nacht hindurch bei Fackelschein, ohne alle Störung von Seiten des Volks, welches in schweigender Ehrerbietung die unermeßlichen Reichthümer eines Fürsten fortführen sah, dessen Minister das Land ausgesogen, alle Kassen geleert, die Verwaltung zerrüttet und alle Beamte unbezahlt gelassen hatten. Ueber zwei Drittel alles baaren Geldes, das in Portugal circulirte — eine Summe von 200 Millionen Franken in Diamanten und Gold — nahm, wie mir Senhor Sebastião versicherte, der Regent mit nach Brasilien.

Um neun Uhr Morgens, am 27. November 1807, war die Einschiffung der königlichen Familie be-

stimmt; allein die Angst und Verwirrung, die im Palast von Queluz herrschte, hatte Alles übereilt, so auch die Abreise der allerhöchsten Herrschaften.

Zuerst war der Regent mit dem Infanten von Spanien in einer alten, von Maulthieren gezogenen Hofkutsche, mit einem einzigen Diener, auf dem Quai von Belem angelangt. Hier herrschte eine wahrhaft groteske Verwirrung. Kein Mensch war dort bereit zum Empfange des Monarchen. Der Koth war so tief, daß die Räder des Wagens nicht selten bis unter die Achsen einsanken. Keine Wache stand am Ufer, das Volk zurückzuwehren, und dieses drängte von allen Seiten heran, mit Thränen in den Augen, um ihrem scheidenden Fürsten zum letzten Male die Hand zu küssen.

Der Wagenschlag war geöffnet; das Boot mit den zwölf schwarzbraunen, blau und roth gekleideten königlichen Matrosen hielt unten an der breiten Calcada des Caes de Sodrè. Aber bis dahin war noch ein Sumpf zu durchwaden, der von mehreren hundert Maulthieren und vielen tausend Menschen aller Farben und Nationen zu einem wahren Brei zusammengetreten war. Dòm João machte einen Versuch, auszusteigen, aber er wagte es nicht. Hundert Hände erhoben sich, um den Regenten in

die Barke zu tragen; allein er war nicht zu bewegen, sich den Armen treuer Unterthanen anzuvertrauen. —

«Ich bin zu schwer» — rief er ihnen zu — «ich will Euch nicht belästigen, Kinder! — Oder meinen Ew. Liebden nicht» — raunte er dem Infanten zu — «daß unter diesen schwarzbraunen Galgengesichtern mehr als ein Jacobiner sein könnte, der Lust hätte, mir ein Messer in den Leib zu stoßen — wie?»

In diesem Augenblick theilte sich die Menge, und zwei Corporale von der Polizeilegion warfen Bretter vor dem Wagen in den Koth. Alsdann führten sie erst den zitternden Monarchen und dann den Infanten unter den Armen bis auf die Calcada und halfen ihnen bei der Einschiffung. Uebrigens hatte das lange, große Gesicht des Regenten einen merkwürdigen Charakter von Seelenlosigkeit. Seine hängende Unterlippe und Wangen, die gebogene Nase und die matten halbgeschlossenen Augen gaben ihm mehr das Ansehen eines Blödsinnigen, der sich ohne Willen und Bewußtsein führen läßt, wie ein Kind, als eines Monarchen, der sein Reich verläßt, um es dem Feinde als Beute zu überlassen. War es Gefühllosigkeit — die sich doch kaum glauben

läßt in einem so großen Moment; oder war es jene Uebermacht des Gefühls, die, wenn alle Geisteskraft erschöpft ist, zu einer wahren Erstarrung aller Seelenthätigkeit führt? — Dabei gab ihm das Bewußtsein oder die Gewohnheit der Repräsentation noch einige äußere Haltung in seinem Wesen, die aber eine unheimliche Starrheit auf seine Gesichtszüge und in seine Augen gebracht hatte, sobald er diese hob, um sich noch einmal, einen Abschiedsgruß mit der Hand zuwinkend, gegen das Volk zu wenden. — Mit der Hand wehrte er die andrängenden Menschen zurück, die, laut weinend, noch einmal seine Kniee umfassen wollten.

Ihm folgte nach einiger Zeit der Wagen der unglücklichen Königin. Diese saß vorgebeugt, mit beiden Händen sich festhaltend und mit einem so angstvollen Gesichte und so irren Blick, als ob sie fürchte, zu fallen, in ihrer Seja. Und doch soll sie auf der Fahrt hierher einige Male lichte Zwischenräume ihrer Gemüthskrankheit gehabt haben, in welchen sie mehr Adel der Seele verrathen als ihr Sohn, Dom João, in seinem ganzen langen Regentenleben jemals gezeigt hat. — Man erzählte sich, daß diese edle königliche Greisin in einer lichten Stunde sich die Leiden und die politische Lage

von Portugal habe auseinandersetzen lassen, und dann mit aufflammenden Blicken und feinem Erröthen der bleichen Wangen gerufen habe: «Ei, warum verlassen wir denn das Königreich, ohne gestritten zu haben?» — Und als auf der Fahrt zur Einschiffung ihr **Bolero** *) etwas schnell gefahren sei, habe sie ihm zugerufen: «Nicht so schnell — man könnte sonst glauben, wir flöhen.» Nun aber wurde sie aus dem Wagen gehoben und auf einen Tragsessel gesetzt. In diesem Augenblick kam wieder der Nebel des Wahnsinns über ihr Gemüth. Sie schrie wie gewöhnlich, man wolle sie mit Teufelskrallen in die Hölle führen; ihre Seele brenne schon, denn sie habe sich gegen den heiligen Geist versündigt. — Dabei sträubte sie sich so, daß man sie mit Gewalt einschiffen mußte.

Alsdann kam die Gemahlin des Regenten, Donna Carlotta Joaquina, mit ihren sieben Kindern in einigen altmodigen Carrossen angefahren. Sie zeigte mehr Fassung als alle übrigen Mitglieder ihrer Familie; — ihre Töchter, die jungen Infantinnen, weinten, Dom Miguel schrie nach seinen Ziegenböcken, die man vergessen hatte mit ein-

*) Kutscher.

zuschiffen, und strampelte mit den Beinen, als man endlich auf Befehl der Regentin genöthigt war, ihn mit Gewalt in die Barke zu bringen. Dom Pedro — der neunjährige Prinz — war fast der Einzige, der auf seinen schönen Zügen eine wahre Wehmuth mit einer würdigen Haltung vereinigte.

Die Letzten, die eingeschifft wurden, waren die Witwe des verstorbenen ältern Bruders des Regenten, und die jüngere Schwester der Königin — Beide alte Damen, die durch die Störung ihrer gewohnten Bequemlichkeit und Ruhe mehr belästigt zu werden schienen, als durch den Gedanken, ihre Heimath verlassen zu müssen. Ihre kalten Gesichter sahen sehr verdrießlich aus.

Indeß hatte sich auch die Condeça von Lavradio eingeschifft, und zwar unter meiner Begleitung. Es war unmöglich gewesen, ihr auf irgend einem portugiesischen Schiffe ein Unterkommen zu verschaffen, ihr trauriges Schicksal und die Verstimmung des Regenten gegen sie waren schon zu bekannt geworden, um nicht jeden Schiffscapitain bedenklich zu machen, eine so dringende Sollicitantin mit nach Brasilien überzuschiffen. Nur für vieles Geld gelang es mir, ihr in dem Admiralschiff der englischen Convoiflotte eine Aufnahme zu verschaffen.

Ihre erste Frage, als ich sie abholte, war, ob ich ihre Tochter nicht gesehen habe bei Gelegenheit der Einschiffung. Leider mußte ich dieses verneinen; allein ich mochte ihr aus Schonung gar nicht sagen, daß sie wenigstens in dem Wagen der königlichen Kinder nicht befindlich gewesen war. Hatte man sie vielleicht früher oder später mit ihrer Gouvernante dennoch an Bord geschickt, ich wußte es nicht und konnte es auch nicht erfahren.

Die Gunst, die mir der Regent fortwährend erwies, hatte mir das freilich etwas unbequeme Glück verschafft, auf dem portugiesischen Admiralschiffe, worauf sich die königliche Familie befand, die Ueberfahrt machen zu dürfen. — Unbequem, sage ich, denn die kleine Coje, die mir als Wohn- und Schlafstelle angewiesen ist, befindet sich im untern Verdeck dicht über dem Wasserspiegel, so daß jede etwas hochgehende Welle gegen mein kleines Fenster schlägt.

Man rechnet, daß an diesem Tage und am folgenden an 15,000 Menschen eingeschifft wurden — Alles durcheinander, Bedienten und Herrschaften, Mönche und Prälaten, Weiber und Soldaten,

das köstlichste wie das unnützeste Geräth. Man kann sich denken, welche Scenen der Unordnung und der grenzenlosesten Verwirrung es dabei gab. Es war eine Menge Volk, das sich einschiffte, ohne Subsistenzmittel und oft ohne irgend einen andern Beweggrund dieser Leute, als daß sie vielleicht unter den Bedienten des Regenten einen Verwandten hatten, oder aus Neugier die neue Welt sehen wollten, ohne es sich viel kosten zu lassen. Die Capitains nahmen auf — Alles durcheinander — so viel der Schiffsraum nur fassen wollte, ohne sich um die Namen, den Rang oder Paß der Mitreisenden zu bekümmern. — Doch so viel wollte man bemerkt haben, daß verhältnißmäßig nur wenige bedeutende Fidalgos und Titulados dabei waren. Die meisten der Auswanderer waren wirklich bei Hofe angestellte Personen, und schon diese betrugen eine Legion. Berühmte Namen oder reiche Familien hörte man gar nicht unter den Mitreisenden nennen. — Freilich hatten sie auch das Meiste zu verlieren; allein das hätte doch Manchen nicht abgehalten, wenn nicht der Regent, der den Adel haßte und fürchtete, nur ungern das Mitgehen vieler Adeligen gesehen hätte. Auch war es ein Beweis, daß auch ihm die Stimmung des Adels nicht

günstig war. An bedeutendern Männern im Gefolge des Regenten bemerkte man nur den General Napion, den Arzt Vieira, den Hofwundarzt Piecanço und wenige Andere.

Alles blieb ruhig, bis der Staatssecretair der Finanzen, Dom Araujo, unter den sich Einschiffenden erkannt wurde. Aber nun entstand ein wildes Geschrei in den bewegten Volkshaufen: «Nieder mit ihm — **Morro Araujo** — Tod dem großen Spitzbuben, der Portugal bestohlen und verrathen hat.» — Schon wurden Steine und Koth gegen ihn geschleudert, Messer wurden gezuckt — immer dichter umdrängten die braunen, sonnverbrannten Gestalten seinen Wagen. — Ein solches aufrührerisches Geschrei hat in Portugal in politischer Hinsicht wenig zu bedeuten, denn das Volk bekümmert sich im Ganzen wenig um Politik; allein desto mehr war es hier furchtbar, weil der gemeine Portugiese um einen Mord mehr oder weniger auf seinem Gewissen nicht viel giebt. Doch unter dem Schutz eines Geistlichen gelang es dem Minister, sich aus dem Getümmel zurückzuziehen, und erst in der folgenden Nacht schiffte er sich wieder ein.

Man versuchte auch einige Regimenter einzuschiffen, aber sie verweigerten den Gehorsam, bis

sie ihren rückständigen Sold empfangen würden. Nur das dreizehnte Infanterieregiment zeigte sich folgsam, und die Mannschaft bestieg mit Gewehr und Sack und Pack die zu ihrer Einschiffung bestimmten Barken. Aber wohin nun? — Niemand hatte daran gedacht, Ordre zu geben, auf welchen Schiffen der Transport der Soldaten geschehen sollte. Das Regiment zeigte sich an der Backbordseite mehrerer Schiffe, aber keines war zu dessen Aufnahme eingerichtet. Ueberall zurückgewiesen und von der Commandantschaft auf dem Lande nicht wieder aufgenommen, blieb dem Regimente nichts weiter übrig, als sich aufzulösen.

An das Nothwendigste hatte man am wenigsten gedacht, nämlich die Flotte für eine Macht von 15,000 Passagieren hinreichend zu verproviantiren. Als dieses bekannt wurde, ließen sich die Vorsichtigsten in großer Anzahl wieder ans Land setzen, um, wo möglich, sich selbst mit Mundvorrath zu versorgen. Nun wurden noch um Mitternacht vom 28. auf den 29. eine Menge Krambuden auf dem Quai von Belem aufgeschlagen, damit man sich mit dem Unentbehrlichsten versorgen könne.

Die Flotte war nämlich durch den ungünstigsten Südwestwind am Auslaufen verhindert. Dazu

kam die Schreckensnachricht, daß die Vorhut der Franzosen bereits am 28. November Abends in Azambuja, drei Stunden von Lisbõa, angelangt sei. Schon am 29. oder 30. konnten sie hier einrücken und dann die Kanonen aller Forts am Strande gegen die portugiesische Flotte richten und die königliche Familie zwingen, ans Land zu gehen und sich gefangen zu geben.

Endlich am 29. setzte sich der ungünstige Wind plötzlich in günstigeren Nordwind um. Nun war Alles auf den Schiffen in der raschesten Bewegung. Die Anker wurden gelichtet, die Segel schwollen an, Matrosen kletterten an den Wänden des Takelwerks auf und nieder. Man kann sich kein belebteres Gemälde denken, als in diesem Augenblick die Bewegung auf jedem Schiffe darbot. — Und welch ein Getöse überall! — Das Knarren der Kloben am Tauwerk und der Ankerwinden, der taktmäßige Tritt der Matrosen, die an den Bäumen der Winde im Kreise herumgehen, wie ein Pferd in der Roßmühle, begleitet von dem monotonen Ruf der Matrosen: «**Hoya! hoya! Mocos!**» — der gellende Klang der Bootspfeife, die durch Sprachröhre hinauf und hinunter und nach allen Seiten hin gerufenen Commandoworte; — nur der

Donner der Kanonen — der sonst jedes ankommende oder absegelnde Schiff begrüßt, begleitete nicht die königliche Abfahrt, und diese gewann dadurch noch mehr den Anschein einer Flucht, als ohnehin schon der Fall war. — Doch als eben das Geschwader den Hafen verlassen hatte, trat zum neuen Entsetzen eine Windstille ein, welche die Flotte nöthigte, im Angesicht des Hafens, in der Mündung des Tejo, noch vor der Barre desselben regungslos liegen zu bleiben.

Das war eine schreckliche Lage; schon hörten wir von den Höhen von Alcantara herab Junot's Kanonen donnern. — Ganz Lissabon war auf den Beinen, und Kopf an Kopf gedrängt füllte eine unermeßliche Menschenmenge die Quais.

Der Wasserspiegel war auf der Oberfläche vollkommen eben, aber in der Tiefe bewegt. — Die Schiffe zitterten auf ihren Kielen ruhend. Alle Anzeichen eines Erdbebens waren vorhanden — Gott selbst schien zu drohen.

Ich war noch einmal mit einer leicht segelnden Fischerbarke ans Land gegangen. Wie verändert fand ich nun die Stimmung des Volks! Man hatte endlich begriffen, daß der Regent sich von der Sache Portugals losgesagt habe — man fürch-

tete die Franzosen als Jacobiner, welche ihren Adel und ihre Priester verjagt hatten — man erzählte sich Greuelscenen aus dem Guerillakriege in Spanien und befürchtete, hier Aehnliches erleben zu müssen. Ein allgemeines Murren lief durch die Menge — man fürchtete die Gefangennehmung des Regenten und verwünschte ihn doch zu allen Teufeln. — Fluchen und schimpfen können der Portugiesen nicht: dafür hat ihre höfliche Sprache keine Worte; allein auf ihren markirten Zügen und bei der Lebhaftigkeit ihrer Action beim Reden gab sich ihr Unwille durch die sprechendsten Verzerrungen kund. —

In diesem Augenblick — es war Morgens sieben Uhr — ertönte von Schiff zu Schiff ein Ausruf des Schreckens. Auf den Höhen von Alcantare hatte man Bajonette in der Sonne blitzen gesehen, und bald rasselten Trommeln von allen Höhen herab, und lange Linien fremder Soldaten erschienen mit blitzenden Adlern und weithin tönender Regimentsmusik — auf den Hauptplätzen der Stadt, der Praça do Commercio, der Praça de Romulares, dem Caes de Sodrè. — Alles zitterte — schon glaubte man, die Kanonen der Forts spielen zu hören, man zweifelte nicht, im nächsten Augenblick schon französische Batterien auffahren

zu sehen — man wußte nicht, daß die Franzosen, die nur drei Tage und drei Stunden gebraucht hatten, um die 48 französischen Postmeilen von Abrantes nach Lisbõa zurückzulegen, nur wenig leichtes Feldgeschütz auf diesen forcirten Märschen hatten mitführen können. Man denke sich die Aengstlichkeit der Gemüther auf allen Schiffen, die wie Blei so regungslos auf dem breiten Strome lagen.

Die Regenwolken hatten sich getheilt — es war eine Härte vom Schicksal, das dem Regenten und allen Flüchtlingen noch einmal ihr geliebtes Lisbõa im prachtvollsten Sonnenglanz zeigte, aber auch im Glanz der feindlichen Waffen. In diesem Augenblick schwellte ein frischer Landwind die Segel — die Matrosen jauchzten, die Flüchtlinge weinten — jedes Schiff bewegt sich — mit Tüchern und Hüten wird dem Lande das letzte Lebewohl zugewinkt — und dort auf dem Thurm des Palastes von Ajuda weht schon — entsetzlicher Anblick — die dreifarbige französische Flagge. — Marschall Junot hat dort seine Residenz genommen — die vertriebene Königsfamilie aber fliegt über die Barre des Stroms hinaus in das freie, weite, unermeßliche Weltmeer. — Welche Gefühle — welche Thränen bilden ihr Geleit!

Fünfte Aufzeichnung.

Die Franzosen in Portugal. — Vertreibung derselben. — Englische Blokade. — Sturm. — Windstille. — Weitersegeln. — Dom Pedro und Mariaquinha während des Sturms und später. — Antrag des englischen Admirals Sir Sidney-Smith und Ablehnung desselben. — Dom Pedro's Bemühen, sich Kenntniß vom Seewesen zu verschaffen. — Seine classische Lectüre. — Mangel auf den Schiffen. — Die Flotte geht nach Bahia. — Etiquette auf dem Admiralschiffe. — Dom Miguel's Treiben. — Mariaquinha. — Mittheilungen an die Condeça. — Das tropische Meer. — Kinderliebe. — Die Jagd des Haifisches. — Lebensgefahr. — Dom Miguel's Bosheit.

Dom Sebastião war in Lisbõa zurückgeblieben. Aus seinen Briefen theile ich hier mit, was sich dort nach der Abreise des Hofes begab.

Volkshaufen aus der Stadt und vom Lande hatten die Quais und alle Anhöhen bedeckt, die eine Aussicht auf die Mündung des Tejo gewährten. So lange noch ein Segel von der königlichen Flotte zu sehen war, hatten sich Aller Augen auf das Geschwader gerichtet. Aber bald nahm der Schmerz

einen anderen Charakter an. Die französischen Trommeln und Bajonette erschreckten alle Gemüther. Priester, Soldaten, Fidalgos und Bürger dachten von jetzt an nur auf ihre persönliche Sicherheit. So lange die königliche Familie noch im Angesicht von Lisbõa war, herrschte dort eine düstere Betäubung; nach ihrer Abfahrt ging dic Furcht und Verzweiflung in Verwirrung über. Zahllose Familien entflohen aus der unglücklichen Stadt und zogen sich auf ihre, mit hohen Mauern umgebenen, Quintas trotz der noch wüthenden Winterstürme zurück. Die Soldaten entliefen schaarenweise von ihren Fahnen. Räuber und Mörder kamen aus ihren Verstecken in den Ruinen hervor, und Lissabon stand in Gefahr, daß sich die Greuelscenen erneuten, welche dem Erdbeben von 1755 gefolgt waren.

Der Prinz-Regent hatte vor seiner Abreise eine Regentschaft eingesetzt, unter dem Vorsitz des Marquis von Abrantes, und in einer Proclamation befohlen, die Franzosen als Freunde zu empfangen. — Bei ihrem Einrücken fand nicht die geringste Unordnung statt. Erst am 13. December, als Marschall Junot bei einer Revue auf dem großen Roscio-Platze die große französische Fahne einwei-

hen wollte, entstand eine Gährung. Das Volk drängte sich auf dem Wege, den die Soldaten nahmen. — Diese Gährung hatten einige Feuerköpfe benutzt zu dem Versuche, den Pöbel in hellen Aufstand zu bringen. Um Mittag donnerten plötzlich und unerwartet die Kanonen aus den Mauern eines alten Schlosses, das die Stadt beherrscht. Alles blickte dorthin; weder Franzosen noch Portugiesen wußten, was das zu bedeuten habe, als plötzlich auf der Höhe des Thurms die dort schwebende Fahne mit Portugals Wappen herabgesenkt wurde und darüber die drei Farben mit dem Bilde des kaiserlichen Adlers sich erhoben. — Ein Schrei des Unwillens von Seiten der Portugiesen erfüllte die Luft; aber dabei blieb es auch. Einige Detachements säuberten die Straßen von allem Gesindel; aber am folgenden Abend wurde schon eine französische Schildwacht auf einem einsamen Posten mit Messerstichen ermordet gefunden. Diese kleine Bewegung mußte dem famösen mailändischen Decret Napoleon's zum Vorwand dienen, um dem unglücklichen Volke eine Contribution von 100 Millionen Franken «zur Loskaufung des Privateigenthums» (!) aufzulegen. Später wurde diese Summe auf die Hälfte herabgesetzt. — We-

niger die Härte der Beitreibung dieser Brandschatzung, als der beleidigende Hohn, ein sich unterwerfendes Volk noch schlimmer als ein erobertes zu behandeln — empörte alle Gemüther. Als man das portugiesische Wappen von allen öffentlichen Gebäuden wegschaffen wollte, fand sich auch nicht ein portugiesischer Arbeiter, der sich dazu verstehen wollte. Französische Soldaten mußten es übernehmen. —

Die Engländer kamen endlich dem bedrängten Lande zu Hülfe und wurden als Befreier mit Begeisterung empfangen. Der Schlag bei Baylen vernichtete den Wahn von der französischen Unbesieglichkeit; Mönche und Priester, deren reiche Einkünfte die Franzosen besteuert, deren Kirchen sie einiger goldnen und silbernen Gefäße beraubt hatten, fanatisirten das Volk. Es erhob sich mit einer Energie, die seit Jahrhunderten bei dem trägen Phlegma dieses gedrückten Volks unerhört gewesen war, und nach wenigen kräftigen Schlägen war Portugal von Junot's Armee — die in der kläglichsten Zerrüttung einen meisterhaften Rückzug machte — befreit.

Uebrigens war der portugiesische Handel zerrüttet. Die englische Flotte kreuzte vor den Häfen

von Portugal, und der Befehlshaber derselben, Admiral Sidney Smith, vollzog die Blokade derselben mit allem Ernst, obgleich von Seiten der portugiesischen Regierung alle Decrete, welche die Beschlagnahme des englischen Eigenthums und die Gefangennehmung der Engländer verfügten, nur illusorisch gewesen waren, indem die Engländer sich selbst und ihr Eigenthum vorher gerettet hatten. Auch war die Strenge dieser Blokade um so verrätherischer, als das englische Cabinet anerkannt hatte, daß Portugal gezwungen war, so zu handeln, und versprochen hatte, die Verbindung zwischen Brasilien und dem Mutterlande nicht zu stören. Gleichwohl wurden einige Monate lang alle aus Portugal auslaufenden Schiffe gekapert, und die Lage Portugals und der Auswanderer dadurch bedeutend verschlimmert.

Allein der bekannte Egoismus der englischen Politik sollte das von allen Seiten bedrängte Land nach der Vertreibung der Franzosen in eine noch weit unglücklichere Lage bringen.

Doch davon später. Kehren wir zurück zu den Auswanderern.

Auf dem atlantischen Ocean waren der Windstille furchtbare Stürme gefolgt. Auf thurmhohen Wogen tanzten die Schiffe — die Sturmvögel mit ihren langen Flügeln waren ihre Begleiter durch die Wolkenmassen und die Wogenwüste. Man sah oft die zunächst segelnden Schiffe nicht, und ihre bedeutende Anzahl hätte die Gefahr, aneinander zu stoßen und zerschellt zu werden, noch vermehrt, wenn nicht derselbe Sturmwind die ganze Armada mit der Königsfamilie und den funfzehn tausend Flüchtlingen auseinander gepeitscht hätte, wie einen Haufen Spreu. — Dazu gab es Seekrankheit auf allen Schiffen. Man sah nur bleiche Gesichter der Flüchtlinge, die Sterbenden glichen und mit verzweifelnden hoffnungslosen Blicken dem zürnenden Neptun ihre Opfer brachten. Das Schlimmste war, daß diese Stürme uns in der Nähe der portugiesischen Felsenküste trafen. Die Gefahr, zu scheitern, wurde dadurch furchtbar erhöht. Diese war auf den portugiesischen Schiffen um so größer, je schwerfälliger sie sich bewegten, je mangelhafter ausgerüstet und bemannt sie waren. Ueberhaupt hatten die portugiesischen Seeleute der neueren Zeit längst den Ruhm verloren, den die alten Weltumsegler gehabt hatten — die ersten der Welt zu

sein. — Dazu kam die übereilte Ausrüstung der portugiesischen Schiffe. Es fehlte oft am Nothwendigsten, während Ueberflüssiges im Ueberfluß vorhanden war.

Auf den Sturm folgte eine Windstille. Noch einmal sollten die Auswanderer den grünen Landstrich ihrer geliebten Heimath sehen. Schwere Seufzer und stille Winke flogen zurück nach den dort gebliebenen Lieben. Der heitere Himmel zeigte Segel über Segel, so weit das Auge reichte; aber die Signale des Admiralsschiffs konnten nicht befolgt werden, die Flotte zu vereinigen, weil ihre langen Segel erschlafft niederhingen und die stolzen Meergebäude regungslos wie todte Schwäne sich von den im tiefsten Grunde noch bewegten Wellen wiegen ließen.

Endlich sollte auch diese letzte Rast auf der Flucht vorübergehen, dieser letzte Trost der Portugiesen — das süße Heimathland ihrer Väter zu sehen — verschwinden, und ein frischer Landwind schwellte die Segel. — In blauer duftiger Ferne verschwanden die theuern Gestade von Portugal, und nun sah man nichts als ringsum Himmel und Meer, doch ringsum belebt von segelnden Schiffen verschiedener Größe und Bauart, deren spielen-

des Dahingleiten über die Wogen den angenehmsten Anblick und zugleich ein Gefühl von Sicherheit gewährte, welches die Brust mit jenem höheren Kraftgefühl erfüllt, dessen der Mensch bedarf, wenn er einem ungewissen Schicksal entgegengeht.

Der Prinz Dom Pedro zeigte bei dieser Gelegenheit eine Seelengröße, die ihn weit über sein Alter erhob. — Während des Sturms war er nicht zu bewegen, das Verdeck zn verlassen. Mit glänzenden Augen betrachtete er das majestätische Schauspiel. Weder Regengüsse noch Sturzwogen, die nicht selten über das Verdeck hinrollten, noch die Befehle seines Vaters konnten ihn bewegen, seine gefahrvolle Stellung zu verlassen.

Er antwortete dem Grafen von Limares, der den Auftrag hatte, den Prinzen dazu zu bewegen: «Mein Herr Graf — wen das Geschick so wie uns verfolgt, der wird wohl thun, in Zeiten dem Sturm fest ins Auge zu blicken — wer weiß, welche größern Stürme uns die Zukunft bringen wird!» —

Man sah in diesen gefahrvollen Stunden einige Male ein engelschönes kleines Mädchen an der Seite des Prinzen, welches bei der allgemeinen Unordnung, die unten in den Cajüten und den Räumen herrschte, der Aufsicht entkommen zu sein schien.

Es war die kleine Mariaquinha — die entschlossen zu sein schien, jede Gefahr mit ihrem jungen Beschützer zu theilen. Keine Bitten und keine Drohungen vermochten sie, von seiner Seite zu weichen, und wenn der Sturm gar zu sehr tobte, das Schiff hin und her geschleudert wurde und die schäumende Wogenfluth über Bord schlug, so schlang er den einen Arm fest um das Tauwerk und mit dem andern hielt er das schlanke junge Mädchen an seine Brust gedrückt, und nun war ihr so wohl und so weh, und bei dem brausenden Sturme blickten sie einander so zärtlich und seelenglücklich in die Augen, daß man sich unmöglich ein anmuthigeres Bild denken kann, als diese stille unschuldige Kinderliebe mitten im brausenden Sturm, auf den empörten Wogen des atlantischen Oceans.

Kaum hatte das Geschwader die Höhe des Meers erreicht, als der Befehlshaber der englischen Blokadeflotte, Admiral Sidney Smith, an Bord des Admiralschiffes kam, worauf sich die königliche Familie befand, und den Prinz-Regenten die dringendsten Vorstellungen machte, sich auf ein englisches Schiff zu begeben, weil dort größere Sicherheit für seine allerhöchste Person sei. Allein der Regent war nicht zu bewegen, eine Veränderung

vorzunehmen, die jetzt, nachdem er sich einmal mit seinen wenigen Bedürfnissen behaglich eingerichtet hatte in der Cajüte des Schiffes, das nach seinem Namen benannt war, als eine neue Störung seiner Ruhe erscheinen mußte.

Nun drang der englische Contreadmiral aufs Neue in ihn, wenigstens den Kronprinzen einem englischen Schiffe anzuvertrauen, indem bei einem einzigen unglücklichen Ereignisse die ganze hohe Dynastie des Hauses Braganza auf einmal zu Grunde gehen könne.

Unentschlossen und mit einem fragenden Blick sah der Regent auf den Prinzen, der mit allen Zeichen der Mißbilligung diese Vorschläge angehört hatte. Jetzt aber beugte er das Knie vor seinem königlichen Vater, küßte dessen Hand und sprach mit ehrerbietiger Haltung, aber durchblitzendem Feuer: «Wenn das Unglück uns gezwungen hat, die Portugiesen aus Liebe zu ihnen zu verlassen, um nicht im ungleichen Kampfe ihr theures Blut zu verschwenden, so verlangt es, nach meinem Gefühl, unsere Pflicht und unsere Ehre, daß wir mitten im Ocean die Landsleute nicht verlassen, die ihr Geschick an das unsrige geknüpft haben. Dieses

Schiff verlassen, hieße ohne Noth uns einer Nationalbeschimpfung schuldig machen.» —

Diese entschlossene Rede des jungen Prinzen entschied vollends den Regenten, das Anerbieten des englischen Contreadmirals nicht anzunehmen, dessen Schiffe das portugiesische Geschwader, welches der Admiral Dom Manoel da Cunha commandirte, begleiteten.

Während der ganzen Fahrt ließ Dom Pedro nicht die geringste Unruhe blicken. Sein Entschluß war gefaßt, diese Gelegenheit, sich zu belehren, sich nicht entgehen zu lassen. Man sah ihn stets unter den Marineofficieren und Seesoldaten stehen, an den Schiffsübungen Theil nehmen und sich in den Berechnungen der Längegrade üben. Und wenn es nichts beim Seewesen zu thun gab, so sah man ihn allein an den Mast gelehnt, oder auch oben im Mastkorbe sitzen und seinen Virgil lesen, dessen Aeneide er sehr liebte. — Dann pflegte gewöhnlich das reizende Kind bei ihm zu sitzen und mit ihren klugen Augen den in seine Lectüre vertieften Jüngling zu beobachten. Kam eine schöne Stelle, die er ihr laut vorlas, so bat sie ihn bescheiden, ihr solche zu übersetzen, und das that er denn auch mit begeisterten Blicken und perorirte mit Aeneas:

„Auch hier ist Lohn dem Verdienste;
Hier sind Thränen dem Leid, und das Herz rührt menschliches Schicksal.
Zage nicht mehr. Wohl bringt doch einiges Frommen der Ruhm dir —"

oder mit Evander rief er aus:

„Fest steht Jedem sein Tag, nur kurz ist und unersetzlich
Allen das Leben bestimmt; doch Ruhm ausbreiten durch Thaten,
Das ist der Tugend Werk."

Auch Entbehrungen gab es zu tragen, wobei Dom Pedro Allen voranging mit heiterem Muth und Unverdrossenheit.

Die Verproviantirung der portugiesischen Flotte war so übereilt geschehen, daß es an einigen Gegenständen fehlte, oft an den nothwendigsten, während an andern Ueberfluß war; dabei herrschte eine Unordnung, die so groß war, daß man nichts wiederfinden konnte. Fast alle Schiffe wurden auf bestimmte Rationen von Lebensmitteln und Wasser gesetzt, der Hunger herrschte sogar im Admiralschiff, dessen erlauchte Reisende manche Entbehrungen zu tragen hatten. Der Prinz-Regent selbst litt Mangel an den nöthigsten Dingen; so

z. B. mußte man Betttücher zerschneiden, um ihm Hemden daraus zu machen. Dazu kam, daß in der südlichen Hemisphäre die Passatwinde versäumt wurden; es hatte seine großen Schwierigkeiten, Rio de Janeiro zu erreichen. Der Regent gab daher den Vorstellungen seines Admirals nach und gab Befehl, nach Bahia oder St. Salvador zu segeln.

Uebrigens wurde auf dem Admiralschiff die strengste Etiquette beobachtet. Der Regent betrat nie das Verdeck und verbrachte seine Zeit in Gedankenlosigkeit, wie es schien, indem er schweigend vor sich niederstarrte oder stundenlang unbeweglich saß, oder er betete mit den Priestern seines Gefolges oder ließ sich von seinen Vertrauten Neuigkeiten erzählen, die oft in den unbedeutendsten Bemerkungen über das Befinden und Treiben der Mitreisenden bestanden. — So hing sein Geist, der keines höhern Aufschwunges fähig war, an den kleinsten Erbärmlichkeiten des Lebens, während ein großes tragisches Geschick an ihm in Erfüllung ging. Seine Gemahlin sah er niemals, außer bei Tafel, und dann sprach er nie ein Wort mit ihr. Seine Kinder wurden ihm zu bestimmten Stunden zugeführt, um ihm die Hand zu küssen. Nach

dieser Ceremonie, die ohne allen Ausdruck, als eine lästige Gewohnheit verrichtet wurde, entließ er sie, und nur selten that er einige Fragen nach ihrem Befinden und ihrer Beschäftigung. Man wollte bemerkt haben, daß er nie ein Wort an den kleinen Dom Miguel gerichtet habe, dem er nur mit abgewandtem Gesicht die Hand zum Kuß gereicht. Dagegen waren Dom Pedro und die fast siebenjährige liebliche Donna Isabella Maria *) seine Lieblinge, die sich ihm auch unaufgefordert nahen durften. An Dom Pedro hatte er nur zu tadeln, daß er sich zu sehr unter Officiere und Matrosen mische und dadurch zu Verletzung der Etiquette Veranlassung gebe. Die Entschuldigung, daß er sich belehren wolle, wurde nicht angenommen, indem ihm zu seiner Zeit durch einen gelehrten Professor die Wissenschaft der Navigation schon systematisch beigebracht werden solle. Von Dom Miguel's Umhertreiben in der gemeinsten Matrosengesellschaft, seiner Theilnahme an ihren rohen Späßen und Zoten nahm er indeß keine Notiz, da er sich schon aus Abneigung um die Erziehung dieses Bastards, wie er ihn gegen Vertraute nannte, nicht bekümmerte.

---

*) Nachmalige Regentin von Portugal.

Die Prinzessin Carlotta Joaquinha befand sich dabei in der unangenehmsten und genirtesten Lage. Ihre Intriguen waren hier auf einen nur zu kleinen Kreis beschränkt, um ihr selbst genügen zu können, und die Nähe ihres Gemahls war ihr eben so unangenehm als diesem die ihrige. Nur ihrem Hange zu sinnlichen Ausschweifungen vermochte sie nicht ganz Zügel anzulegen, und so gab sie bei dem engen Raum, worauf sie beschränkt war, zu manchem Aergerniß Veranlassung.

Das lieblichste Wesen in all diesem oft so unheimlichen Getreibe war die kleine Mariaquinha — ein blondlockiges Kind mit blauen Augen, das auf dem ganzen Schiffe nur der Engel des Himmels genannt wurde. Ihre zarte Figur hatte bei aller Kindlichkeit doch schon so etwas von der Frühreife des Südens, so schlank und gerundet fingen schon an ihre Formen zu werden. In ihrem großen Auge lag schon so etwas Sinniges, im Blick eine Tiefe, die für ihre Zukunft besorgt machte, wenn man sich denkt, daß diese Seele einmal von einer Leidenschaft durchdrungen werden würde, die ihr ganzes Leben ausfüllen sollte. Dabei aber beruhigte wieder die frühe und ausgezeichnete Entwicklung ihres Verstandes, die allerdings durch die

isolirte Stellung, worin dieses Kind, losgerissen vom Mutterherzen, mitten unter fremden, meistens herz- und lieblosen Menschen sich befand, sehr befördert sein mochte.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Condeça, die sich auf dem englischen Admiralschiff befand, zu sprechen, indem ich im Gefolge unsers Admirals da Cunha, der dem englischen Admiral Sidney Smith, während der Windstille auf der Höhe von Faro, die Gegenvisite machte, auf einige Stunden an den Bord der englischen Fregatte ging. Ich theilte ihr die erfreuliche Nachricht mit, daß ihre Tochter sich bei den königlichen Kindern befinde. Donna Eleonora war darüber auf das Lebhafteste erfreut und gab mir hundert kleine Aufträge, Bestellungen und Geschenke für das liebliche Kind mit, wobei sie mich bat, ihr zu sagen, sie möge sich über ihre Trennung nur keinen Kummer machen, auch sie, ihre Mutter, sei darüber beruhigt, da ja in Brasilien ihre Wiedervereinigung leichter zu bewirken sein würde, als in Portugal — «und sollte ich mit ihr in die dichtesten Urwälder flüchten müssen» — rief sie lebhaft — «beim Himmel, keine Entbehrung könnte mein Herz so schwer treffen als diese Trennung von meinem Kinde — — doch das sagen

Sie ihr nicht» — fügte sie hinzu — «man muß ein junges Gemüth nicht zu früh mit den Schrecknissen des Geschicks erfüllen.» —

Diese Scene wurde Veranlassung, daß ich mich der Kleinen nahte, als ich sie einst unbeobachtet auf dem Verdeck auf einem Anker sitzen sah, indem sie auf Dom Pedro wartete, der um diese Zeit dort zu erscheinen pflegte. Ich redete sie an und sagte ihr, daß ich ihr angenehme Mittheilungen von ihrer Mutter zu machen hätte. — Mit ihren großen klugen Augen sah sie mich fragend an, indem ein lebhaftes Erröthen die Freude der Ueberraschung verrieth. Dann blickte sie schnell umher. Plötzlich wurde sie wieder bleich, legte den Finger auf den Mund und sagte leise: «Jetzt nicht!»

Ich bemerkte in demselben Augenblick eine Kammerfrau der Prinzessin Carlotta, welche die Kleine suchte, doch ohne sie sogleich zu bemerken.

«Zur Zeit der Siesta — hier wieder!» — raunte sie mir zu — dann schlüpfte sie um den großen Mast weg die Schiffstreppe hinab.

Ich erstaunte über diese frühzeitige Klugheit eines noch so jungen Kindes und glaubte beim zweiten Zusammentreffen nichts zu wagen, wenn ich ihr sagte, daß ihre Mutter auf dem Admiralschiff

die Reise mitgemacht habe und sie in Brasilien um jeden Preis entführen und wieder zu sich nehmen werde.

Nachsinnend legte sie den zarten Finger an die Nase. — «Glaubt meine Mutter» — sagte sie — «daß es leichter sein wird, meinen Vater zu retten, wenn sie mich von dem Einzigen entfernt, der ihm helfen kann und wird?» —

«Wen meinen Sie, Mariaquinha?» — fragte ich. —

«Nun — wen sonst als Dom Pedro» — entgegnete sie mit leichtem Erröthen und senkte ihre langen Wimpern über die Augen, indem sie ihre Blicke niederschlug und an einer Schleife ihres Gewandes zupfte. — Es lag schon so etwas verschämt Jungfräuliches in dieser unwillkürlichen Aeußerung ihrer zarten keimenden Zuneigung zu dem schönen jungen Prinzen, daß sie dadurch unaussprechlich liebreizend wurde. Doch erkannte ich auch darin die Größe der Gefahr für ihren Seelenfrieden, wenn sie noch länger in der Nähe dieses ihres jugendlichen Beschützers blieb. Solche Eindrücke, die das Kinderherz empfängt, haften oft für das ganze Leben im weiblichen Gemüth.

«Haben Sie noch viel zu ertragen von den Unarten des zweiten Infanten?» — fragte ich.

«Nein» — entgegnete sie und strahlte mich an mit dem freundlichsten Lächeln — «er fürchtet sich vor Dom Pedro. — O Senhor — dieser schöne Prinz ist mein Ritter — — mein Schutzengel! — die heiligste **Senhora Maria de piedade**, meine verehrteste Patronin und Taufpathe, hat ihn mir gesendet! — Gott segne diesen Engel!» —

Daß diese Zuneigung unter den Beschwerden und beengenden Verhältnissen einer langen Seereise mit jedem Tage inniger werden mußte, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Die Linie war passirt. Das tropische Meer mit seiner wunderbaren Klarheit — so blau und tief wie der Himmel, der sich über uns wölbte, ließ in seiner Tiefe Muscheln und Fische von der seltensten Gestaltung erkennen. Eine Windstille hatte den Spiegel der See geebnet. Die Schiffe mit ihren erschlafften Segeln schienen zwischen zwei Himmeln zu schweben. Die Sinne schwindelten, wenn man in diese belebte Tiefe hinabschaute. Da sah man Schaaren brauner Boniten und schimmernder Goldkarpfen, welche die Matrosen Delphine nennen, ihr anmuthiges Spiel

treiben; erschien in ihrer Mitte ein gefräßiger Haifisch — die Hyäne des Meeres — so schossen sie pfeilschnell auseinander, um ihn neckend wieder zu umtanzen, indem ihre Behendigkeit seiner schwerfälligen Bewegungen zu spotten schien. Eine Menge kleiner blaßrother Blasen, die im Sonnenschein im wunderbaren Metallglanz prangten, schwammen auf dem Meere — es war der Nautilus, von den Matrosen spottend das portugiesische Kriegsschiff genannt — seine ellenlangen Fühlfäden sind giftsprühend, und so ist auch dem Schwachen sein Stachel gegeben. Die Skip Jacks oder Hüpfhänschen, vom Matrosenwitz so genannt, machen ihre einige Ellen hohen Bogensprünge, um aus den Schaaren fliegender Fische — die 60 bis 80 Ellen weit fliegen und oft auf dem Verdeck niederfallen — ihre Beute zu fangen; — Meerschweine und Schildkröten bewegen sich in dieser krystallreinen Fluth, und Seevögel aller Art, die einige Augenblicke auf den Raaen und Segelstangen ruhten, dann wieder auf dem himmelreinen Meeresspiegel zu ruhen schienen, und eine Menge hin- und herfahrender Boote belebten dieses prachtvolle Seegemälde auf dem windstillen Ocean, das durch die Menge unbeweglicher Schiffe, mit ihren erschlafft niederhängenden

Segeln, einen großartigen aber todten Anblick gewährt haben würde.

Um diese Zeit beschäftigte sich die Mannschaft auf allen Schiffen vielfältig mit Fischen oder Begießen der heißen Planken des Schiffs und Verdecks, um das Schmelzen des Theers und des Pechs der Calfaterung zu verhindern, während die Seeofficiere und vornehmeren Reisenden einander Visitten abstatteten. Der Regent empfing damals von vielen derselben unter einem Zelt auf dem Verdeck den Beijamão oder Handkuß, und ich begab mich nach dem englischen Admiralschiff, um der Condeça von Lavradio die Aeußerungen ihrer kleinen Mariaquinha mitzutheilen. — «Ja» — sagte sie nach einigem Nachdenken — «es ist ein kluges Kind, diese Kleine — und sie mag recht haben — dieser Dom Pedro ist ein Gott; — so lange das Haus Braganza regiert, hat es noch keinen Prinzen von diesem edlen Charakter, diesem Feuer und dieser Thatkraft gehabt — Schade, wenn die vernachlässigte Erziehung der Infanten dieses herrliche Naturell verderben oder bleibende Flecke in dieser ächt königlichen Seele zurücklassen sollte.»

Ich glaubte, darauf der mütterlichen Wachsamkeit einige Andeutungen von Besorgniß wegen der

keimenden Leidenschaft in diesen jungen Gemüthern geben zu müssen. Sie lächelte: — «Sie sind ja Beide noch Kinder! Uebrigens wird man sie schon zu trennen wissen, ehe die Liebe festere Wurzeln in ihren jungen Gemüthern gefaßt haben kann — und wenn nicht — nun wer weiß, was geschieht, wenn es Gottes Wille ist — die Grafen von Lavradio gehören zu den ältesten Adelsfamilien von Portugal — ihre Namen glänzten unter den **Conquistadores***) von Ostindien und Amerika — und Dom Pedro wäre nicht der erste portugiesische Prinz, der eine Tochter des Landes auf den Thron erhoben — wahrlich, selbst das tragische Geschick einer zweiten Inez de Castro würde erhebend und rührend sein — wahrlich, König Dom Pedro der Strenge war ein Charakter wie unser Infant Dom Pedro....»

So hatte die Selbsttäuschung mütterlicher Eitelkeit ihre zum Romantischen sich hinneigende Phantasie verleitet, in ihren Berechnungen von der Zukunft selbst Unmöglichkeiten aufzunehmen, und sogar das thränenreiche Geschick dieser unglücklichen Geliebten Dom Pedro's schön zu finden — indem

---

*) Eroberern der südamerikanischen Colonien und deren Nachkommen.

sie an die Zukunft ihrer Tochter dachte. Und dann schloß sie mit der Erklärung, daß sie es vermeiden würde, dem Regenten und den Creaturen seiner Gemahlin vor Augen zu treten, damit nicht neue Intriguen gegen sie aufgeregt würden — lieber wollte sie dem Genuß, ihre Tochter zu sehen, noch entsagen — als so störend in die, wie es schien, milder sich entwickelnden Verhältnisse eingreifen. Diesen Entschluß konnte ich nur billigen und kehrte mit den innigsten Segenswünschen für diese unglückliche Familie an den Bord des portugiesischen Admiralschiffs zurück.

Hier traf ich Alles in lebhaftester Beschäftigung mit dem Fange eines Haifisches von ungewöhnlicher Größe, der schon seit einigen Tagen das Schiff umschwärmt hatte und die Matrosen am Baden hinderte. Man hatte einen eisernen Widerhaken mit einem großen Stück Fleisch vom Vordersteven in das Wasser hinabgelassen; die Aufmerksamkeit war so ausschließlich auf diesen Fang gerichtet, daß man nicht bemerkt hatte, wie Dom Pedro, der überhaupt kühne Wagnisse liebte, bis fast auf die äußerste Spitze des Bugspriets —

jenes nach vorn hinausliegenden, über der Meerestiefe fast schwebenden Mastes — hinausgestiegen war. Noch weniger hatte man bemerkt, daß die kleine Mariaquinha, aus Besorgniß für ihren jungen Freund, ihm dorthin gefolgt war.

Da saßen nun beide Kinder und wiegten sich auf dem schwankenden Maste, indem er schwindelfrei in die klare Tiefe schaute, wo sich das Ungeheuer in der Mitte einer Menge es umschwärmender Boniten und Goldkarpfen bewegte und alle Augenblicke sich auf den Rücken warf, um einen Fang zu thun, der ihm eben so oft mißlang. Mariaquinha war schwindelnd geworden zum Umsinken, aber sie wollte es ihrem jungen Beschützer nicht merken lassen, sondern schmiegte sich nur um so mehr, doch etwas ängstlich an ihn, während er sie mit seinem einen Arm umfaßt hielt und den andern um eine Segelstange geschlungen hatte, um desto sicherer in die Tiefe hinabschauen zu können. Noch höher hinauf, nach der Spitze des liegenden Mastes, saß ein Negerknabe, der sich, geschickter als alle Andere, mit dem Angeln der Boniten beschäftigte. Plötzlich erschallte ein Freudengeschrei: «**Hoya! hoya!** — er hat angebissen!» — Zugleich aber donnerte dicht am Bugspriet eine der

dort auf dem Verdeck liegenden Caronaden. Die Wirkung des Zusammentreffens dieser drei Ereignisse war eine entsetzliche — die kleine Mariaquinha war, zusammenschreckend über den unerwarteten Knall, von ihrem schwankenden Sitz hinab ins Meer gefallen, in dem Augenblick, als Dom Pedro's ganze Aufmerksamkeit auf den Fang des Haifisches gerichtet war und er sie losgelassen hatte. Zum Unglück war Alles so sehr mit demselben Gegenstande der allgemeinen, lebhaftesten Theilnahme beschäftigt, daß Niemand außer Dom Pedro diesen Unglücksfall bemerkt hatte. Dieser edle Prinz besann sich aber keinen Augenblick, ihr nachzuspringen, obwohl er nur wenig schwimmen konnte. — Die Gefahr wurde dadurch vermehrt, daß noch einige kleinere Haifische sich zeigten, als man eben beschäftigt war, das gefangene Seeungeheuer an Bord heraufzuwinden. —

Dom Pedro hatte Mariaquinha bei den langen, blonden Haaren ergriffen, die noch über dem Wasser schwammen, ehe ihr zarter Körper völlig unterging, als das durchdringende Geschrei des Negerknaben die Aufmerksamkeit mehrerer Matrosen auf diese entsetzliche Scene hinzog. Die Unglücklichen würden unfehlbar rettungslos versunken und

von den Haifischen verschlungen sein; denn schon sah man ihre silberweißen Bäuche glänzen, zum Zeichen, daß sie eben im Begriff waren, auf dem Rücken liegend nach ihrer kostbaren Beute zu schnappen — die Spannung des Augenblicks war furchtbar. Das Geschrei: «Dom Pedro ist über Bord gefallen,» hatte sich in einem Augenblick durch alle Theile des Admiralschiffs verbreitet. — «Mocos! — die Jölle los — macht die Jölle los!» — schrieen Einige, indem sie nach dem Steuerbord zustürzten, um die dort unter der Schiffstreppe befestigte Jölle loszumachen. Da ich zufällig in der Nähe dieser Schiffstreppe mich über Bord gelehnt hatte, um den Haifischfang mit anzusehen, so war ich auch der Erste in dem kleinen Nachen, der sich dort befand, und durchschnitt schnell das kleine Tau, womit derselbe befestigt war. Dann glitt ich damit bis zum Vordersteven vor, indem ich das Tau, welches, um sich der Jölle beim Calfatern zu bedienen, rund um das Schiff herum läuft, nach Art des Seils einer Fähre benutzte. Allein um die Verunglückten zu retten, würde ich viel zu spät gekommen sein, wenn nicht Cato, der treue Leibneger des Prinzen, in einem Augenblick sich die weiße leinene Jacke vom Leibe gerissen und mitten

zwischen die, mit ihrer Beute noch entsetzlich spielenden, Haifische hinab in die blaue Tiefe gesprungen wäre. — Bekanntlich scheuen diese gefräßigen Ungeheuer des Meeres die Ausdünstungen der Neger in dem Grade, daß sie augenblicklich von der Stelle verschwinden, wo ein Neger sich badet.

Nur so gelang die Rettung der Beiden, welche jedem Weißen unmöglich geworden sein würde. Die Geretteten wurden schnell in die Jölle aufgenommen und sodann an Bord gebracht. Dom Pedro war mit dem Schreck und dem Bade in der krystallklaren, tropischen See davongekommen, die arme kleine Mariaquinha ließ indeß das Köpfchen hängen. Sie athmete nicht mehr, ihr Puls stand still. — Dom Pedro war außer sich — Niemand zweifelte mehr an ihrem Tode. Er beschwor alle Umstehenden, die Leibärzte des Regenten herbeizuholen. Ehe diese zur Stelle kamen, versuchte er Alles, was ihm einfiel, zur Wiederbelebung des Kindes: er nahm sie in seine Arme und hauchte ihr seinen Athem durch den Mund in die Lungen — ohne daran zu denken, daß es der erste Kuß seines Lebens war, den er auf die Lippen dieses geliebten Kindes gedrückt hatte; — aber er fühlte wieder Wärme in ihrem Körper, ihre

Brust hob sich — sie erwachte unter seinen Küssen; und ehe noch die herbeigeeilten Leibärzte darüber einig werden konnten, welche Wiederbelebungsversuche hier durch die Symptome des Scheintodes angezeigt sein, übergab Dom Pedro die Gerettete der Pflege der Kammerfrauen der jungen Infantinnen und eilte selbst in die Cajüte, um die nasse leichte Leinenkleidung abzulegen, welche er nach Art der Matrosen zu tragen pflegte, sobald die Schiffe die Linie passirt waren.

Von diesem Tage an schien das südlich frühreife Gefühl der Liebe in diesen Kinderseelen zum Bewußtsein gekommen zu sein. Sie suchten und fanden sich, wie sehr auch die Aufsicht verstärkt wurde, und dann, um nicht gestört zu werden, fanden sie hundert kleine Verstecke, wo sie sich einander tausendmal mit der lieblichsten Unschuld sagen konnten, wie sehr sie sich einander liebten, und hier wiederholte Dom Pedro nicht selten die entzückenden Wiederbelebungsversuche, die er bei jener unglücklichen Veranlassung hatte kennen gelernt.

Man wundere sich nicht über diese frühreife Entwickelung einer so süßen Leidenschaft. Mariaquinha war älter, als ich sie wegen ihrer zarten Gestalt bei ihrem ersten Anblick gehalten hatte.

Sie war bestimmt schon acht Jahre alt, und wenn man sich erinnert, daß in den südlichen Ländern junge Mütter von 11 bis 12 Jahren nicht zu den Seltenheiten gehören, so wird es nicht auffallen, daß so früh schon die kindliche Zuneigung dieser jungen Gemüther den Grundton einer Liebe angenommen hatte, welche freilich erst den zarten Keim jener Leidenschaft enthält, die selbst Löwen bezwingt und so oft dem ganzen menschlichen Leben seine Richtung vorzeichnet.

Doch der feindliche Kobold dieses zarten Verhältnisses war Niemand anders als der junge Dom Miguel, der in seiner portugiesischen Generalsuniform, mit Ordenssternen und Epauletten, die in der Regel schlecht saß und ziemlich derangirt war, die ungezogensten Bubenstreiche machte. Obwohl er kein Herz hatte für irgend ein Gefühl des Wohlwollens, so beneidete er doch seinem Bruder die unverkennbare Anhänglichkeit jenes lieblichen jungen Mädchens. Sah er Beide zusammen, so dachte er auf nichts, als ihr unschuldiges Vergnügen am Zusammensein zu stören. Entweder machte er den Angeber und bewirkte Mariaquinha's strenge Zurückberufung, oder er warf sie aus der Entfernung mit Steinen, indem er sich selbst versteckte,

oder er bewog seine Freunde, die Stallknechte, ihnen irgend einen Schabernack zu spielen. — So war er es auch gewesen, der, als er Dom Pedro und Mariaquinha bei jenem Haifischfange auf dem gefährlichen Sitz des Bugspriets bemerkt hatte, die Schildwacht bei den Caronaden am Vordersteven mit Schnupftabak bestach und seinen vertrauten Stallbuben Joaquinho bewog, die eine Caronade gerade im gefährlichsten Augenblick abzufeuern. Dom Pedro hatte es erfahren; aber zu edel, sich zu rächen, bestrafte er die Unart seines Bruders mit einer Verachtung, die diesen nur noch mehr erbitterte.

Von diesem Tage an entspann sich der Bruderhaß, der in späteren Jahren zum Weltdrama werden sollte.

Sechste Aufzeichnung.

Land! — Die Allerheiligen-Bai von Bahia. — Deputationen. — Stimmung des Volks. — Schilderung der Stadt. — Unordnungen bei der Ausschiffung. — Der Palast. — Gefängniß. — Kerkermeister. — Dom Epifanio. — Die Secreta. — Unterhandlung. — Dom Miguel's Vater. — **Casa de Misericordia.** — Donna Eleonora. — Dom Pedro's Mittheilung. — Miguel's Bosheit bei der Ausschiffung. — Abhandenkommen der kleinen Mariaquinha. — Gefährliche Lage der beiden Ehegatten. — Aufbruch des Hofes nach Rio de Janeiro. — Ankunft in der Bai.

«Land, Land!» rief der Wachtposten im Mastkorbe. — «Land — Land!» jubelte unten die auf dem Verdecke sich sammelnde Menge. — Ein dunkler Streif am Horizont hatte einen wahren Freudenrausch auf allen Schiffen hervorgebracht. Mit Sprachröhren rief man sich einander die freudige Botschaft zu. Das Admiralschiff gab Flaggensignale und die Flotte ordnete sich wie zur Schlacht, im Halbmond, während die blauen Gebirge der Capitanerie Bahia immer höher emporwuchsen am fernen duftigklaren Horizont.

Es war ein himmlischer Morgen, als man gleich nach Sonnenaufgang diese Entdeckung gemacht hatte — der erste Morgen im neuen Jahre (1808) war hoffnungsreich und ahnungsschwer herangebrochen. — Gewiß war keine Seele unter den Auswanderern am Bord, die nicht die große Bedeutung dieses Augenblicks erkannte. — Durch Kanonenschüsse waren Signale gegeben, um Lootsen an Bord zu bekommen, welche die Flotte in das Innere der Allerheiligen-Bai führen konnten, an deren Gestade St. Salvador oder Bahia, die zweite Hauptstadt des ungeheuren Kaiserreichs von Brasilien, liegt.

Die Einfahrt öffnet sich zwei englische Meilen breit nach Süden. Auf beiden Seiten der Einfahrt erheben sich zwei kleine Forts, die jedoch weniger den Zweck zu haben scheinen, Schiffe am Einlaufen zu hindern, als das Ausladen der Fracht zu erleichtern. Ohne Schwierigkeit gelangte die Flotte in das Innere dieses im Sonnenglanz eines tropischen Sommers schimmernden Wasserbeckens, welches einen Umfang von acht bis neun Meilen hat und von einer breiten Halbinsel und der Insel Itaporica gebildet wird. Sie verlängert sich nach Nordwesten bis zu einigen Inseln und zu einem tief in das Land eindringenden Meeresarme. Fünf

schiffbare Flüsse nimmt sie auf; kleine Inseln, mit Baumwollenstauden bedeckt, schienen auf dem Wasserspiegel zu schwimmen, und ein grüner Kranz, von der üppigsten tropischen Vegetation gebildet, machte dieses von zahlreichen Schiffen belebte Panorama zu dem reizvollsten Bilde, das man sich nur denken kann. Der Eindruck desselben nach einer so langen und beschwerlichen Seereise war unbeschreiblich. Auch Dom Pedro stand auf dem Verdeck, an seiner Seite die kleine Mariaquinha, welche, von ihm gehalten, mit dem Ausdruck einer begeisterten Entzückung, in einer erhöhten Stellung über Bord schaute. —

Der Ankerplatz, der sich von der Sandbank San-Antonio an der Spitze der großen Halbinsel bis zu der Spitze der Halbinsel Monserat und bis zu der Küste Tapagippe erstreckt, war bald mit Schiffen von allen Größen und Formen bedeckt. An der rechten Seite der Bai erhebt sich die Stadt, deren unterer Theil auf der Küste sich dahinstreckt, im himmelblauen Meere sich spiegelt und aus einer mit dem Ufer parallel laufenden Straße besteht. Der obere Theil derselben liegt auf dem Gipfel eines Berges, dessen Aussicht den Hafen beherrscht. Dieser Berg ist steil ansteigend und von Kaufleuten

und Geschäftsmenschen aller Art bewohnt, die ohne Zweifel durch die Ankunft der königlichen Flotte in ein nicht geringes Erstaunen versetzt wurden.

Eine zahllose Menge Barken und Kähne mit und ohne Segel umschwärmte alsbald die Schiffe, und zuerst begann der gewöhnliche lebhafte Verkehr mit frischen Südfrüchten und Lebensmitteln aller Art. Dann kam der Gouverneur mit den vornehmsten Beamten und Deputationen der großen Grundbesitzer und Kaufleute, um dem Regenten ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Auf der Höhe der sogenannten Schanze oder des über Alles emporragenden Theils des hintern Verdecks im portugiesischen Admiralschiff war ein offenes Zelt errichtet, das von den reichsten Seidenstoffen in den portugiesischen Farben war. Hier saß der Regent auf einer erhöhten, mit Teppichen belegten Estrade, umgeben von seiner Familie, und empfing den Beijamão. Die vornehmsten Hofbeamten standen an beiden Seiten des Throns.

Es war offenbar, man wollte auf die als reich und stolz bekannten Bahianer imponiren mit dem Glanz der Majestät, und doch verrieth hier Alles, sowohl im Anzuge als in der Anordnung, die Unordnung und Eile, womit die Ein-

schiffung geschehen war, die mancherlei Entbehrungen oft am Nothwendigsten, und besonders den merkwürdigen Contrast einer entsetzlichen Aermlichkeit, Unordnung, Nachlässigkeit und Geschmacklosigkeit mit dem Glanz einer improvisirten Majestät.

Die Deputationen schilderten in langen schwülstigen Reden die freudige Ueberraschung der Bahianer über die Ehre dieses königlichen Besuchs und baten um das Glück, daß Se. Allergetreueste Majestät geruhen möge, diese frühere Hauptstadt des Reichs, die an 100,000 Seelen enthalte, zur Residenz zu erheben. Man erbot sich zu jedem Opfer, wollte dem Regenten Paläste bauen, dem Hofe die größesten Privatwohnungen einräumen und überhaupt Alles thun, um vor der Welt einer so großen Ehre würdig zu erscheinen.

Der Regent gab halbe Zusicherungen, ausweichende Antworten und Hoffnungen, wo er noch keine Versprechungen geben konnte. — Die Ausschiffung der Flüchtlinge sollte erst am folgenden Tage stattfinden. Ich hatte indeß das Glück, mit noch einigen Hofbeamten und dem Leibarzt Doctor Vieira schon an diesem Tage mich ans Land begeben zu dürfen, welche ich auch benutzte, obwohl der Abend schon herannahte. Meine Erwartungen

waren aufs Höchste gespannt. Mit einem Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt, betrat ich in der brennenden Sonnengluth des ersten Januars den Boden dieser neuen Welt. Vom Reichthum und der glänzenden Blumenpracht der so gerühmten tropischen Vegetation Brasiliens hatte ich nur im Vorüberschiffen an den kleinen Inseln und aus der Ferne an den zahllosen Pflanzungen mit ihren weißen Landhäusern und den wie ein dunkler Kranz den Horizont umgebenden Urwäldern einige Proben gesehen, die jedoch die Phantasie mehr erregten und spannten, als befriedigten. Desto mehr wurde ich überrascht durch den Anblick dieser in der lebhaftesten Aufregung sich befindenden Bevölkerung, die mehr aus Negern, Mulatten und Mestizen von allen Schattirungen, als aus Weißen besteht. — Man will berechnet haben, daß unter den hunderttausend Seelen der Stadt sich nur dreißigtausend weiße und eben so viel farbige Leute befinden. — Ueber den ganz eigenthümlichen brasilianischen Charakter dieser Bevölkerung enthalte ich mich für jetzt jeder Bemerkung, da er später in Rio de Janeiro viel schärfer markirt hervortreten wird; allein dieses Gewimmel dunkler Menschen, meistens in Mäntel oder Decken gehüllt, mit den schwarzen, braunen und

gelben Gesichtern, die von breitgeränderten Hüten beschattet waren, dieses Funkeln der Augen und mißtrauische Anblicken von der Seite, bei dem Murmeln einiger Flüche zwischen den Zähnen, versetzte uns in eine Stimmung, die nicht die angenehmste war. — Man hatte uns viel von der Begeisterung der Volksmenge bei der Nachricht von der Annäherung des Hofes gesagt; allein die Schaaren der Negersklaven sahen die Ankunft einer zahlreichen Flotte nur als das Vorzeichen verdoppelter Arbeit an, und im Allgemeinen waren die Bewohner Bahias zu sehr allen Neuerungen abgeneigt, um nicht mit einer Art von Mißtrauen die Uebersiedelung des Hofes und so vieler Portugiesen zu betrachten. Besonders die zahlreichen Mulatten, diese von den Weißen so verachtete, schöne, kräftige, lebhafte und wohlhabende Menschenclasse, konnte unmöglich mit Vergnügen die Vermehrung ihrer hochmüthigen Feinde, der so begünstigten Weißen, sehen. Besonders die Portugiesen waren in Bahia sehr verhaßt wegen der Habgier, des Hochmuths und der Anmaßung, womit sie sich als die geborenen Herren der neuen Welt und ihrer Bewohner betrachteten. — In der That, wäre in Bahia, oder überhaupt in Brasilien, die Heimtücke des Meuchelmordes so

beliebt gewesen als in Portugal, so würden wir, als die ersten dieser Masse portugiesischer Ankömmlinge, nicht unangefochten durch diese dunklen Menschenwogen bis zu dem Palast des Gouverneurs vorgedrungen sein.

Zu dem ungünstigen Eindruck, den diese unheimliche Volksmenge auf uns machte, kam noch der weit unfreundlichere dieser großen unwohnlichen Häuser, mit ihren vergitterten Fenstern und den mit dichtem Gitterwerk überbauten Balcons, mit ihren Fensterhöhlen ohne freundliche Glasfenster u. s. w. — Es waren nicht einmal diese Jalousieen — wie man mit Grund diesen uralten maurischen Gitterbau der Eifersucht der Ehemänner und der väterlichen Strenge nannte — wie in Lisbõa mit lebhaften Farben angestrichen; sondern man hatte den dunklen brasilianischen Hölzern, woraus sie bestanden, ihre natürliche Farbe gelassen, und so wie diese war auch überall das Aeußere der im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts erbauten Häuser, so verwittert und vernachlässigt, daß es nicht einmal der ächt portugiesischen Unreinlichkeit dieser schlecht gepflasterten engen und dunklen Straßen bedurfte, um das un-

günstigste Vorurtheil gegen den längern Aufenthalt in dieser Stadt zu erregen.

Ich hatte vom Regenten den unter solchen Umständen gewiß sonderbaren Auftrag erhalten, die sämmtlichen Kirchen der Stadt akustisch zu untersuchen, die etwa vorhandenen Glocken und Orgelwerke zu prüfen, um gutachtlich zu berichten, welche Kirche wohl sich am besten für die Hofcapelle eignen möchte.

Da Bahia der Sitz eines Erzbischofes ist, so war zu erwarten, daß man die größeste Sorgfalt auf die Erhaltung und Ausschmückung aller Kirchen verwenden würde; allein die schöne Kathedrale, — ein großes Gebäude, das neben dem erzbischöflichen Palast und Collegium auf einer Anhöhe, welche die weiteste Aussicht gewährt, sich erhebt — läßt man verfallen; dagegen prangt die schöne Jesuiterkirche mit ihrer merkwürdigen Sacristei, deren Wände ganz mit Schildpatt ausgelegt sind, deren hohes Chor mit Bildsäulen, Geräthen und reichen Zierathen ausgeschmückt ist, noch in der ganzen Frische der sorgfältigsten Erhaltung, obwohl der Jesuitenorden durch Pombal's kühnen Machtspruch längst aufgehoben ist. — Auch die beträchtlichen, aber schmucklosen Gebäude der Kirche und des Klosters

der Franziscaner, die im neuen Geschmack erbaute Kirche der Karmeliter, die schönen Pfarrkirchen der Empfängniß der heiligen Jungfrau und des heiligen Petrus, sowie die des heiligen Antonius und der heiligen **Senhora Maria della Vittoria**, beide in der Vorstadt belegen, aber mit geschmacklosen Zierrathen überladen, durchwanderte ich für diese Zwecke. Damit war der ganze folgende Tag hingegangen, und ich hatte wenig von der Ausschiffung bemerkt.

Aber wie verändert war jetzt das Gewühl auf den Straßen! — Die Negersklaven mit ihren schweren Lasten auf den Köpfen hatten Mühe, sich mit ihrem monotonen Gesange durch die ungeheure Menschenmenge zu drängen, welche jetzt durch die Beimischung der zahllosen portugiesischen Ankömmlinge, der britischen und portugiesischen Marineofficiere, Seesoldaten und Matrosen, in den verschiedensten Uniformen und Trachten, ein halb europäisches und doch seltsam fremdartiges Ansehen gewonnen hatte, das allein schon das unterhaltendste Tableau für die hinter den Gittern der Balcons lauschenden Damen von Bahia gewähren mußte. Man denke sich nur an 15,000 dieser europäischen Ankömmlinge, von denen auch nicht ein Einziger schon wußte, wohin er sein Haupt legen werde;

denn von Seiten des Gouvernements war mit ächt portugiesischer Sorglosigkeit gar nichts geschehen, um für das Unterkommen dieser zahlreichen Gäste zu sorgen. Und dazu geschah die Ausschiffung der Effecten mit derselben Uebereilung, wie das Einschiffen derselben geschehen war. So wurden nicht selten die kostbarsten Gegenstände der Raub eines spitzbübischen Pöbels, und man sah, wie Pendülen und seidene Vorhänge von schwarzbraunen wilden Gestalten in die ärmlichen Lehmhütten der äußersten Vorstädte, die, mit Ziegeln bedeckt, keine andere Oeffnung hatten als die niedrige Thür, geschleppt wurden. — Es war ein sinnverwirrendes Rufen und Schreien so vieler tausend Menschen durcheinander, die theils für ihre letzte Habe stritten, oder die zudringlichen schwarzhäutigen Helfer abwehrten, theils die engen morastigen Straßen durchirrten und Haus bei Haus anfragten und feilschten, um nur ein Unterkommen zu finden. Die Gewinnsucht der speculativen Bahianer war dabei aufs Höchste gestiegen, indem sie die unerhörtesten Miethpreise forderten und zugesagt erhielten. Mitten im Gedränge sah man vornehme portugiesische Damen allein, ohne Beschützer, alle Heiligen des Himmels anrufen und um ihre vermißten Kinder

jammern. Was war aus diesen knappen gelben Atlasschuhen und durchbrochenen seidenen Strümpfen geworden, womit sie das Festland von Brasilien zuerst betreten hatten? — was aus ihren seidenen Kleidern und Diamanten im rabenschwarzen Haar, ihren zarten Spitzenschleiern und bunten Fächern? — Kaum hatten sie sich eine Viertelstunde von diesem Menschenstrom hin- und herschieben lassen, so war auch ihr schönes Haar aufgelöst, ihre Kleidung zerrissen und die feine Chaussure mit schwarzem Schlamm überzogen, und doch standen sie rathlos da und wußten nicht wohin; — und alle diese Hunderte rathloser Menschen wurden mit jedem Augenblick durch neue Hunderte vermehrt, denn Alles drängte sich zu den Barken, die bis zum Untersinken überfüllt wurden, in der Hoffnung, desto leichter ein Unterkommen in der Stadt finden zu können, je schneller sie dorthin kämen. Daß aber durch dieses Andrängen ihre Verlegenheit noch vermehrt werden würde, bedachte Keiner. Am Strande schrie Alles nach Kutschen, Sejas oder Burros, aber es gab dort nur eine einzige altmodige, lange nicht gebrauchte Prachtkutsche, die dem Gouvernement gehörte und von einem Generalcapitain der Provinz Bahia auf den andern überliefert war. Da es hier keine Maul-

thiere gab, als solche, die für den Gütertransport im Innern gebraucht werden, und daher diese störrigen Muli so wenig als die nur zum Reiten benutzten Pferde sich eigneten, vor die Staatscarrosse gespannt zu werden: so sah man bald — gewiß das barockste Schauspiel von der Welt — in einer vergoldeten und geschnörkelten, mit Staub und Unrath vom Federvieh bedeckten Staatscarrosse, die von sechs Paar Stieren unter dem Geschrei und den Stachelstößen ihrer **Almocreves** *) gezogen wurde, den Regenten mit seiner hangenden Unterlippe an der Seite seiner Gemahlin, mit der er kein Wort sprach, sitzen und mechanisch die Hand zum Kuß aus dem Wagenschlage reichen, während er eben so seelenlos und verdrossen den Hut lüftete und rechts und links ein kaltes gnädiges Kopfnikken austheilte. Das Gedränge war hier ungeheuer, so daß mehrere Menschen, so langsam auch der Wagen fuhr, zu Boden gestoßen und erdrückt, oder von den Stieren oder Rädern zermalmt wurden. Das Geschrei der Bedrängten und Verunglückten mischte sich in die Vivas, die dem Regenten gebracht wurden, und dieser entsetzliche Contrast ver-

*) Fuhrleute.

mehrte die Angst desselben, die der einzige Ausdruck war, den man auf seinem Gesichte sehen konnte.

Die Augen der Regentin Donna Carlotta sprühten Unwillen und schossen lauernd und listig halb zugekniffen hin und her, während sie abwechselnd ihren Rosenkranz betete oder eine Reliquie küßte, oder auch eine beträchtliche Priese Spagnol nahm. Die alte geschminkte und weißgepuderte Hofdame und der Oberkammerherr im altfranzösischen Marquiscostüm, eine magere Figur, mit feinem, bleichem Antlitz und hochgepuderter Vergette, Chapeaubas, Haarbeutel und Degen, saßen so steif, mit so glatten und todten Gesichtern, als wären es Gypspagoden oder Wachsbilder gewesen.

Die königlichen Kinder folgten mit ihren Gouvernanten und Ammen in mehreren von Maulthieren getragenen Sänften. In einer solchen wurde auch die wahnsinnige Königin, Donna Maria — jene hohe magere und bleiche Matrone im grauen Nonnengewande — mit dem starren, sinnverwirrten Blick —— eine Erscheinung, die man nicht, ohne Grauen zu empfinden, ansehen konnte — vom Quai nach dem Gouvernementshause gebracht.

Der Palast des Generalcapitains, das größeste aller bewohnbaren Gebäude zu Bahia, war in der

Eile für die Aufnahme der königlichen Familie in den Stand gesetzt. Dieser Palast bildet die eine Seite des großen Platzes, den man seitdem Praça de Rey nennt, die andern drei Seiten desselben werden von der Münze, dem Appellationsgerichtshof und dem Palast des Senates gebildet. Aber noch ein schreckliches Gebäude steht dort — das Gefängniß — dessen entsetzliches Innere ich bald kennen lernen sollte.

Als ich dieses große, feste und massive Gebäude mit seinen Fenstern, die mit Eisenstangen verwahrt sind, erblickte, und hinter diesen die schrecklichen Angesichter der aus Hunger heulenden Gefangenen sah — da verschwand auf einmal vor meinen Augen jene jämmerliche Pracht und klägliche Etiquette dieses Hofes, und die tiefste Wehmuth ergriff mich bei diesen so nahe zusammengestellten Gegensätzen einer so kläglichen Repräsentation der höchsten Erdenmacht und eines so entsetzlichen menschlichen Elends. — In diesem Augenblick gedachte ich der armen Condeça und ihres unglücklichen Gatten. Augenblicklich beschloß ich, die Karte, welche mir

der König zu meiner Legitimation gegeben hatte, worauf nur die Worte standen: «Vorzeiger dieses ist beauftragt mit meinen Geschäften» — nebst der Unterschrift und dem kleinen Siegel des Königs — zu benutzen, um wenigstens von dem Grafen einige Nachrichten einzuziehen. Ich begab mich zu dem Aufseher des Gefängnisses, schützte unter Vorzeigung meiner Karte den Auftrag des Königs vor, mich nach dem Staatsgefangenen — Grafen von Lavradio — zu erkundigen.

«**Verdadeiro Deus!**» — rief die zusammengekniffene gichtbrüchige Menschenfigur, dem der boshafte Quälgeist auf den markirten schwarzbraunen Gesichtszügen zu lesen war — «dieser Verdammte hat ein zähes Leben; — den Befehl, ihn recht hart zu halten — Hölle und Teufel! — den braucht man dem Senhor Jordão, der die Ehre hat, vor Ew. Excellenz zu stehen, nicht zweimal zu geben — Höllenelement! — es bedarf nur eines Winks und er wird mit wahrer Lust vollzogen werden — aber, unter uns gesagt, die Damen von Bahia haben Antheil genommen an dem schönen jungen Herrn, haben sich hinter den Generalcapitain gesteckt, der viel zu galant ist, um schönen Augen eine Bitte abschlagen zu können — und so habe ich es freilich

nicht umgehen können, ihm wenigstens einen Theil der guten Nahrung und **Doces** *) zukommen zu lassen, welche die viel zu gutmüthigen Senhoras diesem erschrecklichen Staatsverbrecher täglich senden.»

«Aber Seine Majestät der Regent will, daß er gut behandelt werde» — entgegnete ich.

«Nun, Excellenza» — versetzte er — «wenn ich ihm drei Ketten abgenommen habe und nur noch die vierte, womit er an die Wand geschlossen ist, lasse — bei Gott — das ist doch wohl Güte genug!» —

«Mein guter Senhor» — sprach ich und präsentirte ihm eine Priese — das sicherste Mittel, ein portugiesisches Herz zu gewinnen — und er war ein Portugiese — «ich kann **vossa merce** ein Staatsgeheimniß vertrauen — dieser Unglückliche ist ein Gefangener der Regentin, und Seine Allergetreueste Majestät haben nur Allerhöchst indignirt den Verhaftsbefehl unterschrieben — ich habe Ew. Gnaden daher den mündlichen Befehl zu bringen, den Gefangenen sofort auf freien Fuß zu stellen.»

«Excellenza» — entgegnete er — «Sie sehen mich in Verzweiflung, mündlichen Befehlen dieser

---

*) Süßigkeiten — Confituren.

Art nicht genügen zu können, da ich der schriftlichen Befehle bedarf als Belag zu meinem Kerkerbuche.»

«Wenigstens werden Ew. Gnaden angewiesen,» entgegnete ich betroffen, «ihm ein anständiges Zimmer anzuweisen, und einige Freiheit angedeihen zu lassen.»

«**Verdadeiro Deus**» — erwiederte er — «der **Senhor o Conde** befindet sich in völliger Freiheit, wenigstens in seinem Secreto und so weit die Kette reicht. — Es sind unsere Staats- und Inquisitionsgefängnisse, diese Secrete» — fügte er erläuternd und mit einiger Eitelkeit hinzu — «wahrlich die festesten Gefängnisse, welche die Klugheit der Inquisitoren nur ersinnen konnte, um jedes Entweichen unmöglich zu machen!» —

«Kann ich den Grafen dort nicht sehen?» —

«Sehen, Excellenza?» — lachte er mit einem so malicieusen Ausdruck, daß mir die Haut davon schauderte — «da unten würde eine Katze Mühe haben, zu sehen — denn Ew. Excellenz mögen wissen, es sind sechs Fuß ins Gevierte haltende Gewölbe, die weder Fenster noch Luftloch haben und blos durch eine eiserne Klappe zugänglich sind, welche sich in der gewölbten Decke befindet.»

«Und dort noch angeschlossen?» — rief ich empört.

«Nein, Excellenza» — entgegnete er mit höhnischer Ruhe — «aber angeschmiedet; denn Schlösser und Riegel können aufgebrochen werden.»

«Wie kann dort ein Mensch gesund sein?» —

«Das ist er auch nicht» — entgegnete er und nahm eine zweite Priese aus meiner Dose. «Wir sind nicht grausam genug, unsere Gefangenen zu zwingen, daß sie gesund sein sollen; — nach seinem Wimmern zu urtheilen, wird es bald aussein mit ihm.» —

«Und keinen Arzt — keinen Trost der Religion?» —

«Wozu das, Excellenza?» — entgegnete der Schreckliche und zuckte die ohnehin schon hohen Schultern bis über die Ohrzipfel hinauf — «im Vertrauen gesagt, er ist auch der Ketzerei beschuldigt; seine Gattin soll keine Christin, sondern eine Lutheranerin sein, oder wenigstens deren Vater — kurz, der Großinquisitor, der es mit der Regentin Donna Carlotta nicht gern wird verderben wollen, hat mir sagen lassen, daß der Conde — ein Verdammter sei, der das **San benito** verdient habe. — Nun, Excellenza — seitdem das Autodafè keine

Scheiterhaufen mehr liefert, giebt es andere Mittel, die Seelen der Verdammten in die Hölle zu liefern.»

«Aber Ew. Gnaden» — entgegnete ich — «hätten doch das Schicksal dieses Unglücklichen ganz in seiner Hand; — wenn Sie seine Lage verbesserten, wer würde es erfahren?»

«Freilich, denn die Gefängnisse werden nie visitirt; allein was hat man davon .... es giebt hier keine reichen Gefangenen, die eine gute Miethe für die besseren Staatszimmer bezahlen könnten.»

«O Senhor — dieser arme Conde ist noch reich, hat reiche Freunde — vierzig Crusados für den Monat ...»

«Wenn Sie achtzig geben ...»

«Gut — hier in meiner Hand — sogleich zahlbar, wenn Ew. Gnaden mich überzeugen wollten ...»

«Gewiß — augenblicklich!»

Nun wurde ich durch einen langen verschlossenen Gang, der an beiden Seiten Gefängnißthüren enthielt, in einen großen, in der Mitte des zweiten Saals befindlichen, ebenfalls mit eisernen Stäben vergitterten Saal geführt. Mit Entsetzen sah ich in dem steinernen Boden desselben eine Menge kleiner eiserner Fallthüren. Eine derselben wurde nicht

ohne Anstrengung geöffnet, und ein feuchter Modergeruch drang daraus hervor, wie aus einem frisch geöffneten Grabe.

Ein Schauder, wie ich ihn nie gefühlt, überlief meine Haut — als ich unten in der dunklen Tiefe Kettengerassel und ein schweres Stöhnen vernahm.

«**Senhor o Conde de Lavradio**» — rief ich hinunter — «Ist Ew. Excellenz krank, so verlangen Sie, in das Hospital gebracht zu werden.»

«Das geht nicht» — unterbrach mich der Kerkermeister — «unter meinen Händen muß er bleiben.» —

«Ich lebe noch» — entgegnete die Stimme von unten — «aber hoffe nicht mehr! — ich fühle mich krank zum Sterben — was will ich mehr» — rief er bitter — «ich liege ja schon im Grabe.»

«Excellenz» — rief ich hinunter — «dürfen hoffen — der Stern Ihres Glücks ist noch nicht erloschen — doch erst Errettung aus diesem Grabe, dann mehr!» —

Und nun ließ Senhor Jordão einen Schlosser am Seile hinab, der mit einer Blendlaterne eine Scene beleuchtete, die sich nicht schildern ließe, ohne alles menschliche Gefühl zu empören. Dröhnende Hammerschläge, sonst die Anlettung eines Unglück-

lichen bezeichnend, den man, wenn er stirbt, an der Kette verfaulen läßt, waren jetzt das Zeichen der nahen Erlösung. Endlich war die gräßlich verfallene und entstellte Leidensgestalt mittelst eines um den Körper gebundenen Seils von zwei Kerkerknechten ans Licht gezogen. Bart und Haupthaar waren ihm gewachsen, verwildert und grau geworden, obgleich Dom Epifanio noch ein junger Mann war. Seine Züge waren durch Geschwulst entstellt und so grünlichbleich, daß er einem Todten glich, als er mit den ersten Zügen der frischen Luft in Ohnmacht sank und seine Augen schloß, weil sie den ungewohnten Lichtreiz nicht ertragen konnten. Seine Kleidung zerfiel in Stücke, und der Modergeruch, den der Unglückliche verbreitete, war unerträglich. Die gefühllosen Kerkerknechte legten ihn auf die Steinplatten nieder, womit der Saal gepflastert war, und Senhor Jordão bemerkte: «Schade — der gute Miethsmann wird meine hübsche Visitenstube nicht mehr lange bewohnen.»

«Senhor» — sprach ich und zog ihn zur Seite — «es steht nur bei Euch, sein Leben und die Miethe zu verlängern, wenn Ihr ihn in die Casa de Misericordia des Gefängnisses gebt und

den barmherzigen Schwestern zur Verpflegung überlaßt — er steht ja dort noch immer unter Eurer Aufsicht — die Miethe für das Bett im Hospital wird Euch eben so hoch bezahlt, und ich halte Euch für viel zu vernünftig, um nicht für 160 Crusados monatlich etwas menschlich zu sein. — In dieser allgemeinen Verwirrung wird man sich wenig um Eure Gefangenen bekümmern, und mir dürft Ihr schon Verschwiegenheit zutrauen, weil ich durch Indiscretion dem Gefangenen am meisten schaden würde.»

«Excellenza» — sprach er nach einigem Nachsinnen — «Euer Vorschlag ist nicht übel, und geht es so weit gut, so verkaufe ich Euch am Ende den ganzen Mann, vorausgesetzt, daß Ihr so klug seid, ihn unter fremdem Namen nach Minas Geraes, in den Bergwerksdistrict, zu schicken, denn so lange Donna Carlotta lebt — ist an Verzeihen nicht zu denken; — — ich weiß das am besten» — raunte er mir geheimnißvoll zu — «denn ich war Stallknecht in ihren Diensten und — nun ich war sonst ein hübscher, grader Kerl, aber die Gicht und der Aerger haben mich so contract gemacht — und der Groll über schändliche Mißhandlungen — daß ich wohl Lust hätte, ihr diesen Possen zu spielen —

Gottes Rache — so wißt denn, ich bin — Dom Miguel's Vater!» —

Bei diesem Bekenntniß dieses schrecklichen Menschen rieselte mir ein Fieberfrost über die Haut — ungeachtet ich damals noch nicht die volle schreckliche Bedeutung dieser Mittheilung kannte. Es ließ sich damals nur erst ahnen, daß der Sprößling dieser verbrecherischen Verbindung auch der Erbe der Bosheit seines Vaters und der Intriguen seiner Mutter werden würde.

Jetzt gewann ich das Vertrauen dieses entsetzlichen Menschen völlig, dadurch, daß ich ihm von den neuen Liebschaften der Donna Carlotta und von den Unarten des kleinen Dom Miguel erzählte.

«Ha» — rief er aus — «sie ist eine Metze, der ich einen Messerstich beibringen würde, wäre die Majestät nicht heilig; aber dieser junge Bastard ist ein kleiner Teufelskerl, der mir noch Ehre und Freude bringen wird — **Verdadeiro!**» —

Vor meinen Augen und mit meiner Hülfe wurde darauf der kranke Conde, Dom Epifanio, in das dicht an das Gefängniß anstoßende kleine Hospital gebracht, und ich machte ihm vorsichtig Hoffnung, seine Gattin wiederzusehen, die mit einem englischen Schiff nach Bahia gekommen sei, um

ihn zu retten und, wenn sich sein Geschick nicht versöhnen lasse, mit ihm zu entfliehen. Diese Nachricht schien erst heftig erschütternd, dann wohlthätig auf ihn zu wirken. Im Hospital wurde er unter fremdem Namen eingeschrieben, und Senhor Jordão erklärte ihm trocken, daß die geringste Indiscretion, selbst unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, den augenblicklichen Verlust dieser precairen Erleichterung seiner Lage zur Folge haben werde.

Nun eilte ich, Donna Eleonora aufzusuchen. Ich fand sie im Hôtel des britischen Consuls, da, wie sich von der Galanterie der englischen Seeleute erwarten ließ, der Oberadmiral Sidney Smith für ihre Ausschiffung und ein anständiges Unterkommen mit britischer Liberalität gesorgt hatte. Meine Mittheilung erfüllte sie mit Entsetzen und Schmerz; doch hob ich hervor die Hoffnung auf Wiedervereinigung, die aus dieser verbesserten Lage ihres unglücklichen Gatten hervorgehe — und gab ihr die tröstliche Versicherung, daß ich meinen Freund, den königlichen Leibarzt Doctor Vieira, lebhaft für diesen Kranken interessirt, und daß dieser schon sich nach der Casa de Misericordia des Gefängnisses begeben habe. — «Und ich» — rief sie lebhaft — «werde seine treue Pflegerin sein, indem ich mich

als Novize in das Kloster der heiligen Clara begeben werde, dessen graue Schwestern sich der Pflege und religiösen Tröstung der Kranken unterzogen haben.»

Dom Epifanio hatte sich schon sichtlich erholt, als ich am folgenden Tage eine in graue Seide gekleidete, verschleierte Novize im Gefängnißhospital einführte. Ihre zarte Hand zitterte in meinem Arm, als ich sie die Treppe zum zweiten Stockwerk hinanführte. Der Anblick des Schmutzes und des menschlichen Elends der vielen verwahrlosten, in Unreinlichkeit und dumpfer Luft vergehenden Kranken, der uns in den allgemeinen Krankensälen, die wir zu durchwandern hatten, sich darbot, erschütterte die zarte, an die feinsten Annehmlichkeiten des Lebens gewöhnte Frau so durch und durch, daß sie bebte und sich scheu hin und her umsah; — sie glaubte in den hinsterbenden Zügen eines jeden Kranken das Bild des Elends ihres Gatten zu erblicken, und dieser Gedanke trug noch mehr dazu bei, ihr diesen Gang zur wahren Pein zu machen. Zum Glück hatte Doctor Vieira mit feiner Aufmerksamkeit dafür gesorgt, daß der kranke Graf ein besonderes Zimmer erhalten hatte und in ein reinliches Bett gebracht war; auch hatte er ihm

frische Leibwäsche und Kleidung gegeben, nachdem er ihn durch kräftige Bäder wieder belebt hatte. Der Bart war rasirt, das Haar verschnitten und gekämmt, und so sah der kranke Graf wenigstens einem Schreckbilde nicht ähnlicher als einem Menschen, sondern er glich einem Kranken von Stande und Bildung, dessen Anblick wenigstens nicht mehr das Grausen erregte, wie sein Ansehen am vorhergehenden Tage.

Den Augenblick des Wiedersehens der liebenden Ehegatten unter solchen Umständen zu schildern, vermag meine Feder nicht. In ihrer Seele verdrängte das innigste Mitgefühl jedes andre, und in der seinigen war die Freude durch eine Wehmuth gedämpft, die ihrer Umarmung ein so süßes Schmerzgefühl gab, wie es gewiß nie wieder in solcher unglücklichen Lage menschliche Seelen empfunden haben mögen.

Ich war begreiflich discret genug gewesen, mich während der ersten thränenreichen Umarmung zurückzuziehen und die Eingangsthür zu bewachen. Als ich nach einer Stunde wieder eintrat, um mit Beiden das Nöthige zu besprechen, saß er schon aufrecht im Bett, von ihrem Arm umschlungen, und mit stummem Entzücken hingen Auge an Auge,

ohne nur ein Wort zu reden. Erst mein Dazukommen löste ihre Zungen, und nun erzählte Donna Eleonora ihre Erlebnisse, auch die ihres Kindes, und Epifanio war davon so ergriffen, daß er nicht mehr die Kraft hatte, ihr die seinigen zu erzählen, was er ohnehin aus Schonung ihres Gefühls, und um zu entsetzliche Erinnerungen zu vermeiden, nicht gern that.

Für diesen Abend begab sich Donna Eleonora wieder in das Kloster zurück, da der Arzt erklärt hatte, es sei dem Kranken Ruhe nöthiger als Pflege. Auch war es nothwendig, die Priorin — die eine kluge und fromme Dame war, ins Verständniß zu ziehen. Durch das Weihgeschenk eines diamantenen Halsbandes an das in ihrer Klosterkirche verehrte Bild der heiligen Senhora Clara, der gnädigsten Schutzpatronin des Klosters, wurde ihre Zuneigung gewonnen. Die Condeça durfte es wagen, sie in das Vertrauen zu ziehen, und erhielt darauf leicht die Billigung, Tag und Nacht in der Casa de Misericordia bleiben zu dürfen, um ihren kranken Gatten zu pflegen.

Als ich am folgenden Tage Audienz beim Regenten gehabt hatte, um ihm Bericht über den wunderlichen Auftrag wegen der Kirchen abzustatten, folgte mir Dom Pedro in ein einsames Vorgemach und winkte mir, zu ihm in eine einsame Fenstervertiefung zu treten. Als ich ihm mit einer devoten Kniebeugung die Hand küssen wollte, sagte er mit leidenschaftlicher Spannung: «Lassen wir die Possen unter vier Augen. Sagen Sie mir lieber, wo sich die kleine Mariaquinha befindet. Wenn nur dem kleinen Engel kein Unglück zugestoßen ist — bei Gott, ich fürchte irgend eine Bosheit meines Bruders; aber **verdadeiro Deus** — wenn ich nur dahinter komme....!»

Dabei knirschte er mit den Zähnen und machte eine unwillkürliche Bewegung, wie die eines Messerstoßes. —

«Was ist mit dem Kinde?» — rief ich erschreckend aus. —

«**Para Deus**» — rief er — «Sie wissen es noch nicht? Bei den Unordnungen des Ausschiffens ist sie abhanden gekommen, und keine sterbliche Seele weiß: wohin?» —

Erbleichend vor Schreck legte ich mich auf Er-

kundigung. Was ich später erfuhr, werde ich mittheilen.

Es war richtig der kleine Dom Miguel gewesen, dessen Bosheit und Muthwille das Abhandenkommen dieses lieblichen Kindes veranlaßt hatte.

Nur mühsam war noch einige Ordnung bei der Ausschiffung des Regenten und seiner Gemahlin beobachtet, aber als diese schon in ihre ungeheure Kutsche stiegen, waren die Maulthiersänften für die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen durch das Volksgewühl und besonders die zwölf Stiere und ihre Treiber so zurückgedrängt, daß die Kinder des Regenten und die wahnsinnige Königin noch eine Zeitlang in der Barke zurückbleiben mußten, ehe man es wagen zu dürfen glaubte, sie ans Land zu setzen.

Mariaquinha war wie gewöhnlich in Dom Pedro's Nähe, dieser aber war in beständiger Beschäftigung, die Ordnung wieder herzustellen und besonders für die Sicherheit seines kleinen Schützlings zu sorgen. — Nachdem endlich die merkwürdige Equipage des Regenten sich in Bewegung gesetzt hatte, konnten sich die Maulthiersänften, die

für den Transport der Kinder desselben und des Gefolges bestimmt waren, wieder mehr der Calcada, an welcher die Barken landeten, nahen. Da sprang Dom Pedro in seiner leichten Matrosentracht, die er so sehr liebte, augenblicklich ans Ufer, und nachdem die Königin mit Gewalt in eine Sänfte gebracht war, während sie wie gewöhnlich immer schrie, man wolle sie zur Hölle bringen, — trug Dom Pedro die zarte Mariaquinha ans Land und durch das Volksgewühl der nächsten Sänfte zu, worin schon die beiden jungen Infantinnen, Donna Maria Francisca und Donna Isabella, mit ihrer Gouvernante saßen. Da der Raum dieser tragbaren Seja dadurch schon sehr beengt war, so protestirte die alte Dame, die, in ihrer pünktlichen Ordnung gestört, sehr verdrießlich geworden war, auf das Eifrigste gegen diese Vermehrung der Insassen dieser Sänfte und behauptete, es sei durchaus kein Platz mehr, wenigstens sei es nicht anständig, die jungen Infantinnen zu belästigen. Dagegen eiferte Dom Pedro, daß dieses junge Mädchen ihrer Obhut so gut anvertraut sei wie seine Schwestern; von ihrer Dienerin sei sie durch die herrschende Unordnung getrennt, allein könne er sie unmöglich in die folgende Sänfte bringen. Die Infantinnen verlang-

ten ebenfalls die Aufnahme dieses Kindes, und Mariaquinha versprach, sich zu den Füßen der Senhora niederzusetzen und gewiß Niemanden zu belästigen. Zum Unglück aber hatte sich der kleine Dom Miguel in seiner — man kann wohl sagen schäbigen — Generalsuniform durch seinen vertrauten Stallbedienten ans Land tragen lassen und prätendirte nun mit Geschrei den Vorrang vor der kleinen Condesinha, und wenn noch Platz in der Sänfte der Infantinnen sei, so gebühre ihm dieser nach Rang und Würde. — Dom Pedro dagegen gab den Ausschlag — er hob ohne Weiteres Mariaquinha in die Sänfte, ließ diese zumachen und schalt seinen Bruder einen unartigen Buben, der von ihm Schläge erhalten würde, sobald sie wieder allein wären. Dann bestieg er eins der vielen gesattelten Pferde, die in der Nähe standen, schwang sich darauf und ritt davon, dem Menschenstrome nach, der sich gegen den Hauptplatz der Stadt und dem dort belegenen Gouvernementspalast bewegte.

Dom Miguel knirrschte mit den Zähnen vor Wuth, dann rief er — mit geballter Faust seinem Bruder nachdrohend — in das Getöse der brausenden Volksmenge hinein: «**Verdadeiro Deus!** — die Pest über diesen Schurken von Bruder — die

Pest über diese Metze von Kinde, das mir vorgezogen wird — **muerra** — ich sage Euch» — fuhr er mit gedämpfter Stimme, aber so grollend, wie man es wohl nie an einer so jungen Kinderseele bemerkt haben mag, gegen den ihn tragenden Stallknecht und dessen Begleiter fort — «Ihr sollt durch meine Verwendung bei meiner Mutter die besten Stellen im Zollamt haben, wenn Ihr mich rächt und zugleich mir diese kleine Person, die mich ärgert, vom Halse schafft — **Verdadeiro**.... Ihr versteht mich» — — und damit hatte er jene schreckliche, allen Portugiesen verständliche Pantomine des Messerwerfens gemacht.

«Nichts leichter, **Altezza***)» — murmelte der Eine zwischen den Zähnen — «wir dürfen nur folgen und im Gedränge dem in den hinteren Tragbäumen gehenden Mulo die Hessen durchschneiden, und dann den Tumult benutzen, um die Condesinha, unter dem Vorgeben, sie retten zu wollen, in das Volksgewühl auszusetzen oder vor einen Ochsenkarren zu werfen, so wird sie zertreten oder zermalmt und nie wieder die Unverschämtheit haben, den Vorrang vor Seiner Hoheit verlangen zu wollen.»

---

*) Hoheit.

«Die Pest — Tellez — Du bist ein Prachtkerl von Klugheit — Du sollst Dir noch obenein eine Gnade ausbitten, welche Du willst — **Verdadeiro** — und wenn die ganze Welt darüber zu Grunde ginge — Du sollst sie haben.» —

Die Bösewichter küßten die Hand ihres kleinen gnädigsten Herrn und setzten ihn in die nächste Maulthierseja, alsdann vollführten sie diesen boshaften Anschlag so geschickt, daß im furchtbaren Gedränge dem armen Maulthiere die großen Sehnen am Kniegelenke der Hinterbeine abgeschnitten waren — eine grausame Operation, die in Brasilien auf der Jagd der halbwilden Stiere angewendet zu werden pflegt, um sie zu fangen und schlachten — und als dieses mit der Sänfte niederstürzte, ergriffen sie die kleine Condesinha und setzten sie mitten im entsetzlichsten Volksgewühl aus, in den tiefsten Koth, wo sie bald von einem Trupp lasttragender Neger niedergerannt wurde und nun freilich so beschmutzt war, daß man sie für ein Kind vornehmer Eltern unmöglich halten konnte.

So viel erfuhr ich noch während des Aufenthalts des Hofes zu Bahia durch meinen Bedienten; denn die beiden Buben hatten es nicht lassen können, unter ihren Kameraden sich jener entsetzlichen

Missethat zu berühmen. — Alle Bemühungen, das verlorene Kind wieder aufzufinden, waren vergeblich. —

Mit Dom Epifanio's Besserung im Hospital ging es, bei der erbärmlichen Einrichtung dieser Heilanstalt, langsamer, als wir nach Vieira's Versicherung glaubten hoffen zu dürfen. An eine Flucht, die ohne eine weite Reise in das noch undurchforschte Innere dieses Reichs, oder auf einem englischen Schiff nach England hin nicht möglich war, durfte man bei dem periodischen Fieber, woran der Kranke litt, vorerst nicht denken. Der Gefangenaufseher Senhor Jordão war gewonnen, indeß rieth dieser auf das Dringendste, die Zeit der Anwesenheit des Hofes für diesen Zweck zu benutzen, da später die wiederhergestellte Ruhe und Ordnung die Flucht erschweren und die Entdeckung leichter machen würde; so wie der geringste Verdacht entstehe, so müsse er augenblicklich die ertheilte Begünstigung zurückziehen und den Kranken, ohne alle Rücksicht, wieder in sein dunkles Secret zurückbringen.

Durch diese entsetzliche Drohung war die Lage dieser unglücklichen Familie noch um Vieles gefahrvoller geworden, und Senhor Jordão war der Mann dazu, solche Drohungen auszuführen.

Anfänglich hatte Dom. Epifanio, im stolzen Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, jede Idee von feiger Flucht von sich gewiesen. Er wollte sein Recht suchen, seine Verfolger verklagen und dann seine wiederzuerlangende Freiheit benutzen, um sich zu rächen oder zu sterben — das waren die Gedanken, womit sich seine feurige Seele trug. Es kostete Mühe, ihn davon abzubringen. Vergebens versuchte ich, ihn zu überzeugen, daß in diesem Lande einer ministeriellen Willkürherrschaft, bei der Charakterschwäche des Regenten, die Intriguen seiner Gemahlin volles, freies Spiel hätten, daß alsdann aber schon die geringste Erinnerung an das Dasein Dom Epifanio's in den Gefängnissen zu Bahia unvermeidlich seinen Untergang zur Folge haben müsse. Mit Stolz entgegnete er: «So will ich denn fallen als ein Opfer der schändlichsten Intriguen und will meine Genugthuung darein setzen, daß die schlechte Regierung dieses jämmerlichen Regenten sich mit einem neuen Morde belasten wird.» —

Erst den sanften, schmeichelnden Bitten seiner schönen Gattin gelang es, ihm das Versprechen abzunehmen, daß er einen Schritt nicht wagen wolle, der auch sie mit in sein Verderben herab-

reißen würde. Uebrigens hatte die Condeça mit umsichtiger Klugheit schon in Portugal zeitig ihr disponibles Vermögen in englischen Fonds angelegt und hatte die Pachtung ihrer ausgedehnten Morgados einem treuen und sicheren Mann übergeben, von dem sie erwarten durfte, daß er ihre Anweisungen unbedingt honoriren würde; der uns wohlbekannte Senhor Sebastião, ein verschwiegener und kluger Geschäftsmann, hatte von ihr Generalvollmacht erhalten, ihre Vermögensangelegenheiten zu verwalten, und so konnte sie jederzeit durch den englischen Consul zu Bahia die bedeutendsten Summen beziehen — ein Umstand, der ihre dereinstige Flucht sehr begünstigen mußte, zugleich auch ihnen die Mittel gab, den schrecklichen Jordão immer bei guter Laune zu erhalten. —

Nun entledigte ich mich noch des letzten schweren Auftrages, der aber die Herzen der beiden Unglücklichen in die tiefste Bekümmerniß versetzte. Ich erzählte ihnen das Verschwinden ihrer jungen Tochter und verhehlte dabei nicht, was ich erfahren hatte von der Schuld, die Dom Miguel daran trug.

Dieser letzte Umstand versetzte Dom Epifanio völlig in Wuth — er schwur einen fürchterlichen

Eid, sich an diesem verruchten Buben auf das Schrecklichste rächen zu wollen. Keine Vorstellung brachte ihn davon ab — die Beschäftigung mit Racheplänen gewährte die einzige Milderung für seinen ungeheuren Schmerz. Wenn dieser furchtbare Rachedurst ein deutsches Gemüth verletzen würde, so wolle man bedenken, daß dem heißblütigen Bewohner des Südens das Rachegefühl einen fieberhaften Zustand erregt, der erst dann nachläßt, wenn die Rache gesättigt ist. — Donna Eleonora dagegen beweinte ihr geliebtes Kind als todt.

Es bedurfte von meiner Seite mehrere Tage des freundschaftlichen Zuredens, um ihnen die Hoffnung zu geben, daß Mariaquinha sicher noch leben werde, da man ihren todten Körper nicht gefunden habe. Es war mir eine traurige Pflicht gewesen, diese ohnehin schon so bekümmerten Herzen noch mehr zu betrüben, allein es gab kein andres Mittel, die Fortsetzung der Nachforschungen nach diesem lieblichen Kind in gute Hände zu legen. — Dem Prinzen Dom Pedro hatte ich dagegen meine Entdeckung der Bosheit des kleinen Miguel nicht mittheilen wollen, um nicht den bereits so tief gewurzelten Bruderhaß noch mehr zu entflammen.

Und so begleitete ich denn, nicht ohne Besorg-

nisse für eine unglückliche Familie, die mich lebhaft interessirte, den Regenten und den ganzen Hof nach Rio de Janeiro.

Vergebens hatte Bahia Alles aufgeboten, um Dom João VI. zu bestimmen, seine Residenz bleibend nach dieser alten Hauptstadt von Brasilien zu verlegen. **San Sebastião de Rio de Janeiro** — denn so lautet der ganze Name dieser großen, um 10 Grad, also 150 Meilen mehr nach Süden belegenen Hauptstadt des Reichs — war dazu auserſehen. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt des Hofes zu Bahia wurden in der Bai von St. Salvador die Anker der portugiesischen Königsflotte gelichtet, und am 7. März lief das Geschwader durch die enge Durchfahrt zwischen dem hohen kegelförmigen Zuckerhut und dem würfelförmigen Govia ein in den schönen Meerbusen von Rio de Janeiro.

Siebente Aufzeichnung.

Die Bai von Rio Janeiro. — Die Stadt Rio de Janeiro. — Farbige Leute. — Der Palast. — Aermlichkeit der Hofhaltung — des Militairs. — Der Regent, die Königin, Prinzessin Carlotta, die Schwägerin und Tante des Regenten. — Graf von Linhares. — Einwirkung des Hofes auf das Leben in Rio de Janeiro. —

Der schönste Meerbusen der Erde, die Bai von Rio de Janeiro, belebte sich mit der stolz heransegelnden Königsflotte.

Hier war die Ankunft dieser Flotte nicht so unerwartet als zwei Monate früher zu Bahia. Hundert Flaggen mit den portugiesischen Farben wehten von allen Forts und von allen Schiffen — Kanonensalven, mit ihren feinen Dampfwolken, rollten über die spiegelglatte, reinblaue Fluth dahin und daher; von allen Masten flatterten lange Wimpel in die wolkenreine, glänzendblaue Luft; mit Ruderbarken und Segelbooten belebte sich das geräumige Bassin, und von allen den zerbröckelten Felsen-

inseln, die oft die prangendste tropische Pflanzenwelt auf ihren Häuptern tragen, erhoben sich Schaaren von Seevögeln und begrüßten uns, wie Boten des Himmels, aus der noch mit allem Reiz des Geheimnisses da vor uns liegenden neuen Heimath, indem ihr Gefieder am blauen Himmel blitzte.

Ein weiter Uferkranz von magischer Wirkung umgiebt diesen vier Meilen im Durchmesser haltenden Seespiegel. Alle Farben glühen im Sonnenlicht. Das Gestade, von blauen, rothen, braunen und grauen Thonschichten oder schillerndem Gestein gebildet, ist durchzogen und überragt von einer sammetgrünen Vegetation, die überall sich hindrängt und mit unbeschreiblicher Ueppigkeit wuchert, wo nur immer die feinste Wurzelfaser Fuß fassen kann. Und diese Pflanzenwelt erstreckt sich hinan bis zu den blaugrünen Gipfeln der bewaldeten Berge, welche ringsum über das reizende Gestade sich erheben. Lichtgrüne Inseln scheinen auf diesem blauen Meereshimmel zu schwimmen, und aller Reiz dieses entzückenden Uferkranzes verdoppelt sich durch ein zitterndes Spiegelbild desselben. — Im Hintergrunde dieser magischen Bai, doch mehr nach der westlichen Seite hin, schimmert Rio de Janeiro, die Hauptstadt Brasiliens, der Wohnsitz von damals

kaum 50,000*) Menschen, von denen jedoch die Hälfte aus Negersklaven besteht. — Diese blendend weiße Häuserwelt mit ihren flachen Dächern, worauf Orangengärten prangen, zieht sich amphitheatralisch die Anhöhen hinan, welche das Thal des Flusses (Rio) Janeiro umkränzen. Weiße Quintas blitzen auf allen die Stadt umgebenden Höhen im dunklen Laube der Orangen-, Feigen- und Cacaopflanzungen, und an diese grenzt der Urwald, so alt wie der Boden, auf dem seine Riesenstämme wurzeln — so dunkel wie das schaurige Geheimniß, das er umhüllt.

Das Alles macht einen Eindruck auf das Gemüth, wie ihn nur die vollendetste Vereinigung des Schönen, Zierlichen und Erhabenen hervorzuzaubern vermag. —

Ob der Prinz-Regent Aehnliches empfunden haben mag? — Fast möchte ich es bezweifeln. Mit seiner gewöhnlichen Seelenlosigkeit und hängenden Unterlippe stand er unter einem flatternden Gezelt von rothen und blauen Seidenstoffen auf

*) Nach Navarro d'Andrade's Anmerkungen zu Grant's Beschreibung von Brasilien; später, 1827, hatte sich die Volkszahl auf 180,000 Seelen vermehrt, nach Weech's Brasilien ꝛc.

der Höhe der sogenannten Schanze des Admiralschiffs, mit dem diamantenen Stern auf dem veilchenblauen Sammetkleide, starrte hinaus in die himmelblaue Fluth und athmete den würzigen Duft der Orangen, Melonen und Feigen, den ein leichtbewegtes Lüftchen von der nahen Ilha*) Boa Viage und der noch mehr idyllischen Ilha verde herüberwehte. — Der malerische Anblick jener Insel, die sich etwa 100 Fuß über den Seespiegel erhebt, auf einem senkrechten Abhange, dessen Mischung von grauen und braunen Steinen und rothem Thon, von grünen Streifen blühender Schlingpflanzen durchzogen, im Sonnenlicht glüht, auf deren Höhe ein weißes Kirchlein im dunklen Grün der Limonien-Schatten dämmert — all dieser poetische Reiz der zartesten Contraste schien an seiner dämmernden Seele vorüberzugehen. Seine gehaßte Gemahlin, Donna Carlotta Joaquina, mit dem runden magern Gesicht und der höhnisch aufgezogenen Oberlippe, stand an seiner Seite, um den in zahlreichen Ruderbarken sich nahenden vornehmen Brasilianern ein Bild ehelicher Eintracht

---

*) Insel der schönen Aussicht.

auf dem Throne zu geben; — während sie beträchtlich Spagnol schnupfte, stopfte sie dem kleinen Dom Miguel mit Zuckerwerk den Mund, um auch ihm Geschmack an den Reizen dieses idyllischen Gemäldes beizubringen. Die übrigen Familienglieder, der lange stocksteife Infant von Spanien, die hagern und bleichen Prinzessinen Schwägerin und Tante des Regenten, und Dom Pedro nebst den jungen Infantinnen, standen wie die Orgelpfeifen nach ihrer Größe geordnet an beiden Seiten, umgeben von einem ehrerbietigen Halbkreise von Prälaten in blauen, rothen, violetten und schwarzen Seidengewändern, und gepuderten Fidalgos im altfranzösischen Marquiscostüm mit Chapeaubas, Haarbeutel, Galanteriedegen und silbernen Schuhschnallen. — Diese marionettenartig aufgestellte Königsfamilie, welcher auch die geisterhafte Figur der wahnsinnigen Königin, im grauen Nonnengewande, mit der Rose im greisen Haar — den schauerlichsten Contrast bildend — nicht fehlte — zerstörte auf einmal durch ihr Erscheinen alle Poesie eines Bildes, dessen Schönheit nur Einer aus diesem Kreise zu empfinden schien — — der schöne junge Prinz Dom Pedro, dessen dunkelglühendes Auge jedoch sehr ernst und sinnend auf jener weißen

Häusermasse ruhte, die sein künftiges Geschick und das seines Hauses verhüllte.

Langsam und majestätisch nahte sich die Flotte der Stadt, die das Thal eines hervorragenden Berges ausfüllt und sich längs der Küste bis zu andern Höhen hinanzieht. Kirchen, Klöster und weißschimmernde Landhäuser bedecken jedes Hügelchen und schmücken jeden Abhang dieser phantasiereichen Höhen, welche ein Kranz von geheimnißvollen Wäldern beschattet. Dieser Anblick ist von unbeschreiblicher Pracht und Schönheit. Einige der kleineren Baien und Buchten sind wahrhaft reizend in ihrer grünen Stille.

Die Ausschiffung ging mit weit mehr Ordnung von Statten als zu Bahia; da — so weit es portugiesische Nachlässigkeit zugelassen hatte — für die Aufnahme der königlichen Familie vom Vicekönige schon einige Vorkehrungen getroffen waren, und dann auch das zum königlichen Palast eingerichtete Gefängniß und Münzgebäude in der Nähe war.

Wer irgend eines Eindrucks fähig war, mußte mit den gespanntesten Erwartungen eine Stadt betreten, die sich im **point de vue** eines so reizenden Meerbusens als der entzückendste Aufenthalt in der

Welt angekündigt hatte; aber wie entsetzlich war die Enttäuschung, als ich statt der geträumten Houris, die ein irdisches Paradies zu einem Aufenthalt für Götter erheben mußten, Reihen von fast nackten Negersklaven erblickte, die an langen Stangen oder auf den wolligen Köpfen die schwersten Waarenballen durch den tiefen Straßenkoth schleppten, wobei sie ihren melancholisch-eintönigen Gesang erschallen ließen. — Hat schon Lisbõa einen südlichen Charakter, so ist dieses bei Rio de Janeiro noch weit mehr der Fall. Auch dort, in der portugiesischen Residenz, giebt es Neger und Mulatten und schwarzbraune Gestalten; allein hier verräth sich das tropische Klima, man möchte sagen, in jedem Zuge der Physiognomie dieser Tausende von durcheinander wogenden Menschen, wie der ganzen mystisch-dunklen Stadt, die in der Nähe alle ihre magischen Reize verliert. — Während man in Lissabon an Farbigen nur Mulatten, die Mischlinge von Negern und Weißen, kennt, giebt es hier in dieser südlichen Residenz eine Mannigfaltigkeit der Abstufungen jener Mischungen von Negern und Weißen (**Mulatos**), von Weißen und Indiern (**Mamaluccos**, auch **Mestizos**), von Negern und Indiern (**Caribocos**), von Mulatten und Negern

(**Cabras**), die noch eine unendliche Menge Unterabtheilungen nach dem Geschlecht und den verschiedenen Graden ihrer Mischung enthalten, z. B. **Quarteros**, die nur zu einem Viertheil fremdes Blut haben, u. a.; außerdem aber noch eine große Verschiedenheit der reinen Racen; als: Portugiesen (**Portugezes** oder **Filhos do reino**), Eingeborene von diesen abstammend (**Brazileiros**), Urbewohner, als: uncivilisirte Indier (Wilde — **Indios, Gentios, Tapujas, Bugres** genannt), civilisirte Indier (**Caboclos**), afrikanische Neger von der Küste kommend (**Negros novos, Muleccos**), und in Brasilien geborene Neger (**Creolos**). Man denke sich dieses verschiedenartige Gemisch von weißen, braunen, gelben, schwarzen, grauen und rothen Hautfarben in den verschiedensten brasilianischen Landestrachten, und dazwischen englische Matrosen, Seeofficiere und Gentlemens, portugiesische Hoftrachten und die verschossenen blauen Uniformen der dortigen Miliz, und man hat ein ungefähres Bild von der Buntscheckigkeit dieser durcheinander wogenden Volksmenge, deren schweigsames Getümmel nur durch den Gesang der Neger und das Gekreisch der schwerfälligen Stierkarren mit ihren Klotzrädern,

die, an der ungeschmierten Achse befestigt, mit dieser sich umdrehen, unterbrochen wird.

Doch ich würde nicht enden, wollte ich den ersten Eindruck schildern, den diese seltsame Stadt des tropischen Himmels auf mich machte, als ich sie zum ersten Mal betrat.

Jahre vergingen seitdem in stiller Entwickelung der Ereignisse, während die beiden Infanten, Dom Pedro und Dom Miguel, auch die Infantinnen zum Theil heranwuchsen und ich von den fernern Schicksalen der Condeça, ihrer Tochter und ihres Gemahls nicht das Geringste weiter erfuhr.

Es wird daher hier der Ort sein, von dem Leben der Königsfamilie in Brasilien und von der Einwirkung des Hofes auf das dortige Leben eine geschichtlich treue Schilderung zu geben.

Die Stadt San Sebastião nach ihrem alten Namen, oder Rio de Janeiro, wie sie gewöhnlich genannt wird, liegt größestentheils auf einem niedrigen, flachen Boden, dicht am Ufer der himmelblauen Bai, und erstreckt sich eine halbe Meile tiefer in das Land hinein. Die Straßen sind gerade und enge, wie es dem heißen Klima des Südens

völlig angemessen ist. In der Mitte der Stadt sind sie mit Granit gepflastert, aber so schlecht, daß es schon eine schwere Arbeit ist, die kreischenden Karren mit Klotzrädern durch eine Bespannung von Stieren oder Negern darüber hinzuziehen. Erhöhte Trottoirs für Fußgänger giebt es nicht; portugiesische Unreinlichkeit hat sich auch hier eingenistet, und so sind diese Straßen zur Regenzeit Schlammbäche, sonst aber mit Staubwolken gefüllt. Die größeste und ansehnlichste dieser Straßen läuft parallel mit der Bai und geht in ein kleines Viereck aus, das 160 Ellen lang und 80 breit ist. Dieser Platz ist nach der Hafenseite hin geöffnet. Gerade gegenüber das **point de vue** bilden Klöster; links steht das ehemalige Gouvernementshaus mit dem Münzgebäude und Gefängniß, welches, jetzt zur königlichen Wohnung erhoben, mit dem Namen eines Palastes sehr unpassend beehrt wurde. Gegenüber steht eine Reihe kleinerer Privatwohnungen, die für die königliche Dienerschaft in Beschlag genommen wurde. Der Palast selbst ist so wenig geräumig und wohnlich, daß die Familie des Prinz-Regenten, die damals aus dreizehn Personen bestand, ärmlich genug logirt ist. — Das Köstlichste, was dieser Palast bieten kann, ist die belebte Aussicht auf den

Hafen und die glänzende Bai mit ihren reizen-
den Umgebungen, mit den zahllosen Masten und
Segeln, Flaggen und Wappen, auf die granitenen
Wächter des Einganges, den unersteiglichen Zucker-
hut, den würfelförmigen Govia und den hohen Cor-
covado mit seiner Signalflagge, auf die zahlreichen
Forts von Ilha das Cobras mit den Staatsgefäng-
nissen, auf das alte Fort San Jago, die von San
João, Santa Cruz, Bota Foga, Villegagnon, San
João do Carno, San Diego und viele andere noch,
die allerdings geeignet wären, dem ängstlichen Re-
genten auf dem Balcon seiner Wohnung ein Ge-
fühl von Sicherheit zu geben, wäre ihm nicht be-
kannt, daß alle diese militairischen Anlagen so ver-
fallen, verlassen, schlecht bedient, ohne Proviant und
Munition sind, daß man Mühe hat, nur die täg-
lichen Salutschüsse, Morgens und Abends und bei
dem Ankommen und Abgehen der Schiffe, abzu-
feuern. Als nun noch dazu die portugiesische Flotte
abgetakelt im Hafen lag, und es bald darauf bei
der Nachlässigkeit der Verwaltung unmöglich wurde,
in See zu gehen: so kam ein großer Schreck über
ganz Rio de Janeiro und besonders über die köni-
gliche Familie, als eine französische Fregatte vor
dem Hafen sich sehen ließ, zum Gruß eine Kugel

gegen das nächste Wachtschiff abfeuerte und dann zum Glück mit wehender Tricolorflagge weitersegelte. — Doch wieder zurück zu dem Leben der königlichen Familie!

Man kann sich durchaus nichts Aermlicheres denken, als diese Residenz des Monarchen eines der größesten, wenn auch noch undurchforschten Reiche der Erde. Dieses ursprünglich zu ganz andern Zwecken erbaute Haus des Regenten glich im Aeußern jedem großen Privathause. Es stand auf einer Fläche von 70 Schritt Länge und 26 Breite, von welchem Raum noch ein Hof in der Mitte abgezogen werden muß. Das untere Stockwerk bestand ganz aus Säulenhallen, Wachtstuben und Waarenlagern. Im zweiten Stock residirten die ältern Glieder der königlichen Familie mit ihrer Dienerschaft. Etwa die Hälfte dieses Königshauses hat noch ein drittes Stockwerk, und dessen Erkerzimmer bewohnten die Kinder des Regenten und deren Bedienung. Die Münze und die Gefängnisse waren schon vor dem Einziehen der königlichen Familie geräumt und später wurde dieser sogenannte Palast durch einen verdeckten Gang mit dem auf der Westseite des Platzes stehenden Carmeliterkloster in Verbindung gebracht, nachdem die Mönche nach

der Lapa geschafft worden waren, wo man deshalb die dort bestandene Schule aufgehoben hatte. Dadurch war wohl etwas mehr Raum, aber wenig Annehmlichkeit und Bequemlichkeit gewonnen. Für die dreihundert Personen des königlichen Gefolges war in den die Ostseite des Platzes einnehmenden Privatwohnungen nur das beengteste Unterkommen gefunden.

Wenn schon die königliche Wohnung schlecht und ohne alle Würde war, so gewährten die Equipagen und Diener des Regenten, wenn er einmal öffentlich erschien, einen noch kläglicheren Anblick. Das beste Fuhrwerk, welches das gold- und diamantenreiche Brasilien seinem Beherrscher hatte anbieten können, war eine kleine Seja, die noch dazu mit dem Regenten von Portugal herübergekommen war. Sie wurde von zwei abgemagerten Maulthieren gezogen und von einem Bolero mit hängenden Strümpfen, in sackweiter, abgetragener, wo nicht gar zerrissener Livrée gefahren.

Die wahnsinnige Königin, der man noch die Ehre der Repräsentation lassen wollte, wurde in demselben zweiräderigen Fuhrwerk ausgefahren. Eine Hofdame saß an ihrer Seite, zwei Soldaten auf Maulthieren ritten vorauf, und ein Officier mit 12

andern folgte, nebst einem einzigen Trompeter und einem Bedienten. —

Auch das Militair, das bei solchen Gelegenheiten zu paradiren hatte, war im jämmerlichsten Zustande, eben so kläglich beritten, als uniformirt und besoldet. Die Pferde dieser sogenannten Dragoner waren nicht beschlagen, die meisten lahm, blind und wundgedrückt. Die Montur war im Allgemeinen blau, aber in allen Schattirungen dieser Farbe, verwittert und verschossen, geflickt und abgenutzt, und das Tuch grob und lose gewebt. Westen und Handschuhe waren ihnen unbekannte Dinge, und ihre Stiefeln waren alt, zerrissen und nie geschwärzt; die Helme und Patrontaschen altmodig und geschmacklos. Das Degengehänge von baumwollenem Zeuge war eben so unsauber als die Stiefeln, die Degen waren bei dem Einen lang, bei dem Andern kurz, hier spitz, dort breit. Einige hatten Carabiner, andere nur ein Pistol, oft ohne Schloß oder Stein, verrostet und unbrauchbar; an Gleichheit des Kalibers war dabei nicht gedacht. Gesichter und Hände waren nie gewaschen, das Haar entweder gar nicht oder nach Belieben verschnitten und nie gekämmt. Die Zügel waren gewöhnlich mit einem Streifen rohen Leders zusam-

mengeknüpft, welches damals allgemein in Brasilien statt der hänfenen Stricke gebraucht wurde. Gebiß und Steigbügel waren wie die Sporen seit Jahren nicht geputzt.

Der Prinz-Regent erschien öffentlich fast eben so armselig als seine Mutter, die Königin. Sein Wagen war dieselbe ganz gewöhnliche zweiräderige Seja aus Lisbõa, mit Verdeck und verschimmelten Vorhängen. Auf dem Kutschschlage des abgeschabten und beschmutzten Kastens sah man, als ungeheure Ironie, die Insignien der königlichen Würde, wenn auch nicht das Wappen von Portugal — das Schild mit den Silberlingen, wofür Judas unsern Heiland verrathen hatte. — Die Prinzessin Donna Carlotta Joaquina, seine Gemahlin, ritt zuweilen spazieren, wenn sie ihren ungeliebten Gemahl nicht, um ein Bild der Eintracht zu geben, in seiner, mit zwei Maulthieren bespannten, Seja begleitete. — Es ist wohl nicht möglich, eine seltsamere, widerlichere Figur zu sehen, als diese Dame zu Pferde. Man denke sich ihre kleine Person, das apfelrunde magere Gesicht und die altmodige Kattunkleidung, die bei feierlichen Gelegenheiten mit einer über den Weiberrock gezogenen blauen Generalsuniform, mit rothen Aufschlägen, goldnen Epauletten und kleinem

Tressenhut, vertauscht wurde, und so saß sie mit ihren kleinen, listig blinzelnden Augen und den Spuren von Spagnol auf der höhnisch aufgeworfenen Oberlippe, nach Männerart reitend, auf dem hochbauschigen altmodigen Sattel. Ihr Leibpferdchen war mager wie die berühmte Rosinante des Ritters Don Quixote, und so ritt sie bei großen Paraden vor den krummen Linien jener ärmlichen Bataillone herauf und suchte durch ein grinsendes Kopfnicken die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren, oder auch wohl die ihrer geheimen Liebhaber zu rekrutiren. — Die Kinder des Regenten kamen selten an die Luft, bis endlich ein guter, starker Familienwagen ankam, der, wie es hieß, ein Geschenk des Königs von Großbritannien war. Jede von diesen drei höchsten Herrschaften hatte zugleich einen Kammerherrn zur Begleitung.

Diese Darstellung ist in keinem Zuge carrikirt oder übertrieben, mehrere englische Schriftsteller bestätigen die Wahrheit dieses Familienbildes. — So ärmlich aber auch die Einrichtung dieses Hofes war, so gehörte doch die größeste Anstrengung dazu, dieses Alles so zu erhalten; Gras, um die Maulthiere und Pferde für den Marstall und die Dragoner zu erhalten, gab es weder in der Nähe der Stadt

noch unter den Riesenstämmen des Urwaldes — von unseren deutschen Wiesen oder den nordamerikanischen Prairien hat man dort keine Idee; eine allzuüppige Vegetation von Schlingpflanzen und Kaktus überwuchert dort sogleich jede Stelle, die sonst geeignet sein würde, Gras zu erzeugen, und nur mit Mühe sammeln die dazu ausgesendeten Negersklaven eine Art von Schwertlilien, die dort aufschießen, oder die jungen Schößlinge des Tacoara, einer Art von Schilfrohr, das in den Wäldern wächst. An Heumachen ist dort gar nicht zu denken. Auch giebt es in Brasilien keine Getreidefelder, und damals existirten noch nicht die späteren Anpflanzungen eines grünen Pferdefutters, die man Cupims nennt. — Auch fehlte es an Ställen und Schuppen für die Unterbringung der königlichen Maulthiere und Wagen, und um sich einen Begriff zu machen, wie ungeheuer zurück man damals in Rio de Janeiro noch war in Allem, was sich auf moderne Cultur und Civilisation bezieht, sei angeführt, daß am Geburtstage der Königin, der einige Monate nach der Ankunft des Regenten fiel, im Ganzen nur sechs Sejas bei der großen Cour zu sehen waren, und diese waren alle offene, erbärmliche, zweiräderige Kaleschen, mit magern Maulthie-

ren bespannt und von schmutzigen Negern gefahren. Und doch war dieses einer der großen Gallatage, an welchem die reichsten Bewohner von Rio, die eine große Portion Eitelkeit besitzen, alle ihre Kräfte anstrengten, um recht glänzend zu erscheinen.

Ein Glück war es bei allen diesen ärmlichen Umgebungen, daß so wenig die Königin als der Regent viel davon empfanden.

Die Königin Donna Maria war bereits in einem Alter, wo Veränderungen nur geringen Eindruck machen, wenn nur die gewohnte persönliche Behaglichkeit nicht darunter leidet; das war hier weniger der Fall als in Portugal, und so wußte denn kaum die arme Königin bei ihrer Geisteszerrüttung, daß sie sich in Brasilien befand. In lichten Zwischenräumen war ihre Phantasie in Portugal, in den Stunden des Wahnsinns glaubte sie sich in der Hölle.

Ihr Sohn, der Regent, schien seinem Aeußern nach völlig unempfindlich zu sein gegen diese traurige Wendung des Schicksals, wodurch der alte Glanz seines Hauses so sehr verdunkelt wurde. Allein die ihn näher kannten, besonders sein Kammerdiener Franz Lobato, wollten behaupten, daß er eine größere Energie des Charakters besitze,

als man ihm zugetraut hatte; doch war es eine Energie im Dulden, eine gewisse Entschlossenheit, sich den Umständen zu fügen; nur in den seltensten Fällen, wenn er aufgeregt wurde, konnte er wohl einmal schnell und kräftig handeln; allein dergleichen war nicht nachhaltig: sobald wieder sein ruheliebendes Phlegma eingetreten war, ließ er Alles gehen, wie es mochte. — Für seine Leidensgefährten — die Auswanderer aus Portugal, von denen über tausend aus Mangel an Wohnungen in Rio auf den Schiffen geblieben waren — zeigte er viel Sympathie und zog sie auffallend den Brasilianern vor, wodurch er unter den Bewohnern von Rio ziemlich unpopulair wurde. Besonders aber begünstigte er die Engländer. Einst hatte ein junger englischer Midshipman im trunkenen Muth mit dem Säbel in der Hand die portugiesische Wache des Regenten ganz allein angegriffen und insultirt. Ein alter Portugiese schrie den Soldaten zu: «Haut ihn doch nieder!» aber diese erklärten, daß sie dadurch den Prinz-Regenten beleidigen würden — ein Beweis, daß seine Vorliebe für die Engländer allgemein bekannt war. Bei Leichenbegängnissen ließ er es nicht an theilnehmenden Erkundigungen fehlen — übrigens waren seine Stunden zwischen

geistlichen Uebungen, behaglichem Nichtsthun und Arbeiten mit den Ministern getheilt. Seine täglichen Ausfahrten zur Messe versäumte er niemals und fehlte bei keiner großen Procession irgend eines Kirchenheiligen.

Weit mehr Energie entwickelte schon in Brasilien die Prinzeß-Regentin, Donna Carlotta. Bei aller ihrer Bigotterie war sie doch sehr thätig, wo es darauf ankam, ihren Willen durchzusetzen. Jedes Mittel und jede Intrigue war ihr dazu recht, und so wußte sie sich einen Einfluß in Regierungsangelegenheiten zu verschaffen, den ihr der Regent gewiß absichtlich nie zugestanden haben würde. Bei dem Allen war ihr ein sehr spärliches Einkommen für ihre kleinen Privatangelegenheiten ausgesetzt, so daß sie nicht selten in große Verlegenheit gerieth; allein mit einer gewissen Würde wußte sie die härtesten Entbehrungen zu ertragen und mit großer Geschicklichkeit ihren Mangel zu verhüllen oder neue Hülfsquellen zu eröffnen. — Nicht selten gerieth sie dabei in Conflict mit ihrem Stolz, der dem königlichen Ansehen nie, unter keinen Umständen auch nur das Geringste vergeben wollte. Durch ihr herrisches Wesen machte sie sich gefürchtet und unbeliebt, selbst in ihren nächsten Umgebungen. Die

geringste Verletzung der Ehrerbietung konnte sie auf das Empfindlichste kränken, und nie hat man ein Beispiel gehabt, daß sie irgend eine vermeintliche Beleidigung vergessen oder ungerächt gelassen hätte.

Die Witwe des ältern, früher verstorbenen Bruders des Regenten — ein sanftes, häusliches, aber kaltes, uninteressantes Wesen, das sich schon lange vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, um in der Religion den Trost zu finden, den ihr kein feindliches Schicksal rauben konnte, und die Schwester der Königin, die nichts weiter dachte und wünschte, als daß nur ihre persönlichen Bedürfnisse befriedigt wurden, fuhren fort, hier so eingezogen zu leben, wie sie es in Lissabon gewohnt waren. Sie sind übrigens so unbedeutend und so wenig eingreifend in die Lebensschicksale der königlichen Familie, daß ihrer hier nur Erwähnung geschieht, um das Bild dieses unglücklichen Familienkreises, der sich jetzt in diesem sogenannten Königspalast zusammengedrängt befand, zu vervollständigen.

Wie gespannt und unglücklich aber damals auch die Verhältnisse zwischen dem Regenten und seiner Gemahlin gewesen sein müssen, erhellt aus dem später bekannt gewordenen Umstande, daß der Regent in einer eifersüchtigen Aufregung eine Erklä-

rung in das Reichsarchiv niederlegte, daß er keines der Kinder, welche seine Gemahlin noch ferner gebären sollte, für das seinige anerkennen würde; und wenn man der **Chronique scandaleuse** des damaligen Hofes von Rio de Janeiro Glauben schenken dürfte, so hatte diese Fürstin während ihres dortigen Aufenthalts einige verheimlichte Entbindungen erlebt, und wurden die Früchte ihrer verbotenen Neigungen in Findelhäusern untergebracht, während die allgemein bekannt gewordenen Väter derselben, unter irgend einem Vorwande, in entfernte Provinzen des Reichs verbannt wurden.

Die einzige Stütze der damals auftauchenden kräftigen Verwaltung war der damalige erste Minister (Staatssecretair) des Regenten, Dom Rodrigo Conde de Linhares. Dieser einsichtsvolle und hochherzige Staatsmann hielt auf eine edle Weise seinen Fürsten aufrecht, indem er nicht nur selbst kräftig auftrat, sondern auch jedes andere Departement der Regierungsgewalt zwang, eben so gut seine Pflicht zu thun. Er erkannte mit aufgeklärter und vorurtheilsfreier Einsicht die wahren Interessen des Staats und beförderte sie mit warmer Liebe für sein Vaterland. So gelang es ihm, die rechtlichsten und einsichtsvollsten Männer an seine Ver-

waltung zu knüpfen, und mit unnachsichtlicher Strenge verfolgte er jene Bestechlichkeit und Betrüglichkeit der Beamten, die sich seit Pombal's Untergang wieder so tief in die portugiesische Verwaltung eingenistet hatte. — Alle die Lasterhaften, welche den unziemlichen Neigungen der Regentin fröhnten, vertrieb er aus dem Palast. Der Regent schätzte sich glücklich, endlich einmal am Abend seiner Regierung einen rechtlichen Mann gefunden zu haben, der ihm so überall entgegenkam in dem wohlwollenden Wunsche, das Land so aufgeklärt, wohlhabend und glücklich zu machen, als unter so drängenden Umständen nur immer möglich war; allein Eines war ihm nicht so ganz recht, daß nämlich der rechtliche Linhares nicht so wie seine gewissenlosen Vorgänger beflissen war, seinen Privatschatz zu bereichern; am meisten aber wurde er gehaßt von Allen, die bisher gewohnt waren, im Trüben zu fischen — besonders von der Regentin Donna Carlotta, deren Intriguen sein Scharfsinn durchschaute, deren Pläne er vereitelte und deren Befehle er nicht achtete. — Dieser treffliche Mensch war ein Juwel für ein Volk, das ihn liebte, für den Regenten, der ihn achtete — aber ein Dorn im Auge für Donna Carlotta — und das war sein

Verbrechen — er mußte sterben. — Eines Morgens im Bett fand man ihn todt; sein Körper trug schon nach wenigen Stunden alle Anzeichen der Vergiftung. Nie hat man den Thäter erfahren; von oben herab aber wurde jede Untersuchung niedergeschlagen; — Dom João seufzte und ließ die Unterlippe hängen — Donna Carlotta nahm eine Priese Spagnol und küßte den halbverbrannten Schenkelknochen des heiligen Laurentius — beichtete und empfing Absolution und war am Ende froh, daß Alles so gekommen war.

Die Ankunft des Hofes in Rio de Janeiro hatte in den gesellschaftlichen Zuständen dieser Hauptstadt von Brasilien große Veränderungen hervorgebracht. Der Brasilianer ist prunksüchtig und eitel bis zur Lächerlichkeit — der Portugiese giebt ihm darin nichts nach. Die portugiesischen Höflinge, die der königlichen Familie gefolgt waren, befanden sich in der Lage Franz I. nach der Schlacht von Pavia, dessen Wahlspruch geworden war: Alles verloren, nur die Ehre nicht! — Der Regent, der unter keiner Bedingung seinen Privatschatz angreifen wollte, hatte allerdings seine Kronrevenuen aus

Portugal verloren, nun hielt er sich selbst für arm und hülflos, und die ärgste Knauserei und Erbärmlichkeit des Ersparungssystems in der königlichen Hofhaltung war die Folge davon; also an Ertheilung von Pensionen, Morgados, Sinecuren und andern einträglichen Aemtern war vor der Hand nicht zu denken. Desto mehr bewarb man sich um Titel und Orden, um Exspectanzen auf Pfründen, um ein huldreiches Lächeln oder ein abgelegtes Garderobestück, selbst um den Aufhub von der königlichen Tafel, oder, wen höhere Ansprüche berechtigten, um die Ehre und das Sattessen — an der Marschallstafel; denn mit dem Regenten und seiner Gemahlin speiste Niemand — das hätte die Strenge der Etiquette, der man auch hier im Elend nichts vergeben wollte, nicht gestattet. Beide saßen schweigend nebeneinander, eben so schweigend von Fidalgos bedient. Nur die Prinzen und Prinzessinnen wurden bei dieser Gelegenheit vorgeführt, beugten ein Knie, küßten die Hand ihrer königlichen Eltern und wurden dann ihren geistlichen Instructoren und Gouvernanten wieder übergeben, welche die lebhaften Kinder wieder in ihre Mansardenstübchen zurückführten; denn die Etiquette gestattete nicht,

daß sie zu Fuß ausgingen — die erwähnte Equipage aber fehlte damals noch.

Kurz, es war eine Ostentation und Rangsucht, eine Prunksucht und Bettelhaftigkeit, ein Kriechen gegen Höhere, Arroganz gegen Geringere, eine Klätscherei, Heuchelei; Verleumden und Intriguiren unter den Hunderten von besternten, galonnirten Titulados und Fidalgos, die selten einen ungeflickten Rock, noch seltener ganze Strümpfe oder ein Hemde unter der langen gestickten Schooßweste hatten — so daß die Aermlichkeit dieser wahrhaft heimathlosen Leute, die bei bescheidenem Auftreten Mitleid eingeflößt und Neigung zu helfen erregt haben würde, zum Gespött der Brasilianer wurde. Diese buhlten jedoch ihrerseits eben so sehr um die Ehre eines Ordensbandes oder eines lächerlich hohen Titels. — Vermöge ihres Reichthums und ihrer gesicherten Stellung waren die angesehenen Kaufleute und Sklavenbesitzer von Rio, trotz ihrer bürgerlichen, weniger langathmigen Namen, willkommne Besucher am Hofe des Regenten, und die hungernden **Filhos do reino** hielten es nicht unter ihrer Würde, an ihren langen, schmalen und unbequem hohen, doch wohlbesetzten Tafeln eine Mahlzeit einzunehmen. —

Aber unter den Brasilianern war es Mode geworden, sich um Rang und Titel zu bewerben, und so standen denn in diesem eitlen Haschen nach der königlichen Gunst des Regenten zwei Parteien einander feindselig gegenüber — die **Portuguezes** oder **Filhos do reino** und die **Brazileiros.** — Die letztern aber mußten sich jede Auszeichnung, die ihnen zu Theil wurde, durch manche Demüthigung erkaufen, und der Regent griff durch Cabinetsbefehle in ihr Privatleben ein, mit einer Willkürherrschaft, wie solche nur ein orientalischer Despot sich erlaubt hätte.

So z. B. mußten auf den Befehl des Regenten die vergitterten Balcons verschwinden, welche allen Häusern von Rio bis dahin ein schreckliches, gefängnißartiges Ansehen gegeben hatten. — Man denke sich nur über jeden, die ganze Breite des Hauses einnehmenden Balcon ein enges Gitterwerk von selten mit Farben angestrichenem Holze, welches vom Balcongeländer vogelbauerartig in die Höhe stieg, so daß die dahinter verborgenen Schönen Alles, was auf der Straße vorging, beobachten, aber selbst nicht gesehen werden konnten. Diese altmaurische Einrichtung der Balcons, welche der gewöhnliche Aufenthaltsort der Frauen waren, hatte

orientalische Eifersucht erfunden und die portugiesische und brasilianische beibehalten. Sie gewährte bei den schmalen Straßen, die sich durch die vorspringenden Balcons in der Höhe noch mehr verengten, den Vortheil, einigermaßen der Treue ihrer sinnlichen Frauen und der Sittlichkeit ihrer lüsternen Töchter versichert zu sein, und den Damen von Rio die Bequemlichkeit, daß sie den ganzen Tag in ihrem Hauskleide, d. h. im Hemde, das unter der Brust leicht gegürtet wurde, mit struppigem, ungekämmtem Haar unbemerkt sitzen und ungesehen ihre schwarzen Sklaven und Sklavinnen mit der **Palmatoria** *) abstrafen konnten. — Diese Gitter sollten nun auf einmal vermöge eines Befehls des Regenten abgeschafft werden. In dem desfallsigen Placat hieß es sehr hochtrabend: «Weil doch nun Rio de Janeiro zu der Ehre und dem Range einer königlichen Residenz erhoben ist, so muß es auch im Aeußern sich dieser Ehre und Auszeichnung nach den Begriffen der europäischen Ci-

---

*) Eine Scheibe mit Löchern und Stiel, von hartem Holze, zum Schlagen in die Hand oder Knipsen auf die Fingerspitzen — eine der empfindlichsten Strafen für Sklaven.

vilisation würdig bezeugen, und müssen daher diese Jalousieen, als Spuren orientalischer Barbarei, völlig verschwinden.» — Doch der eigentliche Grund dieser Verfügung war die Aengstlichkeit des Regenten, der hinter jeder dieser Jalousieen lauernde Meuchelmörder verborgen glaubte.

So wurde Rio von diesen entstellenden Ausbauten gereinigt, aber lange Zeit blieb das Ansehen der Stadt dadurch noch schrecklicher; denn es fehlte an Fensterglas, um die Balconthüren damit zu versehen, und so waren an die Stelle der unheimlichen Käfige wahre Höhlen getreten, die eben nicht den angenehmsten Einblick in die Unordnung und Unreinlichkeit einer brasilianischen Haushaltung gewährten. Schwärme von Muscitos und Nachts die gefährlichen Vampyre, jene großen Fledermäuse, welche Menschen und Thieren im Schlafe das Blut aussaugen, hielten ihren Einzug und wurden zur ärgsten Plage im Innern des Familienlebens, während Scenen der Eifersucht und Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe — wozu die Bewohner der heißen Klimate sehr geneigt sind — immer zügelloser wurden. Die Damen aber dachten jetzt wenigstens an die Toilette ihrer Köpfe. Ihr von Natur kurzes, schwarzes und struppiges Haar wurde

hinten aufgebunden, mit einem hohen Kamm besteckt, und künstliche Blumen, Edelsteine, prachtvolle Schmetterlingsflügel und schmaragdgrün glänzende Käfer wurden jetzt zu einem Kopfputz verwendet, der den dunkelgelben, meistens sehr stark markirten Gesichtern mit den unheimlich funkelnden Augen oft ein wahrhaft bacchantisches Ansehen verlieh. —

Eine eben so große und wahrhaft lästige und nachtheilige Veränderung ging damals in der Kleidung der Männer vor sich. Die brasilianische Jaquette (Jacke) und Beinkleider vom leichtesten Baumwollenstoff, der breitgeränderte Strohhut, der freie Nacken, die gewürfelte Decke, welche die Stelle des Mantels und oft auch des Betts vertrat, verschwanden immer mehr, und statt dessen traten der englische schwarze Frack und der schwarze Filzhut mit dem kaum fingerbreiten Rande, die weiten, bis unter die Arme heraufgehenden Pantalons und kurzen Westen, das über die Augen gekämmte und à la tire-bouchon gelockte Haar und die dicke Wulst von zehn um den Hals gewickelten Tüchern, in welchen das Kinn bis zum Ohrzipfel steckte, — zur wahren Pein in diesem heißen Klima — als Tagesordnung auf. Diese Veränderung war auf Befehl des Regenten wenigstens angefangen und

von der Mode vollendet; denn der Regent sowohl als Prinzessin Carlotta fühlten ihre königliche Würde beleidigt, wenn ihnen bei ihren Ausfahrten auf der Straße bekannte hoffähige Brasilianer in einer so leichten — und, wie sie meinten, unanständigen — Kleidung begegneten, und diese dann die Ehre des Handkusses in Anspruch nahmen. Zudem durfte man am Hofe nur im altfranzösischen Hofkleide erscheinen — ein Kleid, das in Brasilien bis dahin völlig unbekannt war und, bei der Ungeschicklichkeit der dortigen Schneider und der Geschmacklosigkeit der feinen Welt in Rio de Janeiro, oft abenteuerlich genug aufgestutzt wurde.

Bald erstreckten sich die despotischen Befehle des Regenten auch auf die Freiheit des Eigenthums. Um für das Unterkommen der Einwanderer zu sorgen, wurde der Befehl ertheilt, daß Niemand zwei Häuser haben dürfe. Einige, die wenig Einfluß am Hofe hatten, fanden es sogar schwierig, ihr einziges Haus zu behalten, wenn ein portugiesischer Hofbeamter Lust hatte, dasselbe zu beziehen. Derselbe Befehl erstreckte sich auch auf Waarenlager und Kaufläden, von denen Jeder, der zwei derselben besaß, wenigstens eins an nicht blos bedürftige Auswanderer aus dem Mutterlande, son-

dern sogar an fremde Handelsabenteurer einräumen mußte. —

Eines Befehls, die bedürftigen Auswanderer zu unterstützen, bedurfte es vor der Hand nicht. Alle reiche und angesehene Personen in Rio drängten sich dazu, oft weniger aus wahrem Mitleiden, als um Einfluß und Ansehen am Hofe zu gewinnen. Doch bald sahen sie sich getäuscht in ihren Erwartungen. Nicht einmal die geselligen Freuden der Residenz ihrer vormaligen Vicekönige bot ihnen der neue Hof; denn die Etiquette gestattete dem Regenten nicht, Besuche in den Wohnungen seiner Unterthanen abzustatten und Feste von ihnen anzunehmen; auf der andern Seite war seine Hofhaltung viel zu ärmlich eingerichtet, um irgend etwas für die gesellschaftlichen Genüsse der Residenz beitragen zu können. Dagegen war bekannt gemacht, daß der Prinz-Regent jeden Abend bereit sein würde, die Huldigungen seiner Vasallen und Unterthanen anzunehmen. Alsdann saß er gewöhnlich, umgeben von seiner Familie und den höchsten Würdenträgern des Hofes, auf dem offenen Balcon — wobei er allein oder neben ihm noch die Regentin saß, während alle Andere stehen mußten; dann bestand die ganze Glückseligkeit der courfähigen Bra-

silianer, für den Zwang, den sie sich auferlegten, und die Verschwendung ihres Vermögens, um den Glanz des Hofes zu erhöhen, darin, daß sie nach stundenlangem Warten in der Veranda des Hauses durch den Oberceremonienmeister in die Sala geführt wurden, dann auf den Balcon treten, nach dreimaliger Verbeugung niederknieen durften, um zum **Beijamão** (Handkuß) zugelassen zu werden, worauf sie sich nach drei tiefen Verbeugungen zurückziehen und abermals warten mußten, bis auch der Letzte diese Ehre genossen hatte. Niemand durfte wagen, den Regenten bei dieser Gelegenheit anzureden, ein Gesuch zu übergeben, oder bescheiden daran zu erinnern. Erinnerte sich der Regent zufällig an einen der oft wiederkehrenden Supplicanten und sagte ihm das bekannte portugiesische Trostwort für alle mögliche Erdenleiden: «**Tenha paciencia**» (habt Geduld), so war ein so Angesprochener schon ein hochgeehrter und beglückter Mann, während die Andern sich mit einem mechanischen Kopfnicken oder kalten, huldvollen Lächeln begnügen mußten. — An Erfrischungen war dabei nicht zu denken; selbst nicht einmal ein Glas Wasser war bei dem stundenlangen Stehen in der drückend-schwülen Luft zu haben; denn welcher königliche

Diener würde sich so herabgelassen haben, einen Privatmann zu bedienen. — Gegen Bestechung war dort Alles zu erlangen, aber auch nicht vom geringsten Küchenjungen die mindeste Dienstleistung.

Bald sah man auch ein, daß der Regent selbst in Hinsicht der nichtssagendsten Gunstbezeugungen, um so mehr noch bei der Verleihung von Titeln und Orden, durch Rücksicht auf die Eifersucht seiner portugiesischen Begleiter, äußerst genirt war; denn diese machten geltend, daß sie aus Treue und Ergebenheit gegen Seine allergetreueste Majestät Alles — Vaterland, Familie und Vermögen — geopfert hätten; — obgleich die Meisten entweder aus Furcht vor den Franzosen, oder weil sie in Portugal mit der Abreise des Hofes alle ihre Subsistenzmittel verloren hätten, gefolgt waren; — und solchen Beweisen von Anhänglichkeit — wie der Regent meinte — konnte seine angeborene Gutmüthigkeit nicht widerstehen. —

Unter diesen Umständen sahen es viele der angesehensten und verständigsten Bewohner von Rio de Janeiro am Ende doch ein, daß sie ganz vergebens ihre Gewohnheiten und Bequemlichkeiten aufopferten, ihr Vermögen verschwendeten, und des-

halb zogen sie sich auf ihre **Facendas***) oder Quintas zurück, oder hielten sich wenigstens vom Hofe entfernt, indem sie den täglichen Anforderungen an ihre Börse den Vorwand der Verarmung entgegensetzten. — Andere, die am Hofe zurückblieben, vermehrten nur die Zahl der Glücksritter und Intriguanten; eine Unzahl von Geistlichen, die dem Regenten von Portugal aus gefolgt waren, eine Menge brasilianischer Prälaten und Mönche, die sich an den neuen Hof von Rio de Janeiro drängten — trugen Alle dazu bei, den gutmüthigen Prinz-Regenten mit einem Netz von Intriguen zu umstricken, in welchem er auch noch den letzten Schatten eines selbstständigen Willens verlor.

---

*) Pflanzungen und Pachtgüter.

Achte Aufzeichnung.

Dom Pedro's Erzieher. — Seine geistige und körperliche Bildung. — Die Helden der portugiesischen Vorzeit. — Blick auf die Gegenwart. — Intriguen der geistlichen Partei. — Dom Radamack's Vergiftung. — Das Aeußere des Prinzen. — Die Reise des Hofes nach Santa Cruz wird beschlossen. — Reise nach Santa Cruz, dem Landgut des Regenten. — Schilderung der brasilianischen Natur. — Dom Pedro's freisinnige Grundsätze und Pläne. — Die Schweizercolonie. — Beschaffenheit des Weges nach Santa Cruz. — Coatumbi. — Mata Porcos. — Quinta von Boavista. — Ebene von Pedregulho. — Zusammentreffen der Straßen von Minas Geraes und San Paolo. — Die **Venda grande**. — Brasilianisches Reisebild. — Ankunft des Hofes. — Beijamão. — Die Condeça Lavradio und ihre Tochter. — Audienz beim Regenten. — Weiterreise. — Die Ebene: Campinhos. — Landzunge von Jacarepua. — Pedrinhos. — Schwedische Bergleute. — Die Kirche San Antonio de Lameron. — Weite Aussicht von dort. — Das Innere der Kirche. — Scene des Zusammentreffens und Dom Pedro's Leidendenschaftlichkeit. —

Nicht einmal die Erzieher für seinen hoffnungsvollen Sohn Dom Pedro lies man ihn wählen; so sehr der Prinz-Regent ihn liebte, so wenig be-

schäftigte er sich mit seiner Erziehung. Die Wahl der Lehrer desselben wurde Gegenstand der Hofränke. Alle die herrlichen Fähigkeiten des jungen Prinzen blieben unentwickelt. Endlich trug dessen eigene standhafte Erklärung den Sieg davon über alle die Einflüsterungen und Cabalen der Priesterpartei, die den Thronerben von Portugal und Brasilien gern in die Hände von fanatischen Mönchen und scheinheiligen Jesuiten gegeben hätten, um ihn, wie so viele seiner Vorgänger in der Regierung, zum blinden Werkzeug der nach weltlicher Herrschaft strebenden Hierarchie zu machen.

Allein der, für sein Alter schon sehr einsichtsvolle, junge Prinz verlangte von seinem Vater den würdigen Dom João Radamack zum Lehrer — einen noch kräftigen Greis, der lange Zeit portugiesischer Gesandter am dänischen Hofe gewesen war und sich durch Charakterstärke, Bildung und Kenntnisse trefflich eignete, die herrlichen Fähigkeiten dieses liebenswürdigen Prinzen auszubilden, und der Regent billigte diese glückliche Wahl.

Nun machte Dom Pedro's lebhafter Geist reißende Fortschritte. Schon kannte er die Werke Filangieri's gründlich, las die lateinischen Classiker mit Vergnügen und ohne Hülfe, lernte mit Leich-

tigkeit Französisch, Englisch und Italienisch, und sein ausgezeichnetes Talent zur Musik bildete sich unter der Leitung des, mit dem Regenten nach Brasilien gegangenen, Capellmeisters Neukomm — dieses genialen Oratoriencomponisten aus Salzburg — bedeutend aus, so daß er nicht allein trefflich das Fortepiano spielte und mit angenehmer Stimme sang, sondern auch mit der größesten Leichtigkeit fast alle Instrumente spielen lernte und für die königliche Capelle Compositionen lieferte, die mit Erfolg aufgeführt wurden. Bald wurde die Musik seine Leidenschaft, die ihn jedoch nicht von ernsteren Studien und Uebung seiner mechanischen Fertigkeiten und Körperkräfte abhielt. So hatte er mit eigenen Händen das Modell eines kleinen Kriegsschiffs völlig kunstgerecht erbaut und ausgerüstet; auch eine Bildsäule geschnitzelt, welche später das Vordertheil der nach seiner Anweisung erbauten Fregatte, Dom Pedro, zierte; auch ist das Billard, welches man noch jetzt im Palast von San Christovão sieht, das Werk seiner Hände. Er ist Meister im Billardspiel, und seitdem besonders auf seinen Antrieb der Marstall des Regenten sich mit jenen kräftigen und schönen Pferden bereichert hat, welche in den Savannen Südamerika's im wilden

Zustande mit dem Lasso gefangen und leicht gezähmt werden, ist der Prinz auch ein kühner Reiter und geschickter Rossebändiger geworden, den ich oft mit vier Pferden aus seinem Wagen selbst fahren sah. Man hat ihn auch schon sechs Pferde im Galopp, stehend im Wagen, mit sicherer Hand regieren gesehen.

Die Kriegswissenschaften waren lange Zeit Hauptgegenstand seiner Studien. Er kannte auf das Genaueste alle bedeutende Schriftsteller dieses Fachs und folgte mit der größesten Aufmerksamkeit allen strategischen Bewegungen des Krieges auf der Halbinsel. — Die Geschichte großer Feldherren entflammte seine jugendliche Phantasie mit Bildern künftiger Größe, und die der portugiesischen Heldenzeit begeisterte ihn zu den kühnsten Plänen für die Wiedererweckung dieser goldenen Zeit des Ruhms seines Vaterlandes. Mit Entzücken las er die Lusiade des einzigen großen Dichters, den Portugal jemals gehabt hat — des unglücklichen Camoens. Die Weltumsegler, die Eroberer, die großen Vicekönige von Indien, ein Heinrich von Burgund, der deutsche Ritter am castilischen Hofe, der zuerst unter dem Namen eines Grafen von Porto-Cale mit der Umgegend des heutigen Oporto belehnt

wurde und dem Lande den Namen gab; ein Alfonso der Heilige, der das Königreich Portugal begründete; ein Alfons III., der die Mauren aus Algarvien vertrieb; ein Prinz Henrico der Seefahrer, der bei der Eroberung von Ceuta Wunderdinge von dem goldreichen Guinea vernahm und nun Afrika's Küste und das Cap der guten Hoffnung entdeckte und für die portugiesische Krone in Besitz nahm; ein Vasco de Gama, der die Südspitze von Afrika zuerst umfuhr, den Seeweg nach Ostindien entdeckte und dem Welthandel damit eine ganz neue Richtung gab; ein Cabral, der, sich auf diesem Wege verirrend, im Jahre 1500 Brasilien entdeckte; der kühne Andrade Freire und viele Andre noch — diese Reihe von Weltumseglern, Eroberern, Entdeckern, die jemals den portugiesischen Ruhm verherrlicht und Portugals Macht über alle Reiche der Erde verbreitet, in dem Hafen Lissabons alle Handelsflotten der Welt vereinigt und alle Reichthümer der Erde dorthin geführt hatten — diese großen Namen feuerten seine eigene Ruhmbegierde an, wo möglich noch Größeres zu erringen. — Doch, wo war jetzt noch der portugiesische Vicekönig zu finden, der wie der große Dom João de Castro — dessen Quinta noch jetzt in der roman-

tischen Serra de Cintra gezeigt wird — eine Locke seines Barts verpfändete für ein Darlehn, wodurch die großen Besitzungen von Ostindien dem Reiche gerettet wurden, während er selbst nicht so viel Geld besaß, um sich ein Huhn kaufen zu können; der seinem Sohne nichts hinterließ als seinen Degen, seinen Ruhm und drei Kupferpfennige — aber dem Staate ein wohlgeordnetes Reich in Indien und gefüllte Kassen — wo waren sie geblieben, alle diese Riesenschatten einer großen Vorzeit, deren Ruhm die Jahrhunderte der Schmach und Versunkenheit überdauert hat, welche ihnen gefolgt waren — ? — Diese großen Heldengeister wieder heraufzubeschwören, fühlte Dom Pedro in sich selbst die Kraft und den Beruf. Dem feuerigen Jünglinge wurde es von jetzt an die höchste Aufgabe seines Lebens, Portugals schlafenden Heldenruhm aufs Neue zu erwecken, seine Macht und sein Ansehen aufs Neue zu begründen und dem schönen unglücklichen Lusitanien, mit dem krystallreinen Himmel und dem sonnenhellen Tejo, die verlorene Weltherrschaft wiederzugewinnen, welche schwache Regenten und unfähige Minister so heillos aus den Händen gegeben hatten. Und mit welchem ungeheuren Schmerz sah nun der edle Prinz, wenn

er aus den romantischen Träumen seiner Phantasie erwachte, zurück auf die jetzige, so trostlos versunkene Gegenwart — sah, wie das schöne Portugal aus den Händen der habsüchtigen Franzosen durch die Convention von Cintra nur gerettet war, um unter der Herrschsucht der Engländer und der Tyrannei des Lord Beresford noch tiefer zu sinken; und dann — dieses, von der Natur so reich begabte Brasilien, mit seiner schwelgerischen Vegetation, seinen unerschöpflichen Goldgruben und seinem reichen Diamantendistrikt — was war es nun — dieses Reich, größer als Europa — unter einer so jämmerlichen Verwaltung geworden? — ein großer Sklavenmarkt — angebaut auf einigen Küstenpunkten, im Innern Urwald, undurchforschte Wüste, wilde Indianervölker, die schöne Heimath quälender Insecten, tödtlicher Schlangen und reißender Thiere! —

Nie hat einem feuerig strebenden Königssohne ein größeres Feld des Ruhms vor Augen gelegen, als diesem edelsten Sprößling des Hauses Braganza; nie aber sind die Schwierigkeiten größer gewesen, die sich vereinigten, um die großartige Entfaltung seines Charakters zu hemmen.

Die Partei der Verfinsterung, die schon seit

Jahrhunderten gewohnt war, von der Kanzel und im Beichtstuhl die Gemüther zu beherrschen, sah jetzt nicht ohne Besorgnisse und erwachenden Groll diese glänzende Entwicklung eines jungen Prinzen, der berufen sein sollte, dereinst Portugal und Brasilien zu beherrschen. Sie sahen damit ihre ganze üppige und behagliche Existenz bedroht und dachten nur darauf, ihn zu verderben oder unschädlich zu machen.

Schon ein edles Leben war der Herrschsucht dieser im Dunklen schleichenden Macht gefallen — der Graf von Linhares — — jetzt aber sah sich die Hierarchie noch weit gefährlicher bedroht durch eine aufgeklärte Verwaltung, zu welcher der Entwickelungsgang, den Dom Pedro nahm, hinführen mußte, wenn ihm nicht zeitig ein Damm entgegengestellt würde.

Schon jetzt gab der Regent viel auf die Meinung dieses seines einsichtsvollen Lieblingssohnes. Manche Verbesserungen im Militair und in der Civilverwaltung waren so unmittelbar aus dem Cabinet des Regenten hervorgegangen, daß selbst die Minister erschraken vor der Camarilla, die sich durch diesen hoffnungsvollen Prinzen, in der unmittelbaren Nähe des Regenten, gebildet hatte. —

Die Folge davon war, daß sie Alles aufboten, um den Monarchen mit Mißtrauen gegen Dom Pedro zu erfüllen, was ihnen auch bei dem mißtrauischen Charakter desselben nur zu leicht gelang.

Bei diesen feindseligen Gesinnungen einer einflußreichen Partei war es nur die, jedem Portugiesen angeborene, Scheu vor der Heiligkeit des Königthums, was damals die verbrecherische Hand zurückhielt, die sonst vielleicht seinem Leben schnell ein Ende gemacht haben würde, um dem in ihren Augen weit hoffnungsvolleren Dom Miguel die Thronfolge zu eröffnen — auch wohl mit die Furcht vor der Rache des Volks, denn Dom Pedro — der einzige vom Hofe, der sich in die leichte brasilianische Jaquette mit dem breiten Sonnenhut kleidete, über jede Etiquette hinwegsetzte und mit dem Geringsten im Volke sprach, war eben so allgemein beliebt, als der junge boshafte Dom Miguel verhaßt. —

Dagegen wurde mit jesuitischer Schlauheit auf den Urheber dieser trefflichen Entwickelung der Fähigkeiten des Prinzen Dom Pedro zurückgegangen. Man glaubte diese hemmen zu können, wenn es gelang, den edlen und aufgeklärten Lehrer, dem Dom Pedro so viel verdankte, den er liebte und

verehrte mehr als seinen leiblichen Vater, aus den Umgebungen des Prinzen zu entfernen — und welche Entfernung eines gehaßten Gegners war sicherer in den Augen eines Portugiesen, als — der Tod? — Der edle Greis — Dom João Radamack — starb plötzlich, mit allen Anzeichen der Vergiftung — — schon der dritte Gegner der Pläne der Regentin und ihrer fanatischen Partei — der schrecklich, durch Gift aus dem Wege geräumt war! — — Mit den Furien im Bunde kämpfte diese Partei um ihre Existenz und verfolgte, wie eine geheimnißvolle Inquisition, ihre Gegner, bis sie ihren heimlichen Angriffen erlagen.

Das war eine schreckliche Zeit. — Der Kampf des bösen Princips mit dem guten um Portugals Zukunft hatte begonnen; — aber erst geheimnißvoll im Dunklen schlich das Ungethüm; erst spätere Jahre sollten diese feindlichen Elemente zum entsetzlichen Bruderkrieg erwecken — jetzt noch glühte der Vulkan unter der Asche. Die Zeit des Ausbruchs war noch nicht gekommen.

Uebrigens kündigte damals noch das Aeußere des jungen Prinzen mehr eine zarte, aber gesunde Leibesbeschaffenheit an, als jene gebräunte herku-

lische Gestalt, die sich in späteren Jahren aus dem blonden Jüngling entwickelte.

Um den raschen Gang seiner geistigen Ausbildung zu hemmen, gab man dem Regenten zu bedenken, daß unter den vielen Studien die Gesundheit dieses hoffnungsvollen Prinzen litte, es daher rathsam sei, ihm mehr körperliche Bewegung zu verschaffen. Bald darauf nahm der Hof seinen Sommeraufenthalt auf der königlichen Facenda von Santa Cruz, deren weite Ebene eine unermeßliche Weide und Jagdrevier bildete. Hier sollte der Prinz fern von allen Wissenschaften nur der Jagd und seinem Vergnügen obliegen. — Man hoffte ihn dadurch so zu zerstreuen, daß er Sinn und Neigung für seine geistige Fortbildung verlieren würde, und erreichte einigermaßen solche lichtscheue Zwecke.

Santa Cruz, das erwähnte Landgut des Prinz-Regenten, ist etwa 50 englische Meilen westlich von Rio Janeiro belegen.

Die Reise des Hofes dorthin im Januar 1815 gab Gelegenheit, die brasilianische Natur in ihrer grandiosen Pracht zu bewundern. Ich ritt an der

Seite Dom Pedro's, der damals im 17. Jahre seines Lebens stand, doch schon früh gereift an Geist- und Körperkraft war. Uns folgte sein treuer Neger Cato, begleitet von einem Führer. Wir waren dem Reisezuge des Regenten wohl eine Stunde weit voraufgeritten, und so störte denn nichts die erhabene Großartigkeit dieser ewiggrünen Wildniß, die uns, soweit das Auge reichte, umgab. Die Regenzeit war vorüber und der brasilianische Frühling hatte alle seine zauberischen Reize um uns her entfaltet. Um sich die Wonne dieses Anblicks zu denken, möge man sich an den tropischen Wechsel der Jahreszeiten erinnern *). — Das heiße Klima des Landes wird von regelmäßig wechselnden Land- und Seewinden gemildert; nur während der Mittagszeit strömen glühende Sonnenstrahlen senkrecht vom wolkenlosen glänzendklaren Himmel und Alles sucht Schutz im Schatten der Bäume oder Häuser. Der tropische Sommer fällt bekanntlich in die Jahrszeit unsers Winters. Letz-

---

*) Es ist für folgende Schilderung fast wörtlich ein Artikel über „Brasilien" benutzt, den der Verfasser selbst, unter der Chiffre „B....i" für Herlosson's Damenconversationslexikon geliefert hatte. — So viel, um etwa den Vorwurf eines Plagiats zu beseitigen.

tern aber kennt man dort nicht; zwei Regenzeiten vertreten das Frühjahr und den Winter. Regentropfen, so groß wie Taubeneier, stürzen dann vom Himmel herab und füllen die 50 Fuß tiefen Flußbetten und überschwemmen damit weite Landstrecken von vielen hundert Meilen. Sie sind von den furchtbarsten Gewittern begleitet, die kolossal, wie die ganze amerikanische Natur, den Tag in eine grausige Wolkennacht verwandeln, die im Gegensatz wieder grell erleuchtet wird von den Flammenblitzen des Himmels, der zu brennen scheint. Das Meer kocht und tausend Donnerstimmen erfüllen Tag und Nacht hindurch die Ebenen und Wälder mit ihrem Krachen; wochenlang dauert dieser wilde Kampf empörter Elemente. Aber wenn endlich der Himmel sich aufklärt, die Erde dampft in ihrer feuchten Glühhitze und die ausgetretenen Ströme zurückkehren in ihre tiefen Betten, wenn aus dem Spiegel der Ueberschwemmung eine neuverjüngte Vegetation wieder auftaucht und erst wie Inseln, dann ganze Landstrecken sich erheben: — alsdann werfe man einen Blick auf diese unermeßliche Pflanzenwelt, die nie abzusterben scheint, weil sie sich immer wieder erneut. — Und so war es jetzt der Fall! —

Wie unaussprechlich wunderbar war dort die Farbenpracht der Blumen und Vögel, und doch fehlt ihnen der süßeste Reiz der unsrigen: den Blumen der Duft, den Vögeln der Gesang. — Und welche Vegetation! Man denke sich ein Gewächshaus, dessen durchsichtige Kuppel der unermeßliche, krystallreine Himmelsdom ist. Geblendet vom Glanz desselben senkt sich das Auge auf die Pflanzenwelt eines Urwaldes und findet dort wohl bekannte tropische Pflanzenbildung wieder; aber die Phantasie vermag nicht, sich unsere verkümmerten Kaktusarten, Palmen, Aloen, Mimosen u. a. im hundert-, ja tausendmal vergrößerten Maßstab zu denken; sie faßt nicht die Vorstellung einer so riesigen Wirklichkeit, nicht die Möglichkeit von sechzig Fuß hohen Gräsern, dreißig bis vierzig Fuß hohen Farrnkräutern, von Mimosen, deren zartbefiederte Zweige hoch oben im blauen Aether zu schwimmen scheinen. — Und doch gehören diese Pflanzengattungen noch lange nicht in das Geschlecht der Bäume, welche jene ungeheure Urwaldung bilden, die sich damals noch bis an die Straßen der Stadt Rio de Janeiro herabzog. — Dort sahen wir an zwanzig Arten der schlanken Palme, die mit ihrer Fächerkrone in den höheren Luftregionen

spielte. Ihre Höhe wird fast von der Riesenfeige (**Ficus gigantea**) erreicht, deren Stamm, auf zerklüfteten, zwanzig Fuß hohen Wurzelstämmen ruhend, wie auf kolossalen Elephantenbeinen zu stehen scheint. Erst sechzig Fuß vom Boden beginnen seine Zweige und überschatten die ungeheuren dicken Malven, die Asonien, die wunderlichen Boababs, deren Stamm bei sechsundzwanzig Fuß im Umfange nur eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß erreicht. Wunderschön erhebt dagegen die Platane (**Musa paradisiaca**) ihren funfzig Fuß hohen, glatten Schaft und breitet ihre dreißig Fuß langen, wie Atlas glänzenden Blätter, gleich einem riesigen Sonnenschirm, über die niedere Pflanzenwelt aus. Und welche groteske Pflanzengestalten drängen sich unter ihrem Schattendach empor! Blühende Lianen umstricken den Kaktus, die Euphorbien, die spinnenbeinige Aloe, und ranken sich zu den höchsten Zweigen empor, um diese durch Blumengehänge untereinander zu verbinden. — Der Boden scheint nicht Platz zu haben für diese schwellende Vegetation. Jeder Baumstamm wird eine Welt im Kleinen für hundert Arten von Schmarotzerpflanzen. Ein undurchdringliches Gewebe von Wurzeln und Schlingpflanzen überspinnt tausendjährige,

vermodernde Stämme und bildet Schlupfwinkel für zahllose Reptilien — Schlangen und Eidechsen, die aber alle auf ihrer glatten Haut den Metallglanz der brennenden Farben der Tropenwelt tragen. Der Manglebaum, dessen niederhängende Zweige wieder im Boden Wurzel schlagen und neue schlanke Stämme bilden, bedeckt mit seinen grünen Arcaden die sumpfigen Ufer der Flüsse und bildet dunkle Schattenhallen, die zahllosen Vögeln vom Reihergeschlecht zum Aufenthalt dienen. — Und um das Gemälde zu vollenden, so denke man sich über diese Wunderpracht einen Blumenteppich gebreitet, so farbenreich und glänzend wie ein zartes Märchengebilde; die luftigen Zweige belebt von neugierigen Affen aller Art; Meerkatzen, die an ihren Winkelschwänzen sich von Baum zu Baum weiter schaukeln, goldgrüne kletternde Papageien, das in der Luft schwimmende Prachtgefieder der Paradiesvögel, den leichthin schwirrenden Colibri, der wie ein schwebender Diamant funkelt und sein fadenförmiges Saugschnäbelchen in die Trichterkelche der Blumen taucht; ferner die handgroßen brasilianischen Schmetterlinge mit ihren Goldsammtflügeln, die Smaragdkäfer, die jeden Edelstein an Feuer übertreffen und daher von den Damen des

Landes als Haarschmuck getragen werden. — Und wo aus dem Seespiegel der Ueberschwemmung die verjüngte Pflanzenwelt wieder auftaucht, da blitzt es wie Feuerflammen in der blauen Luft. Das sind die rothen Flamingos, die sich an der Grenze der zurückweichenden Gewässer niederlassen, umgeben von den prächtigen Federbuschreihern, von einer Ibisart und dem ganzen storchbeinigen Geschlecht bis zum kleinsten Strandläufer herab, welche die Wasserschlangen, Gewürme, Eidechsen und kleinen Fische zu vertilgen suchen. In den Savannen der weiten Grasebenen weiden unzählbare Heerden von halbwilden Pferden und Rindern, und in den Wäldern wohnen Schwärme wilder Waldbienen, die den trefflichsten Honig im Ueberfluß liefern — — Aber dieser Lichtseite der brasilianischen Naturherrlichkeit stehen die Schrecken ihrer Schatten gegenüber. Im Dickicht lauert die blutgierige Unze, im Röhricht schleicht die Boa (**Boa constrictor**), deren ungeheurer Rachen den jungen Stier zu verschlingen vermag; unter dem Wurzelgeflecht raschelt die Klapperschlange, oder die Brillenschlange schießt ihre giftigen Blitze; in den Fluthen der Ströme, die man durchwadet, lauert der Kaiman, oder das südamerikanische Krokodil (Alligator), und in den himmel-

blauen Meerbusen verschlingt der Hai die Badenden. Die Kühle des Abends und der feuchte Duft lauwärmer Nächte wird von Miriaden schwärmender Mosquitos vergiftet, und zahllose Arten von Stechfliegen, Skorpione und Sandflöhe, die ihre Eier und Larven unter die Haut der Füße legen und dort die gefährlichsten Entzündungen erregen; der Guineawurm, der sich unter die Haut zieht und zwischen die Flechsen einrollt, und viele andre dieser gefährlichen Landplagen — vereinigen sich zu der Qual derselben. Tausendfüßige Gewürme, riesige Ameisen, deren Hügel Indianerhütten gleichen, und blutsaugende Vampyre gehören zu den Qualen dieses schönen Landes, dessen tropische Fieber am meisten die Fremdlinge hinwegraffen. — In den Wäldern lauern wilde Indianer (Indios bravos), als: die Botocuden mit den durchstochenen Ohren und Lippen, die jagdliebenden Puris, die Crompos und viele andere Indianerstämme. —

Die freien Urbewohner dieser unermeßlichen Waldregionen, welche die Eroberer wie Wild mit Hunden hetzten, um sie zu Sklaven zu machen oder zu Tausenden in den Bergwerken oder sumpfigen Pflanzungen umkommen zu lassen, waren durch Pombal für freie Menschen erklärt, und dadurch

war schon einige Civilisation und freundlicher Verkehr mit den Brasilianern unter diese Wilden gekommen, als der Regent Dom João VI. das schmähliche Gesetz erließ, kraft dessen jeder Indianer auf zehn Jahre als Sklave verkauft werden dürfe. —

Dom Pedro äußerte sich darüber mit dem tiefsten Unwillen, als wir eine Botocudenfamilie im dichtesten Urwalde erblickten, und ich ihm von dieser Verordnung sagte, die er noch nicht kannte.

Unvergeßlich bleiben mir seine Worte: «Nur in der Freiheit gedeiht der Mensch. Die Sklavenfessel — sei es Kette oder Geistesdruck — vernichtet seine Würde als Mensch und hemmt jedes Erwachen der Civilisation. — O wie viel wird es dereinst hier noch aufzuräumen und an Mißbräuchen abzustellen geben, ehe Brasilien den Wohlstand erreicht, zu dem es durch seine Lage und Naturkraft berechtigt ist!» —

Man hörte es an seinen, oft sententiösen Aeußerungen, daß er mit Nachdenken und gesundem Urtheil Filangieri's sieben Bücher: **La Scienza della Legislazione**, studirt hatte. Nie hat ein junger Thronfolger trefflichere Grundsätze geäußert und schönere Vorsätze gehegt für die Beglückung

eines Volks, das die Vorsehung einst seiner Obhut anvertrauen würde — nie sind sie weniger in Erfüllung gegangen!

Es lag ein leidenschaftliches Element in seinem Wesen, das jetzt noch schlummerte, aber sich doch schon nicht selten durch ein zu rasches Handeln und zu unbedachte Aeußerungen verrieth. Auch in seiner Bildung und seinen Kenntnissen blieb immer viel Unvollendetes — selbst noch einige Rohheit, und aus dieser seltsamen Charaktermischung und dem unterbrochenen Gange seiner Bildung erklärt sich so mancher scheinbare Widerspruch in seinem spätern Handeln, so manches Verfehlte in seinen edelsten und kühnsten Unternehmungen.

Die paradiesische Schönheit dieses von Menschenhand noch nicht entweihten Urbodens der Natur erfüllte ihn mit Entzücken, aber auch mit Riesenplänen für die Urbarmachung desselben — Colonisten aus Deutschland und der Schweiz sollten zu Hunderttausenden herübergezogen werden. Von ihm rührten die Colonisationspläne her, die später so unglücklichen Ausgang hatten — die Colonie Neufreiburg, die der Regent begründete, indem er durch Emissaire Hunderte von Schweizerfamilien zur Uebersiedelung verleiten ließ und dann treulosen

Beamten überließ, welche diese heimathlos gemachten Familien in das gräßlichste Elend stürzten. — Man hatte, beiläufig gesagt, um ihnen die Glückseligkeit ihrer heimathlichen Berge wiederzugeben, sie nicht in einer fruchtbaren Ebene ansiedeln wollen, sondern ihre Colonie auf völlig unwirthbare, mit Urwald und Kaktusgesträuch bedeckte Berge angelegt, dort hatte man ihnen Häuser gebaut und Vieh gegeben, aber es gab keine Weide, keine Communication durch die Wildniß nach der Stadt, kein Brotkorn, keinen urbar zu machenden Boden — — Doch wohin gerathe ich? — Es ist dieses nur ein Pinselstrich für das traurige Bild des Verkehrten und Verfehlten, das wie ein Fluch auf Portugal und Brasilien lastet und in Unheil verwandelt, was auch mit dem edelsten Willen und der herrlichsten Kraft begonnen wurde.

Man denke sich diese Straße von Rio nach Santa Cruz nur als einen schmalen Maulthierpfad, mit Baumstämmen belegt, der jedoch jedesmal, wenn der Hof sich dorthin begeben wollte, durch Schaaren von voraufgesendeten Negersklaven erst von Schlingkraut

gereinigt und gebessert werden mußte, um für die königlichen Wagen fahrbar zu werden.

So ging die Straße erst durch Coatumbi, das damals noch ein kleines Dorf am Rande eines Sumpfes belegen war, seitdem aber mit der Stadt verbunden ist, nach einem nicht größern Dorfe, Namens Mata-Porcos, mit einer Capelle und einer Fahne des heiligen Geistes. Diese besteht aus einem hohen Mastbaume, der angestrichen ist und ein Brett trägt, worauf eine weiße Taube mit einem Strahlenkranz umgeben. Drei Knaben mit rothen Röcken und goldpapiernen Kronen, die heiligen drei Könige vorstellend, empfingen hier Almosen, indem sie uns im Namen des heiligen Geistes eine weiße Taube zum Kuß vorhielten. Der Prinz-Regent und der ganze Hof stiegen hier aus den Wagen und von den Maulthieren, und knieten nieder, ihre Andacht zu verrichten. Dom Pedro dagegen ritt vorüber und sagte unwillig zu mir: «Diese geistliche Bettelei wird auch aufhören müssen, wenn ich einmal zur Regierung komme. Die geistlichen Müssiggänger in den Klöstern zehren am Mark des Landes, ohne das Geringste für die Production zu thun; sie hemmen jeden Fortschritt der Aufklärung, weil sie nur im Trüben fischen können.

Bei Mata-Porcos führt die Straße nach Santa Cruz zur Rechten ab, vor einigen großen und schönen Häusern vorbei, über den Rio Comprido, welcher jetzt so klein war, daß wir durch die Furth reiten konnten, aber zur Regenzeit so anschwillt, daß er zum reißenden und verheerenden Strom wird.

Weiterhin gelangten wir zu dem Quintal von Boa-Vista, einem Lustschloß des Regenten, welches ein reicher Kaufmann von Rio de Janeiro kurz vor der Ankunft des Hofes hatte erbauen lassen, und seit Kurzem demselben auf eine feine Weise zum Geschenk gemacht hatte. Auch dieses Lusthaus ist ein merkwürdiges Beispiel des portugiesischen Ungeschmacks, welcher auch auf alle neue Anlagen und Gebäude in Rio de Janeiro übergegangen war. Es liegt etwas seitab von der Straße auf einer Anhöhe, welche die reizendste Aussicht über die Bai und den Hafen gewährt. Auch die Stadt und die nördlichen Gebirge, so wie die von Gambra, und unmittelbar im Vordergrunde die reizenden Ebene von Mata-Porcos — überschaut man von dort. Diese letztere war damals noch eine Wildniß — Morast und Urwald — jetzt enthält sie die üppigsten Pflanzungen von Caffeebäumen,

Bananen, Mimosen und eine in der Sonne unbeschreiblich glänzende Blumenpracht. — Das Lustschloß von Boa-Vista ist klein und schlecht eingerichtet und noch ärmlicher meublirt, doch hat es die Annehmlichkeit einer um drei Seiten herumgehenden offenen Veranda oder Colonnade mit Glasfenstern, dazu aber ein zum Geschmack des Ganzen durchaus nicht passendes Portal, welches der Herzog von Northumberland dem Regenten geschenkt hatte.

Auch die seitdem angebaute Ebene Pedregulho war damals noch der wildeste Urwald, durch welchen ein schmaler Knüppeldamm führte, kaum breit genug für einige Maulthiere, mit vermoderten oder aus ihrer Lage gerückten Baumstämmen. Einige Hundert Neger waren noch beschäftigt, sie einigermaßen fahrbar zu machen. — Seitdem ist dieser Wald niedergebrannt — die gewöhnliche Methode der Urbarmachung — und in Felder getheilt, die mit den dichtesten Hecken eingefaßt sind, und das weiße Gemäuer reizend belegener Facenden (Pachtgüter) oder die Rohrhütten der Negersklaven schimmern durch das dunkle Grün der Pflanzungen.

Dieser Anbau einer so fruchtbaren Gegend war später der Erfolg von Dom Pedro's zweckmäßigen

Verfügungen; jetzt aber, indem er durch die Wildniß ritt, entwarf er die großartigsten Pläne dazu. Ich war erstaunt über die hydraulischen Kenntnisse, die er entwickelte, als er von der Entwässerung dieser Moräste sprach. Alles, was er projectirte, hatte den grandiosen Charakter des Genies und verrieth eine Begeisterung für alles Erhabene und Schöne, die zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigte.

So ging es denn weiter durch diese ungeheure Wildniß, in welcher nur erst einzelne Ruhepunkte wie kleine Oasen in der großen Wüste angebaut waren. Es waren erst die Anfänge einer Civilisation, die sich in den fruchtbaren Wildnissen dieses so reichbegabten Landes, in den unermeßlichen wellenförmigen Ebenen verloren hatten. Wir mußten Ströme durchwaden, als: den Maricana und Rio Faria, und eine Menge kleinerer Waldbäche, die in ihren tiefen Betten jetzt nur noch wenig Wasser führten, aber weit ringsumher entwurzelte Riesenbäume und aufgewühltes Erdreich als Spuren ihrer Verwüstung während der Regenzeit zurückgelassen hatten.

Und doch bildet diese, oft nur mit Lebensgefahr zu passirende Straße, auf welcher nicht selten die

beladenen Maulthiere im Morast versinken, oder die gewandtesten Pferde zwischen den Knüppeldämmen die Beine brechen, den Verbindungsweg mit den bedeutendsten Provinzen Brasiliens. Bei der Venda grande — einer Caravanserei, in welcher, außer einem Heerde für die Reisenden und der offenen Veranda für die Maulthiere, nicht das geringste Gastliche zu finden ist — treffen die Maulthierzüge zusammen, die rechts aus dem reichen Gold- und Diamantendistrict von Minas Geraes und links aus der schönen Provinz Sanct Paul, mit ihren Eisenbergwerken, die reichsten Producte heranführen.

Diese Venda war zwar nur sieben Legoas von Rio Janeiro belegen; aber die schlechte Beschaffenheit der Straße ließ dem Hofe kaum eine andere Wahl, als hier zu übernachten — ein trauriger Aufenthalt für den Beherrscher eines so ungeheuren Reichs.

Die Venda war, als Dom Pedro, dem Reisezuge des Regenten vorauseilend, hier ankam, mit lärmenden Negern und schweigsamen Arrieiros*) —

*) Maulthiertreibern.

die sich in ihren Ponche*) gehüllt hatten — belebt. Die ganze Veranda, oder der Schuppen außerhalb des Hauses, war mit Waarenballen angefüllt. Reiche Mineiros aus Minas Geraes und Viehhändler aus Sanct Paul lagen hier mit Weibern und Kindern, welche die Gelegenheit benutzten, mit einer der reichen Maulthiercaravanen nach Rio zu reisen, Alles bunt durcheinander. Zigeuner trieben dazwischen ihr geheimnißvolles Wesen; auf dem Heerde flammten Feuer, an welchen große Fleischstücke an hölzernen Spießen gebraten wurden, und draußen war ein Stier geschlachtet, von welchem Jeder nach Belieben sich ein Stück abschnitt, während der Eigenthümer nur die Haut zu sichern suchte — denn das Fleisch dieser halbwilden, meistens abgemagerten Stiere, die aus entfernten Provinzen nach der Stadt getrieben werden, hat weder dort, wo es kaum genießbar ist, noch auf den weiten Savannen am Fuße der Anden, wo es Hunderttausende giebt, einigen Werth. — In den nächsten Umgebungen der Veranda sahen wir eine

---

*) Eine lange Decke, worein in der Mitte ein Loch geschnitten ist, um den Kopf durchzustecken, die als Mantel und Bett dient.

Menge Rinder, Maulthiere und Pferde weiden, die zu den Reisezügen gehörten, welche bestimmt waren, nach Rio zu gehen.

Kaum war es dem Prinzen möglich, ein Plätzchen zu finden, wohin er für die schon heranbrechende Nacht sein Haupt legen konnte, und doch wollte er nicht sich zu erkennen geben, um nicht Störungen zu veranlassen, oder sklavische Huldigungen, die ihm in seiner jetzigen Stimmung nur lästig sein mußten, empfangen zu müssen. Er hoffte, daß der Hof schon in dem Quintal de Boa-Vista übernachten werde, und ergötzte sich daran, dieses bewegte Treiben eines solchen nomadisirenden Reiselebens aus der Nähe zu beobachten. — Indeß bald darauf kam ein Detachement Soldaten, auf schlechten unbeschlagenen Pferden reitend, an. Der Officier trat in das offene Thor der Venda und rief mit lauter Stimme: «Auf Befehl Seiner Hoheit des Prinz-Regenten, im Namen de Sua Majestade fidelissima, der Königin: Alle, die sich hier befinden, werden sich augenblicklich entfernen, denn der Hof wird hier übernachten. Alle vorhandene Lebensmittel werden für den Hof requirirt!» —

Man kann sich denken, welche grenzenlose Ver-

wirrung in diesem Augenblick entstand. Der Uebermuth der Soldaten theilte Kolbenstöße aus, obgleich Jeder sich beeilte, in angeborener Unterwürfigkeit den Befehlen des Regenten ungesäumt Folge zu leisten. Man wagte kaum zu murren, aber Alles stürzte übereinander her.

«Das ist zu arg» — rief Dom Pedro aufspringend, entriß einem Arrieiro den langen Stock und schlug damit auf den Officier und die Soldaten, die jetzt voll Schrecken den Prinzen erkannten und auf ihre Kniee fielen. — Der Ruf: «Dom Pedro!» ertönte durch die Halle und Alles sank auf die Kniee, und das Gemurmel: «Gott segne Dom Pedro, unsern geliebten Infanten,» lief durch die Menge. —

Es war in der That ein feierlicher Augenblick — diese allgemeine Huldigung eines im Volke beliebten Prinzen, der sich eben neue Ansprüche auf dessen Liebe erwarb, indem er sich bemühte, die Despotie der Beamten seines Vaters zu mildern. Die Nothwendigkeit, die Venda dem Hofe einzuräumen, ließ sich freilich nicht umgehen; indeß gelang es Dom Pedro, einige Ordnung in dieses traurige Geschäft zu bringen, und er litt nicht, daß irgend einem Privatmann das Geringste genommen wurde.

Die dunkelste Nacht folgt im Süden der ein

brechenden Dämmerung so schnell, daß an ein Weiterziehen der ohnehin ermüdeten Maulthiercaravanen noch an diesem Abend nicht zu denken war. Indeß sind Reisende dieser Art auf ein Uebernachten im Walde eingerichtet. Sie knüpfen ihre Hangematten an Baumzweige, hoch genug, um von den Mosquitoschwärmen und giftigen Schlangen und den niedrigziehenden Nebeldünsten nicht erreicht werden zu können, oder sie lagern sich um ungeheure Feuer, welche dieselben Plagen des heißen Klima nicht herankommen lassen, und schlafen dort besser als oft Prinzen auf dem Seidenpfühl.

Schon war es dunkel geworden und die weißen Riesenstämme im dunklen Urwalde waren von den Flammen der zahllosen Feuer der Reisenden erhellt. Schwarze Schattengestalten erschienen vor dem Feuergrunde und verschwanden wieder. Neger, Mulatten und Creolen von dunkler Hautfarbe, dazwischen gelbe Zigeuner, abenteuerliche Gestalten, Pferde und Maulthiere, Weiber und Kinder und rothhäutige Indianer — hier Gesang und Tanz der Neger — dort eine schmelzende Modinha zum Klange der Mandoline gesungen — zwischendurch Gerufe und Geschrei, Wiehern und Stampfen der Pferde, und in

der dunklen Höhe das Gekreisch der Affen und Papageien, die aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben wurden — in der Ferne das Gebrüll wilder Stiere und das bellende Geheul der Unze — Alles untermischt mit dem Prasseln der Flamme, die hier und da schon in den Wald hineinleckte und die harzigen Schlingpflanzen oder balsamgebenden Mimosen ergriff, ohne den im vollen Safte stehenden Gräsern und übrigen Bäumen das Mindeste schaden zu können — das gab ein Bild, dessen wild romantische Schönheit sich nicht beschreiben läßt.

Und doch sollte die Scene noch belebter werden. Von Zeit zu Zeit waren königliche Courriere gekommen und hatten das Nahen des Reisezuges vom Hofe verkündet. Bald hieß es, der Wagen des Regenten sei gebrochen — bald — Maulthiere seien gestürzt oder im Schlamm versunken. Endlich erschallte von fernher Trommeln und Pfeifen, mit Trompetenstößen untermischt. — «Der Regent!» rief Einer dem Andern zu. Alles verließ die Lagerstellen und drängte sich heran. Ein Flammenstrom schien sich zu nahen — in der That war es ein prachtvoller Anblick. — An fünfhundert Hofbediente und Neger trugen Fackeln, die von Kampher- und Gummibäumen aus den Alles umringen-

den Waldungen gehauen waren und so hell brannten wie Wachskerzen. Reiter und Fußgänger ohne Zahl umgaben die Wagen von allen Größen und Formen, die, meist von Stieren gezogen, einige auch mit Maulthieren bespannt, den seltsamsten Anblick darboten.

In der Mitte des dichtesten Gewühls der heranziehenden Menschenhaufen sah man die wunderliche Figur eines kleinen gepuderten Mannes im veilchenblauen Sammetkleide, mit dem Stern von Diamanten behängt — auf einem Lehnsessel, welchen Neger an Stangen befestigt trugen, sich festhalten. An dem bleichen angstvollen Gesicht mit der hangenden Unterlippe erkannte man sogleich den Prinz-Regenten, der von Dom Pedro ehrfurchtsvoll am Thore der Venda empfangen wurde, während Alles umher niederkniete. Erschöpft stützte er sich auf zwei Kammerherren, reichte links und rechts die Hand zum Kuß, verwünschte die Reise und die grundlose Straße und ließ sich in das Innere der Venda führen, wohin nur die Mitglieder der königlichen Familie und die höchsten Hofbeamten ihm folgen durften — die Uebrigen mußten draußen unter dem Schirmdache der Veranda oder im Freien übernachten, wie es eben gehen wollte. Mit un-

geheurer Geschäftigkeit rannte Alles durcheinander. Der Regent hatte zu trinken verlangt. Man hatte Weine von den feinsten Sorten; aber die Gläser vergessen. Er wollte essen; die feinsten Doces, oder Eingemachtes und Confituren, aus dem Annunciaden-Kloster waren mitgenommen; aber es fehlte an Brot, und an das brasilianische Maniok-Mehl, das im Allgemeinen statt des Brots genossen wird, hatten sich der Regent und dessen Gefolge noch nicht gewöhnen können. — Dann fehlten wieder Betten zum Lager. Kurz, es war eine Verwirrung und Unordnung, die keiner Beschreibung fähig ist.

Die Venda glich im Innern einer Scheune, deren dunkle Räume bis an die schwarz geräucherten Dachsparren durch die Herdflammen flakkernd erleuchtet waren. Der Herd, etwa einen Fuß hoch über dem Boden, befand sich am obern Ende dieses Raums, der Eingangsthür gegenüber. Dort saß der Regent auf einem Lehnstuhle, an seiner Seite die Regentin Donna Carlotta auf einem Klotz, der durch eine Draperie in einen Königssitz verwandelt war. — An beiden Seiten, doch etwas zurück, standen die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie und im Halbkreise die Oberhof-

beamten nach ihrem Range geordnet. Der Regent empfing den feierlichen Handkuß mit Kniebeugung von den Vornehmsten seines Hofes, während Arrieiros einige hochbepackte Maulthiere mit den Kostbarkeiten des Monarchen in das offene Thor der Venda hereintrieben und hinter der Pfeilerreihe an der Seite abluden. — Unter solchen Umgebungen die feierliche Etiquette, die mit Orden geschmückten Herren, die gestickten Hofkleider und galonnirten Livreen — die steife Haltung dort, und das bewegte Leben hier — das Alles bildete einen Contrast so barock und seltsam, wie die ausschweifendste Phantasie kaum irgendwo sich vorstellen könnte. —

Unter den Nahenden, um die Gnade des Beijamão zu empfangen, befanden sich zwei verschleierte Frauengestalten. Sie kamen nicht so nahe heran, um die Hand des Prinz-Regenten erreichen zu können. Dort knieten sie nieder. Beide waren schwarz gekleidet, mit schwarzen dichtgewebten Schleiern. Anstand und Kostbarkeit der Stoffe und des Perlenschmucks ließen auf den hohen Rang der Nahenden schließen. Die Eine war eine hohe, doch schon gereiftere Frauengestalt, die Andere zart und etwas

kleiner, auffallend durch ein wunderschönes blondes Haar, von welchem einige Locken sich unter dem Spitzengewebe hervorgeschlichen hatten. — Indem sie niederknieten, warfen beide ihre Schleier mit einer leichten Handbewegung zur Seite und zwei schöne weibliche Angesichter erschienen unter der leichten Hülle, von Lichtstreifen der Herdflammen erhellt — das eine mehr brünett mit schwarzem Haar und dunklen Augen, das andere vom feinsten weißen Teint und blauäugig — beide so geisterhaft bleich und ernst, daß man sich eines geheimen Grauens nicht erwehren konnte; — erst an der Erhebung eines seltenen Rosenkranzes mit dem goldnen Kreuz, welches die Aeltere von Beiden dem Regenten vor Augen hielt — erkannte ich sie — aber wie verändert — wie hatten Leiden diese schönen Züge gebleicht! — Die Jüngere von Beiden hatte Dom Pedro erkannt — er wurde bleich — sie roth. Ein Aufschlag ihrer Augen hatte seinen strahlenden Blicken begegnet. — Es ist unmöglich, sich eine reizendere Verwirrung zu denken, als dieses gegenseitige Erkennen auf den seelenvollen Zügen des jungen Mädchens hervorgebracht hatte; sie schlug die Augen nieder — ein geistiges Lächeln zuckte über ihre feinen Lippen — ein Rosenhauch

der süßesten Aufregung wechselte mit dem Erbleichen einer unbeschreiblichen Befangenheit. Dom Pedro bebte; sein Herz klopfte hörbar; er stand im Begriff, eine Unbesonnenheit zu begehen, und alle seine wieder erwachenden Gefühle für die liebliche Mariaquinha zu verrathen. Allein die Macht der Gewohnheit einer strengen Etiquette war zu groß. Er bekämpfte seine Empfindungen und stand nun wie eine Bildsäule, während sein Vater, der Prinz-Regent, die Gräfin anredete.

«Warum verfolgen Sie Uns, Donna Condeça» — sprach er so halblaut und tonlos, wie es seine Art zu reden war — «haben Wir nicht Befehl gegeben, Ihren Gemahl in Freiheit zu setzen — wie? — kann man mehr thun, als Gefangene begnadigen? **Para Deus!** die Donna verlangt wohl, daß Wir ihm die Hand küssen und ihn um Verzeihung bitten sollen — wie?» —

«Mein Gemahl, der Graf von Lavradio,» entgegnete die Dame mit Ruhe und Würde, «war allerdings auf Ew. Majestät Befehl in Freiheit gesetzt — doch mit dem Zusatz, sich nach Minas Geraes zu begeben und den öden Diamantendistrict bei Todesstrafe nicht zu verlassen.»

«Wer hat den Zusatz gemacht?» — rief der Regent sich umsehend. —

Alles schwieg.

«Jacobiner sind gefährlich» — sprach die Regentin — «und die Rache dieses Menschen bedrohte das Leben meines hohen Herrn und Gemahls — der Befehl also .....»

«Ist ein Product Ihrer Intriguen — Madame!» — sprach er halblaut, aber im Ton einer bittern Verstimmung.

«Die zärtlichste Besorgniß .....»

«Man kennt das. — Augenblicklich soll der arme Graf an Unsern Hof berufen werden, und Sie, Donna Condeça — bleiben bei Uns, um Uns von Zeit zu Zeit an Unser Wort zu erinnern — Wir autorisiren Sie ausdrücklich dazu.»

Die Regentin Donna Carlotta schnupfte heftig aus ihrer ledernen Seitentasche, warf einen stechenden Blick auf die Gräfin, die sich erhob und nahte, um die Hand der Regentin mit einer neuen Kniebeugung zu küssen; sie grollte einige Worte zwischen den Zähnen, die fast klangen wie: Gift oder Dolch! — Kaum aber hatte die Gräfin sich einige Schritte zurückgezogen, so trat ein hoher hagerer Mönch im braunen Capuzinergewande an dieselbe heran —

und sagte halblaut, aber mit einem tiefen Ernst zu ihr: «Folgen Sie mir, Schwester — nur Geheimniß rettet Ihr Leben.» — Alsbald verschwanden Beide, von einem bewaffneten Neger gefolgt.

Sobald die Ceremonie des Beijamão beendigt war, flüsterte die Regentin ihrem vertrauten Leibarzt zu: «Sie muß sterben — er auch — das Kind ins Kloster — so will ich's, bei meiner allerhöchsten Ungnade!» —

«Dom Pedro eilte, die beiden Damen aufzusuchen, welchen diese Drohung zu gelten schien — aber es war unmöglich, sie zu finden. Er irrte bis am hellen Morgen um die Lagerfeuer der Schlafenden her, schaute in jede Hangematte, die er erreichen konnte — suchte in der Veranda — in der Venda — im Urwalde — kurz überall, wo es nur denkbar war, sie zu finden. Endlich vernahm er das Gerücht, daß in der Nacht eine Maulthiersänfte mit zwei Damen, gefolgt von einem Capuzinermönch und einem Negerdiener auf Maulthieren reitend, mit Fackeln die Straße von San Paulo eingeschlagen hätten. — Gleich darauf schwang er sich zu Pferde und ich mußte ihn begleiten. Mit dem anbrechenden Morgen befanden wir uns auf derselben Straße, die an Santa Cruz

vorüber nach der genannten Provinz führt. Die grundlose Beschaffenheit des Weges gestattete nicht, so zu eilen, wie es Dom Pedro's feurige Ungeduld gewünscht hätte.

Die Straße wand sich um den Fuß kleiner waldiger Hügel bis zu den baumlosen Ebenen, die Campinhos genannt werden. Sie bestehen offenbar, ihrer sandigen Beschaffenheit nach, aus dem Meeresgrund einer seit Jahrhunderten trocken liegenden Bucht; selbst der Name eines kleinen Dorfs auf einer in diese Ebenen hineinragenden grünen Landzunge: Jacarepuá (von Jacaré, Krokodil) verräth dergleichen.

Zu Pedreiros — einem einsamen Hause in dieser wilden Gegend — trafen wir einige Schweden an, die nach San Paulo wandern wollten, um dort die reichen Eisenbergwerke zu bearbeiten. — Leider erfuhren wir später, daß die ganze Unternehmung mißlungen war, weil der von der Regierung durch Intriguen und Connexionen angestellte Oberbeamte nichts von der Sache versteht; ungeachtet die Eisenerze so reichhaltig sind, daß sie 95 Procent Eisen enthalten, und man daher sagen kann, daß Brasilien ganze Eisenberge enthalte, waren doch alle Anstalten, dieses reiche Material zu benutzen, so schlecht,

daß Brasilien damals noch schwedisches Eisen einführen mußte. Nach der Politik der Colonialverwaltung war es früher nicht erlaubt worden, die reichen Eisenerze zu benutzen — Brasilien sollte der Krone Portugal nur Gold und Diamanten liefern.

Dom Pedro hatte indeß jetzt weder Lust noch Zeit, sich in metallurgische Conversation einzulassen. Er erkundigte sich nur rasch und drängend, ob man keine Maulthiersänfte mit zwei Damen, gefolgt von einem Mönch und einem Neger, habe vorüberziehen gesehen, und als Jene Solches bestätigten und hinzufügten, kaum vor einer Stunde wären sie eilfertig vorübergezogen, in der Richtung von Santa Cruz, auf dem Wege nach San Pauolo hin, gab Dom Pedro seinem raschen Pferde augenblicklich die Sporen, so daß es dem meinigen unmöglich wurde, ihm zu folgen.

Einige Meilen weiterhin erhebt sich die einsame Kirche San Antonio de Lameron auf dem Gipfel eines nicht sehr steilen Berges.

Die Lage dieses Gotteshauses ist mehr idyllisch als romantisch. Der ungeheure Urwald ist hier verschwunden, niederes Blumengebüsch und ein Bo=

den mit blühenden Iris bedeckt geben dieser Gegend einen paradiesischen Charakter. Die unabsehbare Ebene von Santa Cruz eröffnet hier ein weites, von blaugrünen Waldhöhen umgebenes Amphitheater, auf welchem zahllose Rinderheerden und Rudel wilder Pferde weiden. Einzelne Hirten zu Pferde mit hohen Lanzen halten dort unbeweglich oder setzen sich plötzlich in Galopp, ein zu schlachtendes Thier mit dem **Lasso** *) zu fangen — in der Ferne glänzte das Meer wie ein Silberstreif am Horizont. Ueber das Ganze war der Zauber eines glänzendblauen Himmelsdomes ausgegossen. Die klare Luft ließ auch das Entfernteste, zwar wunderbar verkleinert, aber in den zartesten, reinsten Umrissen erblicken.

Unter andern Umständen würde dieses entzückende Panorama Dom Pedro mit der Macht der Poesie angezogen haben; jetzt aber hatten seine Augen ein andres Ziel entdeckt. Auf der Höhe vor dem Eingange der Kirche hielt eine Maulthiersänfte, und ein Neger ließ dort zwei gesattelte Muli auf dem Blumenboden weiden. —

*) Die an 50 Fuß lange Schlinge, welche die südamerikanischen Piãos so geschickt zu werfen wissen, daß sie damit jedes Thier, das sie erreichen wollen, fangen.

«Da sind sie» — rief er lebhaft aus, sprengte mit der letzten Kraft seines Pferdes den Berg hinan und trat in die Kirche. —

In dem kleinen, von Baumstämmen errichteten Gotteshause, das einst die Jesuiten zur Bekehrung der Indianer in diese einsame Gegend erbaut hatten, erhoben sich zwei schwarzgekleidete verschleierte weibliche Gestalten vom Gebet auf den Stufen des Altars. Der hohläugige Mönch hatte ihnen so eben die Messe gelesen. Das Innere der Kirche war mit Heiligenbildern und Kränzen von Knittergold ausgeschmückt, wie das brasilianische Sitte ist. Gliedmaßen von Wachs und Votivlampen hingen als Weihgeschenke frommer Gemüther vor der Nische, in welcher ein altes Madonnenbild, in verwitterte Seidenstoffe gekleidet, als Mirakelbild verehrt wird. — Der einsiedlerische Mönch, der in einer Seitencapelle wohnt, versieht den Dienst bei diesem Heiligenbilde. Jetzt stand seine ehrwürdige gebeugte Greisengestalt in der offenen Thür der Capelle und streckte seine segnende Hand schwebend aus über die Häupter der beiden vor ihm niederknieenden Frauen. Es war ein feierlicher Moment, eine fromme Weihe des Glaubens, die Dom Pedro durch sein rasches Eintreten unterbrach. —

Kaum hatten jene Beiden ihn erblickt und erkannt, so erhoben sie sich, um ihm entgegenzugehen und dem Infanten mit einer Kniebeugung ihre Huldigung darzubringen. Mariaquinha aber war so ergriffen, daß sie bebte wie ein zartes Mimosenblatt im Mondlichte. Sie drückte ihre Hand ans Herz und lehnte sich mit der Stirn auf die Schulter ihrer Mutter, die sie umfaßte. So in dieser Verwirrung waren sie einige Augenblicke stehen geblieben, während Dom Pedro rasch herangetreten und vor der schönen Gruppe auf ein Knie niedergesunken war. Ehe sie es hindern konnte, hatte er die herabhängende weiße Hand des liebreizenden Mädchens ergriffen und an seine heißen Lippen gedrückt. Mit dem raschen Feuer, das ihm eigen war, erhöht durch den romantischen Reiz dieser Scene und durch die Gluth der ersten Liebe, die wie ein Flammenstrom eine so feurige Seele durchdringen mußte, rief er: «Endlich, Du Engel des Himmels, habe ich Dich wieder! In der schrecklichsten Trennung sind Jahre auf Jahre vergangen; Du warst das Ideal meiner Jugend, die Wonne meiner Seele — Dein süßes Bild hat mich im Wachen und Träumen begleitet — nun erst habe ich gefühlt, daß ich Dich liebe. — O

Wonne — o Himmel — keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen! — O süße himmlische Geliebte, sei Du die Meinige!» —

«Aber mein Prinz!» — rief die Condeça gepreßt, während sie ihr geliebtes Kind fester an sich drückte, das am mütterlichen Herzen Schutz suchte gegen die eigene Leidenschaft und weinte, indem sie in der süßesten Verwirrung dem geliebten Dränger die zarte Hand überließ, die dieser in Thränen und Küssen badete. Aber ein Zucken ihrer Finger, ein Druck ihrer Hand, der ihm wie ein elektrischer Funke durch alle Nerven bebte, verrieth ihm ihre Gegenliebe.

Nun aber war kein Halten mehr: «Beim Himmel» — rief er aufspringend und umschlang sie — «Du liebst mich — ich heiße Pedro, wie mein großer Vorfahr — seine romantische Liebe zu Inez de Castro soll sich hier wiederholen — Brasilien soll, wie einst Portugal, einen Königssohn sehen, der für seine Liebe Alles opfert — Inez — Maria — willst Du dem Glück Deines Pedro Dein Leben weihen? — Sieh hier — Priester sind zur Hand, uns heimlich zu verbinden — eine Quinta im Urwalde wird unser süßes Geheimniß bergen — o Maria....»

Die Macht des Gefühls erstickte seine Stimme — willenlos war sie in seine Arme gesunken, ihr Kopf hing auf seiner Schulter — sie hatte keine Kraft weiter, als mit einem entzückenden Lächeln und schwimmenden Augen ihn anzublicken; aber nur wenige Secunden ließ der Sturmdrang seiner Gefühle sich zurückhalten, er bedeckte ihren Mund mit Küssen und unterbrach die wonnige Vereinigung ihrer Lippen nur durch Schwüre und Betheuerungen seiner ewigen Liebe. — Das so bestürmte junge Mädchen war ohne Kraft, den geliebten Jüngling von sich abzuwehren — ohne Entschlossenheit, ihm ohne den Segen ihrer Mutter ihr ganzes Dasein zu weihen. Mit einem flehenden Blick reichte sie ihr die Hand, während sie seine stürmische Zärtlichkeit mehr duldete als erwiederte.

Jetzt erst vermochte sich die Condeça von ihrer Ueberraschung zu erholen.

«**Altezza!**» — rief sie — «Ihr Vater hat mich meines Gatten beraubt, Ihre Mutter stellt meinem Leben nach, und Sie wollen mich meines Kindes berauben?»

«Ich will es bereichern mit allen Schätzen Brasiliens und Portugals — will sein Dasein schmücken mit allen Rosen der Liebe; will diesen

Engel des Himmels anflehen, sich herabzulassen, um einst Königin meiner Staaten zu werden — **o Madonna** — der Erbe dreier Kronen würde sich glücklich schätzen, der Sklave dieser Himmelskönigin zu werden. — Nur eine kurze Dauer des Geheimnisses und dann voller Glanz der Oeffentlichkeit unserer Verbindung. — Die Grundgesetze von Lamego gestatten ....»

«O mein Prinz» — unterbrach ihn die Condeça schmerzlich mit gerungenen Händen — «die überspanntesten Gefühle sind nicht die dauerndsten — bedenken Sie das — Und wenn Alles gelänge, welche Reue würde über Sie kommen, welche Zurücksetzung über mein armes Kind, dem Sie dann die Blüthe ihres Lebens gebrochen hätten — Sie würden sie verstoßen und damit ihr das Herz brechen — dieser unglücklichen Tochter so unglückseliger Eltern.» —

Statt aller Antwort hob Dom Pedro das auf seiner Brust ruhende Antlitz des lieblichen jungen Mädchens so weit, daß er ihr ins dunkelblaue Auge schauen konnte. —

«**O minha meninha!**» — mein süßes Mädchen — rief er mit dem bezaubernden Wohllaut der portugiesischen Sprache, wenn sie zärtlich schmei-

chelnd sich ausdrückt — «glaubt Mariaquinha an die Treue meiner Schwüre — die Ewigkeit meiner Liebe?» —

«**Coitadinho!**» — sagte sie mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit, der in einem hübschen portugiesischen Mädchenmunde so unbeschreiblich wohllautend und vielsagend klingt — «wohl glaube ich daran bei der heiligsten Senhora, der Mutter Gottes von Ajuda!» —

«Nun dann» — so wendete sich Dom Pedro gegen die Gräfin — «Sie sehen, Senhora — wir sind einig. — Mein Engel glaubt an die Ewigkeit meiner Liebe — was bedarf es mehr? — Dort steht der Priester; — gieb Deinen Segen, Mutter — wir knieen nieder, Maria — und beim Himmel, wir stehen nicht eher auf, wie als Mann und Frau!» —

Dabei war er neben Mariaquinha, die er umschlungen hielt, niedergesunken. Beide knieten nieder vor der verwirrten Mutter, die sich bemühte, ihn aufzuheben, mit den Worten: «O Prinz! — mein Himmel! — Sie vergessen sich — welcher Unsinn — kommen Sie doch zur Besinnung! — Sie wollen die Geschichte Ihres großen Vorfahren und der unglücklichen Inez de Castro erneuen? —

o Du mein Gott — Du Allerbarmer — haben Sie auch bedacht, welches Schicksal die Unglückliche traf? — wollen Sie eine Leiche auf den Thron setzen — wollen Sie Tyrann werden, um die Ermordung Ihrer Geliebten zu rächen?» —

«Soll ich sterben für Dein Glück, Pedro — ich bin bereit!» — sprach Mariaquinha mit schmelzender Stimme.

«O Du Engel des Lichts» — rief er entzückt aus und umschlang sie aufs Neue — «mit meinem Leben vertheidige ich das Deinige! ich würde dem Thron von Portugal entsagen, könnte ich ihn mit Dir nicht theilen — — Jetzt, Priester, vollende» — rief er dem greisen Eremiten zu — «vollende, was wir mit Gott begonnen — gieb unserm Bunde den Segen der Kirche.»

«Mutter, Deinen Segen» — rief Maria, ihre Kniee umfassend, in den flehendsten Schmeicheltönen. —

«Unglückliche» — rief diese — «Du weißt nicht, was Du forderst — Du forderst den Tod!» —

«O Mutter, Mutter — eine Minute an seinem Herzen geruht, eine Minute ihn glücklich gemacht zu haben, wiegt ein ganzes Leben voll Lei-

den auf. Meine Liebe ist heilig — für ihn sterben, ein Märtyrthum — er war ja der Retter meines Lebens — es ist damit das seinige geworden — ich habe keine Macht mehr, es ihm zu entziehen.»

«Nun dann» — rief sie aus und umschlang ihr noch knieendes Kind — «die Stimme des Herzens ist des Schicksals Stimme — ich selbst habe ihre Macht erfahren — auch ich bin ihrem Rufe gefolgt — wie könnte ich Dir versagen, was ich mir selbst nicht versagen konnte — so segne Gott Euren Bund — behüte Euch der Allmächtige und die heiligste gebenedeite Senhora Maria!» —

Bewegt hatte sie die Hände auf die Häupter der beiden Knieenden gelegt — dann hob sie Beide auf — eine lange stumme Umarmung folgte.

In diesem Augenblick trat ich — der ich dem Prinzen gefolgt war — in die Kirche. Ich konnte mir diese Scene nicht erklären — denn erst später hatte mir der Prinz den ganzen Hergang erzählt. So überrascht, blieb ich am Eingange stehen.

«Schnell gehandelt!» — rief der Prinz, indem er sich aus der Gruppe loswand und auf den alten Priester zutrat — «was zögerst Du, Padre!» —

schrie er ihm zu — «wo ist Dein Meßgewand? — Ich bin Pedro, der Thronfolger von Portugal und Brasilien — und diese, meine Braut, ist Donna Maria de crocião Condesinha von Lavradio — und dort ihre Mutter, die unseren Bund gesegnet hat.» —

«Ich darf nicht» — sprach der Greis. —

«Welche Bedenken?» — rief der Prinz lebhaft — «die Sache bleibt geheim, bis ich den Thron bestiegen habe — und sollte es verunglücken — man wird Dir kein Haar krümmen — man wird mich schonen müssen und das wird auch Dich schützen.»

«Aber, mein Prinz ....»

«Kein Bedenken, Pfaff!» — rief Dom Pedro mit seinem aufflammenden Jähzorn — und riß ein Terzerol aus seinem Gürtel — «oder bei meiner armen Seele — die dann zu allen Teufeln fahren möge — ich schieße Dich nieder hier auf dem Fleck — weigerst Du Dich noch einen Augenblick.»

Damit machte er eine drohende Bewegung — er stand da wie ein zürnender Ajax — nur war es kein edler Zorn, der auf seinen Zügen flammte — eine wilde ungebändigte Leidenschaft hatte ihn ergriffen — flehend hielt ihn Mariaquinha umschlungen,

unwillig versuchte ihre Mutter, ihn zurückzuhalten. Ich selbst kam herangesprungen, bemüht, ihm mit ehrerbietigen Vorstellungen das Pistol zu entwinden — — die Scene, die jetzt folgte, war fürchterlich. —

«Fort, fort» — schrie er — «oder ich schicke Euch Alle zur Hölle! — meinen Willen will ich haben — oder Alles soll sterben, hier auf der Stelle! — Wer wagt es, mir zu widerstreben? Ha — ich — Prinz von Portugal — und sollte nicht einmal einen so elenden Pfaffen zwingen können? — **Verdadeiro Deus!** — wenn Ihr mich wild macht, so bin ich fürchterlich! — Gehorche, Pfaff — oder stirb.»

Mit Löwenkraft hatte er mich zurückgestoßen — von der Condeça sich losgemacht — die zarte Mariaquinha war vor Schreck zu Boden gesunken — nichts konnte ihn hindern in seiner Wuth — mit gespanntem Hahne hatte er das Terzerol dem Greise auf die Brust gesetzt — — «Den Segen der Kirche oder den Tod!» — schrie er ihm zu. —

«Ich wähle den Tod» — sprach der Greis ruhig und fest — «denn dem Frommen giebt er das ewige Leben — ich meide die Sünde, denn sie giebt den ewigen Tod! — Jetzt vollenden Sie,

Dom Pedro von Alcantara — Kronprinz von Portugal — als Kirchenschänder — und Meuchelmörder eines greisen Geweihten des Herrn. — Vollenden Sie — aber die Geschichte wird Ihren Namen brandmarken — und mich rächen!» —

Eine erhabene Ruhe lag auf den Zügen des Greises — eine tiefe Beschämung auf denen des jungen Prinzen. Langsam ließ er die Hand mit dem Terzerol sinken und gab es mir mit den Worten: «Entwaffne mich — ich war ein Unsinniger!» —

Alsdann wendete er sich gegen den hohen hohläugigen Mönch, der mit untergeschlagenen Armen und finstern Blicken gegen den Altar gelehnt gestanden hatte: «Und wer bist denn Du, finsterer Mönch — so vollende Du — gieb uns der Kirche Segen — und blicke nicht so höhnisch drein — in den Sturm meiner Leidenschaft!» —

«Mein Sohn in Christo» — sprach Jener — «entsage — man stirbt nicht von Entsagung — auch ich habe mein irdisches Glück, meine einzige Liebe geopfert — und siehe — ich lebe noch immer. — Doch ich darf mich nur nennen — meine Geschichte ist bekannt — ich bin Padre Leonio — früher Graf von Lavradio!» —

«Unglücklicher!» — rief Dom Pedro erschüttert — «und Du entsagtest Deiner Liebe und allem irdischen Glanze einer hohen Geburt, um Deinen Bruder zu beglücken durch die Hand Deiner Geliebten — Mönch, das war groß und edel! — Ich bewundere Dich — aber ich hätte die Kraft nicht, Dir zu folgen; denn meine Liebe ist meine Seele — mein Leben.»

«Sie hätten die Kraft, mein Prinz» — sprach jetzt Padre Leonio — im veränderten Ton, mit der ruhigen Würde eines Vaters — «denn in ihrer Seele liegen die edelsten Keime einer höheren Menschennatur — erheben Sie sich über Ihre Leidenschaft, Hoheit — und Sie werden sich über Ihr Schicksal erheben. — Dem einstigen Herrscher über Millionen geziemt eine Größe der Seele, die ihn auch geistig auf die Höhen der Menschheit stellt.» —

Dom Pedro stand mit gesenkten Blicken in der Stellung eines stolzen, aber beschämten und dabei tief nachdenkenden Jünglings. Nach einer Pause hob er den schönen Kopf und sprach mit einer milderen Stimme: «Ueberzeugen Sie mich, Padre — daß mein Beginnen eine Thorheit ist, und ich werde mich bemühen, Herr meiner Leidenschaft zu werden.» —

«Mein Prinz» — sprach Jener — «ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, daß die politische Lage von Portugal und Brasilien jetzt eine so bedrängte ist, in welcher das Haus Braganza die Verpflichtung für das Heil seiner Völker hat, nach hohen Familienverbindungen zu streben....»

«Daran glaube ich nicht» — unterbrach ihn Dom Pedro — «das sind Thorheiten, politische Grillen aus der Perrückenzeit; — die Staaten sind nicht Eigenthum ihrer Regenten, sondern diese sind — wie Friedrich der Große sagt — die ersten Diener des Staats. Familieninteressen haben daher — bei der aufgeklärten Politik unserer Tage — alle Geltung verloren — das Interesse der Staaten ist der einzige Hebel der Politik oder sollte es wenigstens sein. Sollten wir Fürsten nicht menschlich fühlen dürfen — so würden unsre Herzen sich verhärten, und ein kalter Mensch wird immer ein schlechter Regent sein. — Das würde auch kein Glück für die Völker bringen.»

«Aber, mein Prinz» — sprach jetzt der Mönch mit tiefem Ernst — «der Vater dieser jungen Condesinha — schmachtet noch in Fesseln, oder wenigstens in der Schmach der Verbannung, und über dem Haupte ihrer edlen Mutter schwebt das

Schwert der Intrigue einer rachsüchtigen Monarchin — was haben Sie gethan, um ihnen den Schutz der Gesetze zu sichern? — Sind Sie schon würdig dieser Perle? — Ein Kleinod wie dieses wird ein edler junger Mann nicht als Räuber sich aneignen wollen, sondern wird es als Krone seiner Verdienste erringen — das ist würdiger eines Prinzen, als einen greisen Priester in der Kirche zu erschießen!» —

«Bei Gott!» — rief Dom Pedro aufflammend in den edelsten Gefühlen — «ich will diese Perle für meine Krone verdienen. Ich schwöre, nicht eher diese Jungfrau als mein Weib zu umarmen, bevor nicht es meinen Bemühungen gelungen sein wird, ihre Eltern zu retten und gegen Verfolgung zu sichern. Bis dahin möchte ich rathen, daß die Condeça mit ihrer Tochter sich in der Nähe des Hoflagers, aber verborgen aufhalte, um meinen Vater, unbemerkt von meiner Mutter, an sein Versprechen erinnern zu können. Ich werde alsdann schon für sie sprechen; denn Ihr möget wissen, daß ich jetzt sehr in Gnaden stehe bei meinem Vater, dem Prinz-Regenten, und daß er nichts beschließt, ohne mich in Rath genommen zu haben.»

So wurde denn beschlossen, daß Donna Eleonora mit ihrer Tochter, während des Aufenthalts des Hofes zu Santa Cruz, in der Nähe des Schlosses irgend eine verborgene Wohnung beziehen solle. Und mich beehrte der Prinz mit der allerdings sehr bedenklichen Ausführung dieses Planes.

Neunte Aufzeichnung.

Schilderung der Ebene und des Palastes von Santa Cruz. — Geheimer Aufenthalt der Condeça und ihrer Tochter daselbst. — Dom Pedro's Verhältnisse zu Mariaquinha. — Dom Miguel's schlechte Erziehung. — Züge seiner Bösartigkeit und Rohheit. — Seine körperliche Gewandtheit. — Seine Hauptvergnügen: Jagd mit dem Lasso und Viehtreiben. — Führt einen Stier in die Veranda des Schlosses, Schreck einer Damengesellschaft. — Anklage desselben bei dem Regenten. — Dessen Zorn und Dom Miguel's Fürsprecher. — Dom Pedro vor dem Regenten. — Dessen Zusammentreffen mit der Condeça. — Die Quinta der Liebenden zu Mata Porcos. —

Die königliche Domaine Santa Cruz war früher eine der Jesuiten-Niederlassungen gewesen, die diese frommen Väter zur Bekehrung und Unterjochung der wilden Indianer so weit vorgeschoben hatten, in diese prachtvolle Einöde. Der fruchtbare Boden besteht aus einer unermeßlichen Ebene, die den trefflichsten Weidegrund für 8000 Stück Rindvieh und viele Pferde und Maulthiere bildet. Diese Ebene wird von zwei für kleine Fahrzeuge schiffbaren Flüssen, dem

Guandu*) und dem Taguiah**) bewässert, doch so stark, daß ein Theil der grasreichen Ebene dadurch unter Wasser gesetzt — ein anderer in Morast verwandelt ist. Hohe Bergrücken, romantische Felsen und dichter Urwald umgrenzen die unermeßlichen grünen Savannen, die durch diese Mischung von Wald, Felsen, Rasen und Wasserpartieen den reizendsten Anblick gewähren, den man sich nur denken kann.

Der sogenannte Palast, welcher an der westlichen Grenze des Guts steht, ist nicht mehr als ein unansehnliches Haus von mäßiger Größe, etwa dreißig kleine Klosterzellen enthaltend. Es umgiebt einen kleinen innern Hof, um welchen offene Galerien vor dem ersten und zweiten Stockwerk herumlaufen. Es ist also nichts weniger als für eine königliche Hofhaltung eingerichtet — übrigens gut gebaut. Eine wohlgebaute Capelle giebt ihm noch einiges Ansehen. Doch die armseligen Lehmhütten der 1500 Neger, welche zu der Bewirthschaftung dieses Guts gehalten werden, und die unreinlichen Wohnungen der Aufseher umgeben diesen königli-

---

*) Die große Bai.

**) Das gelbe Wasser.

chen Palast in einer solchen Unordnung, daß dadurch das Königshaus selbst den traurigsten Anblick gewährt. — Der dazu gehörige Park, mit Einschluß der Triften und verfallenen Pflanzungen, hat im Ganzen eine Ausdehnung von etwa 100 engl. Meilen ins Gevierte, ist also größer als manches kleine deutsche Fürstenthum.

Ueberall sah man Spuren einer trefflichen Cultur unter der kundigen Leitung der frommen Väter von der Gesellschaft Jesu. Jetzt aber trug Alles die Anzeichen der elendesten Verwaltung unter der Aufsicht und Leitung der unfähigsten und habgierigsten Menschen, welche diese zum Theil erkauften, oder durch Connexionen erschlichenen Stellen nur betrachteten als Mittel, sich zu bereichern. Die ehemaligen Abzugscanäle der Moräste hatte man verschlämmen lassen. Die Einzäunungen der Aecker waren verfallen, die Hecken durchbrochen, so daß das Vieh ungehindert über alle Felder, durch alle Gärten und Caffeeplantagen streifte. Diese letztern waren so verwildert, daß Kaktusgesträuch, Aloe und Schlingpflanzen — dieses Unkraut der tropischen Plantagen — die verkrüppelten Caffeebäumchen weit überragte. Das Vieh war so vernachlässigt, daß sich auf der ganzen Domaine auch nicht ein

zum Reiten taugliches Pferd fand. Die 1500 Neger sind im Allgemeinen gutgeartete tüchtige Menschen, die auch im Christenthum unterrichtet werden, wobei Morgens und Abends vor dem Beginn und nach Beendigung der Arbeit ein öffentliches Gebet gehalten wird. Ihre Behandlung ist auf ausdrücklichen Befehl des Regenten die mildeste, die man sich nur denken kann, indem ihnen, außer den Festtagen, zwei Tage in der Woche gestatten werden, um für sich selbst ein Fleckchen Landes zu bebauen — und doch war als Folge der schlechten Verwaltung die Noth und die Armuth unter diesen Negersklaven so groß, daß sie, halbverhungert, mehr Skeletten als Menschen glichen, ganz von Kleidung entblößt waren, und jeder kaum einen Penny täglich verdiente.

Die Condeça mit ihrer lieblichen Tochter und Padre Leonio waren in dem Hause eines Aufsehers untergebracht. Jene hatten sich als brasilianische Bäuerinnen verkleidet, um nicht erkannt zu werden. Dom Pedro nahm schon nach einigen Tagen in demselben Hause seine Wohnung, unter dem Vorwande, daß es im Schlosse zu voll sei, um studiren zu können. Der Aufseher mit seiner Familie war auf einen andern Posten nach Rio Janeiro

geschickt, und die Condeça machte unter dem Namen der Frau Martha die Wirthin dieses Hauses. Dom Pedro ließ sich von Niemandem bedienen, als von der schönen Mariaquinha, die in dem Costüm einer portugiesischen Salvia*) doppelt reizend war. — Es waren die glücklichsten Tage seines Lebens, die er in diesem zärtlichen Verhältnisse verlebte. — Blieb auch dasselbe am Hofe kein Geheimniß, so gönnte man dem jungen Prinzen die kleine Galanterie, wofür man es hielt.

Nur der bleiche, hagere Dom Miguel — eine kleine, aber kräftige Gestalt — gönnte es ihm nicht. Er dachte daran, seinem Bruder den Spaß zu verderben — wie er sich ausdrückte — und der hübschen Salvia einen schlimmen Streich zu spielen.

Es ist bekannt, daß der Regent sich um die Erziehung seiner Söhne wenig bekümmerte; am wenigsten hatte er von dem Dasein des jungen

*) **Salvio** und **Salvia** bedeutet in Portugal dieselbe romantische Erscheinung aus dem Volksleben, die man in Spanien **Majo** und **Maja** nennt — nämlich die Elegants in der untern Volksclasse. Ihre Kleidung ist äußerst malerisch.

Miguel Notiz genommen, und wie dieser unter den Augen einer intriguanten, bigotten und sittenlosen Mutter aufwuchs, haben wir gesehen. — Endlich im Jahre 1811, als der junge Infant 9 Jahre alt geworden war, ließ sich Dom João VI. bewegen, ihn in den Palast von S. Christovão aufzunehmen, und die obere Leitung der ferneren Erziehung seinem damaligen Premierminister, dem Vicomte von Santarem, anzuvertrauen, der ihn einem sehr achtungswerthen Beichtvater übergab. Allein diese Männer konnten nur wenig Gutes wirken gegen die Rohheiten und Ungezogenheiten des von seiner Mutter verzogenen jungen Infanten, da sie nach der strengen Etiquette des damaligen portugiesischen Hofes knieend ihrem Zöglinge die Hand küssen mußten und nur demüthig bittend ihn ermahnen durften. — Nach wie vor war der Bereiter Joaquinho, der jede seiner Unarten belachte, sein Günstling. Dieser Mensch hatte durch seine rohen Späße und sein plumpes Wesen selbst dem Regenten ein Lächeln abgelockt und nun war sein Glück am Hofe gemacht. — Der Minister amusirte sich über seine Lazzis und berücksichtigte alle seine Empfehlungen und Wünsche. Dadurch war dieser Mensch zu einer Macht und einem Ansehen am Hofe gelangt,

daß man ihn als einen der einflußreichsten Canäle betrachtete, um irgend eine Begünstigung vom Regenten zu gewinnen. Die reichsten Geschenke flossen ihm von allen Seiten zu, und mit der gemeinen Eitelkeit solcher Menschen machte er gar kein Geheimniß daraus, daß er Alles vermöge und seine Verwendung den Meistbietenden verkaufe. Durch solche Erfolge wurde er hochmüthig, anmaßlich und beleidigend gegen Jedermann, nur gegen Diejenigen, die ihn gut bezahlt hatten, oder die er gebrauchte für seine Zwecke, war er die Unterwürfigkeit selbst und hündisch schmeichelnd, wie das immer bei gemeinen Naturen, die zu einigem Ansehen gelangen, der Fall zu sein pflegt.

Daß unter der Leitung eines solchen Elenden sich Dom Miguel's Charakter auf das Verderblichste entwickeln mußte, bedarf keiner Andeutung. Er blieb dabei so unwissend, daß er selbst später, als Generalissimus des portugiesischen Heers, nicht einmal seinen Namen richtig zu schreiben wußte. Vor Allem zu beklagen war die Verwilderung seines Herzens, in welchem auch nicht ein besseres Gefühl sich zu regen schien.

Jetzt, im März 1815, war Dom Miguel ein wilder, heimtückischer Bube im dreizehnten Jahre seines Alters, den kein Mensch zwingen konnte;

denn Niemand durfte wagen, sich über irgend eine seiner Ungezogenheiten bei dem Regenten zu beschweren, indem die Rache seiner Mutter Jeden verfolgte, der sich nur irgend ein tadelndes Wort darüber erlaubte. — In seinem jetzigen Alter — den sogenannten Flegeljahren — vereinigte er die Unarten eines Kindes mit der überlegten Tücke eines ergrauten Bösewichts. — Er war zierlich von Gestalt, obwohl für sein Alter schon früh gereift, wie das im Süden allgemein der Fall ist, und sein Körper hatte eine Dauer und Abhärtung gewonnen, die ihn fähig machten, die nicht geringen Strapazen einer brasilianischen Jagd mit Leichtigkeit zu ertragen. — In den Straßen von Rio Janeiro hatte er sich, wie in Lissabon, in seiner Generalsuniform mit Stern und Orden, bald im Staube herumgewälzt und mit Nachbarskindern gespielt oder sie geschlagen, oder er war auch wohl in irgend ein Haus hereingedrungen, hatte Teller und Gläser zerschlagen, bald Ohrfeigen ausgetheilt, bald die Hand den vor ihm Niederknieenden zum Kuß gereicht, wofür er dann von seinen Begleitern gelobt und bewundert wurde; — hier aber auf der weiten Ebene von Santa Cruz hatte er seine Lust am tollen Reiten und an wilder Jagd, in welchen

Künsten Senhor Joaquino ihm ein tüchtiger Lehrmeister gewesen war.

So sah man ihn oft mit leichter Gewandtheit sich auf ein halbwildes Pferd schwingen, das noch nie einen Reiter getragen hatte. Saß er aber einmal fest im Sattel, so mochte ein solches Thier sich bäumen oder Bogensätze und Seitensprünge machen, sich niederwerfen oder durchgehen: immer saß er fest, wie angeleimt im Sattel. Je wilder das Pferd, desto toller war seine Lust; aber hatte er es gebändigt, so jagte er damit so unsinnig und anhaltend in der weiten Ebene herum, bis es an allen Gliedern zitterte oder niederstürzte. — Die edelsten Thiere, wenn sie erhitzt und mit Schaum bedeckt waren, führte er ans Wasser und ließ sie trinken, um sich rühmen zu können, daß er wieder einen braven Gaul zu Tode gejagt habe.

Besonders aber war es seine Hauptlust, mit dem Lasso Stiere zu fangen. Er lernte bald diese an 50 Fuß lange Lederschlinge im vollen Jagen mit derselben Leichtigkeit schwingen wie ein brasilianischer **Pião** *), indem es dabei mehr auf Uebung

---

*) L. Peon — so heißen die halbwilden Bewohner der unermeßlichen Savannen oder Grasebenen in Süd-

und Gewandtheit als Kraft ankommt. So wußte er mit großer Sicherheit die Schlinge jedem Thiere, das er verfolgte, über die Hörner zu werfen, oder einen Fuß desselben damit zu fangen. Da nun das andere Ende der Schlinge am Sattelgurt seines Pferdes befestigt war, und die zu dieser Jagd angewendeten Pferde so abgerichtet sind, daß sie stehen bleiben oder umkehren, sobald der Wurf geschehen ist: so gelang es ihm jedesmal, auch den wildesten Stier zu bändigen und, nachdem er ausgetobt hatte, mit fortzuführen. Nicht selten war der Hof Zeuge einer solchen Jagd, und der Beifall, der ihm dann gezollt wurde, feuerte ihn an zu einer noch größeren Kühnheit.

Besonderes Vergnügen machte ihm die Viehzucht, doch nicht um des Nutzens willen, sondern wegen der wilden Lust des Viehtreibens. Mitten in den ungeheuren Weiderevieren der Ebene von Santa Cruz befinden sich nämlich sogenannte Sartejas oder Pachtgüter der Viehtreiber — das Haus einer solchen Sarteja war mäßig groß, von Lehm erbaut, mit Carreauplatten gedeckt. Betten und Stühle sind dort

---

amerika, die fast ihr ganzes Leben auf den Pferden verbringen, oder mit der Jagd der wilden Stiere und Pferde.

durch Hangematten von ausgespannten Kuhhäuten ersetzt. Statt des Tisches dient der gestampfte Fußboden; einige Töpfe, Tiegel und Pfannen, ein silbernes Waschbecken und mehrere halbe Kürbißflaschen sind die einzigen Geräthschaften dieser Facenda. Hier war Dom Miguel's Lieblingsaufenthalt. Unter den rohen Hirten (Vaqueiros) und mit den auf ihren Fersen sitzenden braunen Mägden trieb er seine rohen Späße. — Jährlich pflegen in eine geräumige Verzäunung aus allen Theilen des Pachtguts die frei herumstreifenden Kühe, Stiere und Kälber zusammengetrieben und auf dem Hinterschenkel mit dem Namenszeichen des Besitzers gebrannt zu werden. — Dieses Brennen mit dem Glüheisen ließ sich Dom Miguel so leicht nicht nehmen. Die Qualen, womit er dann die zusammengedrängten Thiere überraschte, machten ihm Vergnügen. — Besonders mühsam und gefährlich war dagegen das Zusammentreiben der Stiere. Diese Thiere sind so sehr an die Freiheit gewöhnt und so scheu, daß sie, sobald sie den Reiter auf sich zukommen sehen, sich in den Wald stürzen. Nun darf der Reiter nicht versäumen, den Augenblick zu benutzen, um dem Stiere in das durch ihn aufgebrochene Gebüsch zu folgen, sonst würde es

ihm unmöglich sein, mit dem Pferde in das dichte Gewebe von tropischen Pflanzen hineinzudringen, welche der Stier zerreißt. Dabei aber muß sich der Verfolger im vollen Jagen auf die rechte Seite seines Pferdes ganz niederhängen, daß er mit seiner linken Hand den Sattelgurt fassen und mit seiner linken Ferse sich am hintern Sattelbogen festhalten kann — ohne dieses gewandte Manoeuvre würde er in den dichten Baumzweigen hängen bleiben, unter welchen der Stier mit dem ihn verfolgenden Reiter hindurchschlüpfen. Damit ist aber noch nicht Alles geschehen. Der Reiter muß suchen, dem Stier an die Seite zu kommen, sticht ihn dann mit seiner starken Lanze so, daß er im Gebüsch sich wendet, und wirft ihm die **Boletos***) um die Hinterbeine, worauf das in den Kugelsträngen sich verwickelnde Thier niederstürzt, von den nachfolgenden Vaqueiros überfallen und gebunden wird. Einmal überwältigt, läßt es sich führen,

---

*) Mehrere Kugeln, die aus eingeweichtem Leder, mit Sand gefüllt, bestehen, welche zusammentrocknend so hart wie Stein werden. An jeder derselben befindet sich eine zwei bis drei Fuß lange Schnur von rohem Leder geflochten, welche in einen Knoten vereinigt, mit der Hand über den Kopf geschwungen und dem Thiere um die Beine geworfen werden.

wohin man will. — In dieser Kunst des Viehtreibens hatte es Dom Miguel früh schon zu einer ungemeinen Fertigkeit gebracht.

Einst kam derselbe in seiner tollen Laune auf einen unsinnigen Einfall, der viel Unglück hätte anrichten können. — Dieses Rindvieh, das dort auf der meilenweiten Ebene zu Tausenden umherstreift, ist von der kleinen dunkelbraunen, aber besonders lebhaften und wilden Art, die viel schwerer zu fangen und zu zähmen ist, als die großen schwerfälligen Stiere vom Rio Grande, deren Häute nach Europa ausgeführt werden. Indeß war es doch dem jungen Infanten gelungen, einen solchen Stier zu fangen und am Lasso bis nach dem Schlosse von Santa Cruz zu führen.

Die ganze Kunst einer solchen Führung besteht in der Gewandtheit und Raschheit des Pferdes und der Geistesgegenwart und Geschicklichkeit des Reiters. Sobald nämlich der Stier sich an der Schlinge gefangen fühlt, ist seine erste Bewegung, sich entgegenzustemmen oder zu fliehen; dadurch aber zieht sich die Schlinge immer fester zu — nun stürmt er mit gesenkten Hörnern auf den Reiter zu, und dessen Aufgabe bleibt es alsdann, so schnell zu fliehen, daß der an 50 Fuß lange Lasso immer möglichst

stramm gehalten wird. Will der Stier abweichen von der Verfolgung, so stemmt sich das Pferd des Reiters, an dessen Gurt der Lasso angebunden ist, entgegen, und dieses reizt ihn aufs Neue, so daß das wüthende Thier den Reiter immer wieder verfolgt, bis dahin, wohin er es führen will. So war es Dom Miguel gelungen, verfolgt vom schäumenden Stiere, die offene Veranda des Schlosses zu erreichen, wo eben eine Gesellschaft Damen, größestentheils aus Rio Janeiro, versammelt war, um bei der Prinzeß-Regentin zum Handkuß gelassen zu werden. Diese Veranda ist eine an beiden Seiten offene Galerie zu ebener Erde, deren vordere Wand nur von einer Colonnade mit Jalousieen und einer hohen Balustrade geschlossen war. Indem Dom Miguel auf der einen Seite hineinritt, folgte ihm der Stier mitten in die Damengesellschaft — jetzt durchschnitt er den Lasso und sprengte auf der andern Seite der Galerie wieder hinaus, während der Stier, verwirrt und noch wüthender gemacht durch das kreischende Geschrei der geängstigten Frauenzimmer und ihre wehenden Tücher und Kleider, die Spur seines Feindes verlor und sich gegen diese wendete. Schon waren Mehrere übergerannt und gräßlich beschädigt, als ein junger Mann mit einem breiten kurzen

Schwert, wie es die Matadores bei den Stiergefechten tragen, schnell und gewandt zwischen den offenen Jalousieen über die Balustrade hereinsprang und mit einem sichern Stoß in den Nacken des Stiers denselben todt niederstreckte und damit dem gräulichen Unwesen ein Ende machte. — Höhnisch lachend war Dom Miguel davongesprengt.

Zerrissene Kleider, ohnmächtige Damen und einige nicht sehr gefährliche Verwundungen waren die Folge dieser schmählichen Unbesonnenheit, die vielen angesehenen Damen des Hofes und aus der Stadt hätte das Leben kosten können. Indeß hatte doch der Schreck mehreren derselben schwere Krankheiten zugezogen — Eine war, als Folge dieses Schreckes, an Nervenzufällen gestorben. Dom Pedro war höchst indignirt über diesen Streich seines Bruders. Nachdem er das Nöthige angeordnet hatte, um den Verwundeten zu helfen, erbat er sich eine Audienz von seinem Vater und führte die bitterste Klage über die Bosheit seines Bruders, was Niemand außer ihm gewagt hätte.

Der Regent war aufs Aeußerste entrüstet, diese That war zu empörend, um ihn nicht aus seiner Ruhe aufzuschrecken. Wenn solche phlegmatische Charaktere heftig werden, so ist ihr Zorn in der

Regel fürchterlich. Man wußte, daß in solchen Augenblicken der Regent mit Energie handeln konnte. Die Höflinge seiner nächsten Umgebung zitterten. «Miguel, der Bube» — schrie er — «soll kommen; augenblicklich!» — Dabei griff er nach einem Stock, der in der Ecke stand. Er schien Allerhöchsteigenhändig ein Exempel statuiren zu wollen, wie es seine ganze Regierungsgeschichte noch nicht erlebt hatte. Die Nachricht davon verbreitete sich augenblicklich durch den ganzen Palast. Es war Niemand, der es Dom Miguel nicht gegönnt hätte, und doch war allgemein ein Gefühl verbreitet, als wie die Erwartung vor einem Erdbeben.

Mit dem Angeklagten erschienen zugleich dessen Mutter und der Minister Vicomte von Santarem, der, als mit der Erziehung des Prinzen beauftragt, allerdings Grund hatte, dessen Vertheidigung mit zu übernehmen. Den ersten polternden Zornausbrüchen des Regenten setzten sie ehrerbietiges Schweigen entgegen. Als aber der Monarch Miene machte, den jungen Frevler zu schlagen, der ihn, vertrauend auf den Schutz seiner Mutter, mit einer gewissen Frechheit und nicht ohne einen Zug von Hohn anblickte — nahm Donna Carlotta das Wort.

«Bei der Seele meiner Mutter» — rief sie —

«eine große Heldenthat, eines Regenten von Portugal würdig, ein armes Kind zu schlagen — ein Kind, das das Unglück gehabt hat, von einem wüthenden Stier verfolgt zu werden und in den Schooß seiner Mutter sich retten wollte, ohne zu wissen, daß einige empfindsame Senhoras aus der Residenz sich in der Veranda befanden, die schon ohnmächtig werden, wenn sie nur eine Legoa weit einen Stier brüllen hören.

«Und welches Kind!» — rief der Minister — «ich erkühne mich und es ist meine Pflicht, daran zu erinnern, daß es ein Enkel des hochseligen Königs Karl IV. von Spanien ist — der erste Schlag, den es empfinge, würde den spanischen Hof vor den Kopf stoßen, und was würde dann aus der mit so feiner Politik eingefädelten Doppelheirath....»

«Still — Staatsgeheimnisse dürfen auch nicht um diesen Preis verlautbart werden» — sprach der Regent, indem er den Stock abgab — «die körperliche Züchtigung sei ihm erlassen; allein acht Tage Stubenarrest....»

«Der arme Kleine» — wehklagte die Regentin — «was wird er anfangen während der Zeit? — welche Langeweile wird ihn plagen.»

«Frau Mutter» — sprach Dom Miguel halb-

laut und küßte der Regentin die Hand — «wenn Ew. Hoheit die Gnade haben wollten, mir Ihre weiße Angora-Katze zu überlassen ....»

«Sie sollen sie haben, mein Prinzchen, sollen sie haben» — —

«So möchte ich ihr wohl lebend das Fell abziehen — ihr Geschrei würde mir Vergnügen machen!» —

«Barbar — Thierquäler!» — rief der Regent empört — «fort — marsch aus Unsern Augen, und daß sich Keiner unterstehe ....»

«Aber der arme Kleine will doch amusirt sein» — sprach die Regentin — «und dann giebt es ja mehr Katzen in der Welt.» —

«Mein Prinz» — so wendete sich der Minister gegen Dom Miguel, der grollend vor sich hinstarrte, und küßte ihm mit einer Kniebeugung die Hand — «Ew. Hoheit haben allerdings einigen Hang zu Thierquälereien, aber ich flehe Ew. Hoheit allerunterthänigst an, in gnädige Erwägung zu ziehen, daß es ja doch auch Geschöpfe Gottes...»

«**Para Deus!**» — rief Donna Carlotta — «wenn Ew. Excellenz doch nur den jungen Prinzen mit den sentimentalen Sentenzen verschonen wollten — «ein Vergnügen muß doch ein so junges

Kind auch haben — besonders wenn es gefangen sitzen soll — das arme Kind!» —

«Ich halte ja auch keine Maîtressen wie mein Bruder Dom Pedro» — rief er und brach vor Bosheit in Thränen aus.

«Still, mein Prinzchen» — tröstete ihn schmeichelnd die Prinzessin — «Sie sollen das Angora-Kätzchen haben und meinen Papagei dazu — Joaquinho soll helfen — sie lebendig zu schinden — — es ist besser — solche Bestie schreit, als ein Prinzchen von Portugal vergießt Thränen.» —

«Was war das mit Dom Pedro?» — fragte der Regent, und man war froh, einen Ableiter für seinen königlichen Zorn gefunden zu haben. —

Nun konnte der Minister Vicomte von Santarem sich die günstige Gelegenheit, dem Thronfolger — der so oft schon seine Pläne durchkreuzt hatte — zu schaden, nicht entgehen lassen. Mit kaum verhehlten Groll bemerkte er: «Leider ist es nur zu gegründet, daß in dem jungen hoffnungsvollen Prinzen die Sinnlichkeit bereits erwacht ist — und daß sein dissoluter Lebenswandel dem frömmsten Hofe der Erde zu einem nicht geringen Aergerniß gereicht.» —

«**Verdadeiro Deus!** — und das sagen Sie

mir erst jetzt?» — rief der Prinz-Regent voll Zorn. —

«Durfte ich es wagen, das ohnehin schon bekümmerte Vaterherz, das an diesem Sohn mit so vieler, vielleicht unverdienter Vorliebe hängt — noch tiefer zu kränken?» —

«Aber auf diesem Sohne beruhen Portugals Hoffnungen, Brasiliens Zukunft .... berichten Sie — was ist das für eine Geschichte.»

«Du mein Himmel» — begann der Minister mit heuchlerischem Wesen — «man ist jung, man hat heißes Blut — — indeß man sollte sich menagiren — in einer so hohen Stellung — so nahe dem frömmsten aller Regenten — doch nicht so öffentlich ein Weltskandal zu geben» — —

«Nur heraus damit, ohne Umschweif....»

«Nun denn — ich wasche meine Hände in Unschuld — — aber eine Witwe hat er entführt mit ihrer Tochter, einen Beamten ausgetrieben aus seiner Wohnung und dort sich einen Harem angelegt, in welchem Mutter und Tochter seine Gunstbezeigungen theilen — man sagt, erzwungen — er halte sie gefangen unter Androhung augenblicklicher Ermordung, im Fall sie sich seinem Willen nicht fügten, den Versuch wagten, zu entfliehen

oder sich nur zu beschweren — was weiß ich davon. Ein undurchdringliches Geheimniß ruht auf dieser Geschichte; ich mag mir daran den Mund nicht verbrennen.» —

«Dom Pedro soll kommen — augenblicklich — und die Maitressen werden durch Wachen vorgeführt!» —

«Prinzchen — mein Söhnchen» — sprach die Regentin zu Dom Miguel — «küssen Sie dem allergnädigsten Herrn Papa die Hand — so, knieen Sie nieder .... schön, mein Söhnchen — — ei, wie das Prinzchen artig ist!» —

Dom Miguel kniete ungraziös nieder und schnappte nach der Hand des Regenten, die dieser ihm abgewendet überließ.

«Nun bessern Sie sich, Infant» — sprach der Regent — «und nun marsch fort — Stubenarrest — acht Tage. — Es bleibt dabei. — Wir werden doch zeigen, daß Wir Energie haben und Herr in Unserem Hause sind — also — acht Tage Stubenarrest.» —

«Und das Angora-Kätzchen und den Papagei» — tröstete die Regentin und klopfte ihm auf die bleiche Wange. —

«Ich habe scharfe Messer» — grinste er und zog sich zurück. —

Dom Pedro trat ein — schön wie ein Gott, aber zürnend — denn er wußte schon, wie man ihn verklagt hatte. In seinem Wesen lag eine bescheidene Entschlossenheit. Sein Blick traf mit Unwillen seine Mutter und mit Verachtung den Minister, der sich tief verneigte, aber doch nicht wagte — dem, wie er hoffte, in Ungnade gefallenen Sohn des Regenten die Hand zu küssen.

Dom Pedro beugte ein Knie vor seinem Vater und griff nach dessen Hand, um sie zu küssen; doch dieser trat einen Schritt zurück und entzog ihm die Hand. Seine Vorliebe für diesen Sohn und einstigen Thronfolger hatte ihm schon längst unter vier Augen das traulichere Du — welches übrigens die Etiquette nicht gestattete — zum Bedürfniß des Herzens gemacht. Seine natürliche Gutmüthigkeit und eben diese Vorliebe war schon im Begriff, dem demüthig vor ihm knieenden schönen Jünglinge zu verzeihen: als ihm noch einfiel, daß dieses, nach den Ausbrüchen seines Zorns, für charakterschwach gehalten werden würde, und

Niemand war eifersüchtiger auf den Ruhm, für einen Monarchen voll Energie und Charakterfestigkeit zu gelten, als eben dieser Monarch, dem Beides fehlte. Er machte sich daher stärker, als er war, und fragte barsch: «Was muß ich hören — was war das? — Vergißt der Thronfolger von Portugal so sehr die Würde seiner hohen Stellung, daß er sich jetzt schon — noch halb Kind — den ärgerlichsten Unzüchtigkeiten überläßt!» —

«Hoheit — mein allergnädigster Herr Vater — es würde ein Leichtes sein, mich zu rechtfertigen; allein dieses kann nur in meiner Wohnung geschehen — und in einer Privataudienz, wo intriguante Menschen sich nicht zwischen die Herzen des Vaters und des Sohns legen dürfen.»

«Es verstößt zwar gegen die Etiquette» — sprach der Prinz-Regent — «daß ein Beherrscher von Portugal seinem Sohn einen Besuch abstattet; allein in Betracht, daß die Saison auf dem Lande mehr Freiheit gestattet, und daß dieser Besuch mehr einen inquisitorischen als einen ceremoniellen Charakter tragen wird, sei es gewährt.»

In diesem Augenblick rapportirte der Hauptmann von der Wache, daß die Damen in der Wohnung des Prinzen nirgends zu finden sein.

«Sie werden sich in ihr geheimes Versteck zurückgezogen haben, aber sich Ew. Majestät zu Füßen werfen» — sprach Dom Pedro — «und durch ein stummes Zeichen lauter für ihre Rechtfertigung reden, als durch den beredtesten Advokaten möglich sein würde.»

Der Regent folgte in seine Behausung. Die Damen kamen aus ihrem Versteck hervor und knieten nieder. Die ältere hielt ihm den wohlbekannten Rosenkranz entgegen; — ein tiefes Schweigen herrschte eine Minute lang.

«Wie?» — rief der Regent — «vollzieht man so meine Befehle? — ist der Graf von Lavradio noch nicht frei?» —

«Im Gegentheil» — sprach Dom Pedro — «nach heute eingegangenen Nachrichten war allerdings der Befehl an den Gouverneur von Minas Geraes ertheilt, den Grafen zu entlassen, und dieser war unmittelbar darauf abgereist, um sich nach Rio Janeiro zu seiner Familie zu begeben; allein auf dieser Reise ist er von einem Commando königlicher Miliz verhaftet und Niemand weiß wohin geführt — ob ermordet oder in irgend ein andres Gefängniß ....?»

«Das ist abscheulich!» — rief er aus —

«**verdadeiro Deus!** — das ist eine Intrigue von Unserer Gemahlin — aber was läßt sich dagegen machen? — Wird sie es bekennen, wenn Wir drohen mit Unserer allerhöchsten Ungnade? — Wie? hat sie nicht Unsere Gnade schon längst verscherzt? — Und unser Minister — und der Militaircommandant — werden sie ihre Mitwissenschaft bekennen? — — Und warum sind die Damen nicht offen an meinem Hofe erschienen? — warum in dieser Verkleidung, die sie der Ansprüche ihres hohen Ranges beraubt? — warum haben sie sich Unserem Sohn, dem Prinzen Dom Pedro, in die Arme geworfen? — wie?» —

«Nicht in meine Arme» — rief der junge Prinz lebhaft — «sondern unter meinen Schutz — und Geheimniß war nothwendig, um die Unglücklichen gegen die Nachstellungen meiner Mutter zu sichern — deren Drohungen man gehört hat. — O bitterer Schmerz — daß ich, der Sohn, meine leibliche Mutter solcher Unwürdigkeit anklagen muß! — Allein das Leben dieser Leidenden steht in Gefahr, wenn irgend Jemand ihre Anwesenheit am Hoflager ahnt; und meine Rechtfertigung machte es unvermeidlich, diese Klage zu führen.»

Der Regent zuckte mit den Achseln, und bei

seiner gewohnten Verschlossenheit unterdrückte er jede Aeußerung des empörten Gefühls über diese Mittheilung.

«Wir beklagen» — sprach er nach einer Pause — «den Zufall, der Unsere besten Absichten vereitelt hat. Offen kann nichts geschehen, da Jeder begreifen wird, daß es Unserer Würde nicht geziemen dürfte, dieserhalb Unsere Gemahlin zu compromittiren, so wenig es dem Interesse des Staats und Unserem eigenen entsprechen dürfte, wegen einer solchen Privatsache Unsern Minister vor den Kopf zu stoßen. Doch sein Sie fest überzeugt — Senhoras — unter der Hand wird Alles geschehen, diese Intrigue zu demaskiren und Ihnen den Grafen zurückzugeben. In diesem Falle aber rathen Wir, sich unter britischen Schutz zu begeben — denn Sie sehen, Wir sind nicht der allwissende Gott!» —

So blieb das süße Verhältniß Dom Pedro's zu der reizenden Mariaquinha noch einige Monate ungestört. Der Hof kehrte nach Rio Janeiro zurück, und Dom Pedro miethete in dem — damals erst zur Vorstadt erhobenen — Dorfe Mata porcos eine reizend belegene Quinta, welche die Condeça und ihre Tochter bezog, und dort besuchte sie Dom

Pedro jeden Abend, oft auch des Morgens früh mit Sonnenaufgang — wenn man in den heißen Ländern aufzustehen pflegt. — Dann saßen Beide entzückt unter der Veranda des Landhauses, umgeben von den zartesten Tropengewächsen, und Dom Pedro spielte die Guitarre und sang dazu schmelzende Modinhas — oder begleitete ihren Wechselgesang in der Sala des Hauses auf dem Fortepiano, das er meisterhaft spielte. — Die Condeça war schwach genug, diesem süßen Liebestraum ihres Kindes kein Verbot in den Weg zu legen, obgleich sie wohl ahnte, daß das Erwachen daraus furchtbar sein werde.

Doch es wird Zeit, den Ereignissen am Hofe zu folgen.

Zehnte Aufzeichnung.

Erhebung Brasiliens zum Königreiche. — Dom Pedro erhält den Titel eines Prinzen von Brasilien. — Eifersucht und Intriguen der Minister gegen den Thronfolger. — Erwecktes Mißtrauen des Regenten gegen ihn. — Dom Pedro's gehaltenes Benehmen. — Das Geheimniß seiner Liebe. — Drohende Vermählungspläne. — Vermählung der Infantinnen: Donna Maria Isabella mit dem Könige Ferdinand **VII.** von Spanien, und Donna Maria Francisca mit dem Infanten Don Carlos von Spanien. — Festlichkeiten. — Stiergefecht. — Allegorisches Turnier. — Theater. — Kirchenwesen. — Frohnleichnamsfest. — Neuer Glanz der königl. Hofhaltung. —

Durch ein Decret vom 17. December 1815, das aber am Tage vorher datirt war, erhob der Regent Brasilien zum Range eines Königreichs und gab seinen Staaten den hochtrabenden Namen: Vereinigte Königreiche von Portugal, Brasilien und Algarbien ꝛc. — Zugleich gab er seinem Sohne, dem künftigen Thronfolger Dom Pedro von Alcantara, den Titel eines königlichen Prinzen von Brasilien. In einer feierlichen Audienz wurde

ihm dieses eröffnet, und die Antwort des siebzehnjährigen Prinzen bleibt historisch-denkwürdig als ein Beweis seines Geistes und seiner classischen Bildung.

«Die Nachwelt» — sprach er zu seinem Vater — «die unsterbliche Nachwelt, welche selbst die Könige nicht verschont, wird in Ihrer Majestät eine Menge moralischer und politischer Aehnlichkeiten mit dem Helden der Aeneide finden; wie Aeneas hat Ihre Majestät, nach einer langen Seefahrt, den Grund zu einem Staate gelegt, welcher einst der erste in der Welt sein muß; wie Aeneas wird Ew. Majestät als Muster der Söhne und der Könige gepriesen werden.»

Diese rosige Ansicht von der Zukunft Brasiliens war nur der Ausdruck seiner feurigsten Wünsche für das Heil des Landes — so wie die zu günstige Meinung von den Regententugenden seines Vaters, welche die Nachwelt nicht theilt: möge die Schmeichelei, die darin liegt, als Beweis seiner kindlichen Pietät Nachsicht finden. In der That aber hatte weder Brasilien noch Portugal Ursache, mit diesem neuen Aeneas besonders zufrieden zu sein.

Brasilien erntete allerdings einige Vortheile durch den Zufluß so vieler tausend Fremden und

der damit erwachenden neuen Gewerbsthätigkeit. Seine Häfen waren den Schiffen aller Nationen geöffnet und die Producte des Auslandes wurden dadurch wohlfeiler, als früher der Fall sein konnte, wie noch der Colonialzwang Brasilien nöthigte, jedes Bedürfniß aus Portugal zu beziehen. Allein der Handel der brasilianischen Kaufleute gewann damit nichts. Alle Handelsgeschäfte befanden sich in den Händen der Engländer, und da wegen Mangel an fahrbaren Straßen und überall schlechter Verwaltung die Ausfuhr der Landesproducte aus Brasilien nur sehr gering war, so gingen alle die ungeheuren Summen, welche der Hof aus Portugal bezog, wieder in die Hände der durch Handelstractate besonders begünstigten Engländer über. — In Portugal war die Verwaltung durch die ungeheuersten Anmaßungen des Lords Beresford, seines Heeres und der Schaaren von mit ihm eingewanderten Glücksrittern gelähmt. Alle Einkünfte von den unermeßlichen Gütern der königlichen Familie gingen nach Brasilien. Jeden Augenblick gab man von dort aus Anweisungen auf den Schatz des unglücklichen Portugals, das noch außerdem Truppen und Matrosen nach Brasilien senden mußte. Das Mutterland verarmte

auf eine schreckbare Weise, alle Quellen des Nationalreichthums versiegten, Portugal ging seiner Vernichtung entgegen, ohne daß dadurch die Colonie, welche seine Herrin geworden war, dauernd an Wohlfahrt gewann.

Riesenpläne, eben so thöricht als kostspielig, verriethen eben so sehr die Kopflosigkeit der Minister als ihre Unfähigkeit und Eitelkeit. Die Ausführung solcher Pläne gerieth ins Stocken, wenn sie die ungeheuersten Summen gekostet hatten. So z. B. nahm man ein ganzes pariser Institut in Sold, um die schönen Künste anzubauen, wo auch das Dringendste nicht geschah, was die materielle Wohlfahrt des Landes forderte.

Es wurde von der Regierung eine Bank von Brasilien errichtet, die genau betrachtet nichts anderes war, als ein gewandtes Verfahren, Papiergeld ausgeben zu können — das bald 40 Procent an Nennwerth verlor — und alles baare Geld in den königlichen Schatz zu ziehen. Mehrere directe Auflagen wurden nun auch den bis dahin völlig abgabenfreien Brasilianern auferlegt und erregten allgemeine Verstimmung gegen den Hof. Die dünngesäte Bevölkerung dieses ungeheuren Reichs stand gar nicht im Verhältniß mit den Schaaren

von Tausenden königlicher Diener und Pensionirter, welche den Hof nach Brasilien begleitet und bei aller Knauserei und Aermlichkeit im engeren Haushalt des Regenten doch eine so unsinnige und unnatürliche Verschwendung der Staatsrevenüen zur Folge hatten, die allein schon hingereicht hätte, das Finanzwesen eines Staats zu zerrütten. — Dazu kam nun noch die über alle Beschreibung schlechte Verwaltung, die Unvorsichtigkeit und Unrechtlichkeit der Minister dieses charakterschwachen unentschlossenen Fürsten — die wie ein Fluch des Verhängnisses auf den beiden unglücklichen Ländern lag, welche durch die herrlichsten Naturgaben und die günstigste Lage von der Vorsehung die Bestimmung empfangen zu haben scheinen, die glücklichsten der Erde zu werden.

Solche Minister mußten wohl mit einer grimmigen Eifersucht das immer wachsende Vertrauen des Regenten in die Einsichten seines edlen Sohns beobachten. Sie fingen nun an, leise und vorsichtig ihn in der Meinung seines Vaters zu verdächtigen, als strebe der Prinz, der sich nicht selten, vom edlen Unwillen hingerissen, ein freimüthiges Wort erlaubt hatte — nach der Alleinherrschaft oder wenigstens Mitregentschaft, und das lange

Leben seines Vaters stehe seinen hochfliegenden Plänen im Wege. Lasse man daher seiner unverkennbaren Neigung zur Herrschsucht zu früh die Zügel schießen, so sei am Ende gar eine gewaltsame Entthronung zu besorgen — ein Verbrechen, das nur eines Anstoßes bedürfe, um zum gefährlichsten Ausbruch zu kommen; denn der Augenschein lehre, wie sehr der Prinz im Volke beliebt sei und wie viele Elemente der Unzufriedenheit und jacobinischer Freisinnigkeit dort herrschten; selbst der Prinz theile solche revolutionnaire Gesinnungen, welche die Grundfesten eines jeden Staats erschüttern müßten.

Solche Insinuationen kamen von allen Seiten, oft so verblümt, so wie unabsichtlich hingeworfen, oder in Lobeserhebungen des Prinzen gehüllt, daß der Regent die bösliche Absicht nicht ahnte und überall nur den treusten Diensteifer solcher falschen Freunde sah, welche ihn gegen Gefahren warnten, die nicht existirten, aber doch in der ängstlichen und mißtrauischen Gemüthsart des Regenten nur zu leichten Anklang fanden.

Die Folge davon war eine auffallende Kälte, die in den Gesinnungen des Regenten gegen seinen Sohn Dom Pedro bald bemerklich wurde. Und so genügte es denn oft schon, daß dieser eine Sache

oder Person empfahl, um ihr zu schaden. Die Minister aber und die Höflinge aus der nächsten Umgebung des Regenten verheimlichten ihre Freude über das Gelingen ihrer niedrigen Ränke nicht länger und bei jeder Gelegenheit ließen sie dem Prinzen fühlen, daß sie im Rathe des Fürsten mehr galten als er. Sie verweigerten ihm auch die geringsten Dienste und versagten ihm Wünsche, die nur auf das Unentbehrlichste gerichtet waren.

Dom Pedro kannte die boshaften Ränke der Räthe seines Vaters. Doch ertrug er mit Würde und großartiger Ruhe die schmählichste Behandlung derselben. Er hatte im Stillen Beweise gesammelt, um jene Minister mit einem Schlage stürzen zu können. Allein er schwieg, um seinen kränklichen und ängstlichen Vater nicht noch mehr zu beunruhigen. Ohnehin mochte er sich umschauen in den Schaaren seiner Höflinge — er fand keine bessern, die sich zu Stellen von so großer Verantwortlichkeit geeignet hätten. — Da er einsah, daß er jede Sache durch seine Einmischung nur schlimmer machte, so gewann er es über sich, in Gegenwart seines Vaters sich zu stellen, als ob er von den geheimen Entwürfen und Triebfedern der Minister nichts wüßte. Sobald er sie aber allein

traf, ließ er sie seine tiefste Verachtung fühlen und suchte sie zu demüthigen mit allem Stolz, wozu ihn sein hoher Rang berechtigte. Oft äußerte er sich beißend genug über die Schmeichlerbrut, von welcher die Paläste der Könige wimmelten und die das Mark des Landes verzehrte.

Daß unter solchen Verhältnissen die Sache des unglücklichen Grafen von Lavradio nicht gefördert wurde, läßt sich glauben. In der That waren auch alle Bemühungen Dom Pedro's vergeblich, das Geringste über seinen Aufenthalt zu erfahren. Einige Male hatte er gewagt, seinen Vater daran zu erinnern, aber dieser nahm es übel und verbat sich am Ende alle Zudringlichkeiten in einer Sache, in welcher er ja doch nicht helfen konnte.

Seine Herzensangelegenheit erlitt dadurch viele Bekümmerniß. Er sah den nagenden Kummer auf den schönen bleichen Gesichtszügen der Donna Eleonora, die schon nicht mehr wagte, ihn um den Erfolg seiner Bemühungen zu befragen; und in Mariaquinha's blauen Augen, die oft thränenfeucht waren, glaubte er einen stillen Vorwurf zu lesen, und doch war es wohl nur mehr der Gram ihrer Mutter, der mit aller Macht der Sympathie eines jungen Gemüths auf sie eingewirkt hatte, als der

eigene Schmerz, den sie in ihrem stillen Liebesglück wohl nicht fühlen konnte.

Alle Sorge Dom Pedro's ging jetzt dahin, das Geheimniß seiner Liebe in den dichtesten Schleier zu hüllen und zu verhindern, daß mindestens die Regentin nichts erfuhr von der Anwesenheit der Condeça und ihrer Tochter — da selbst unter günstigeren Umständen sein Einfluß nicht hingereicht haben würde, diese edle Frau gegen die Heimtücke seiner Mutter zu schützen.

Zu dem Allen kam noch die Andeutung von Vermählungsplänen für ihn, die im Cabinet von Rio de Janeiro geheimnißvoll mit den fremden Gesandten verhandelt wurden.

In einer Zeit, wo Napoleons Stern schon untergegangen war, von allen Thronen Europas die Napoleoniden vertrieben waren, und in Frankreich wie in Spanien, in Genua und Neapel, in den italienischen Fürstenthümern wie in den deutschen die alten Dynastieen wieder unter großen Hoffnungen ihrer Völker die Throne ihrer Väter bestiegen hatten, war in die Diplomatie ein ungewöhnlich reges, aber sehr geheimnißvolles Leben gefahren; überall suchte man große Familienverbindungen zu knüpfen, um das durch Napoleons

Gewaltherrschaft so tief erschütterte monarchische Princip wieder festzustellen.

So hatten die großen Souveraine Europas den Hof von Rio Janeiro mit ihren Gesandten beschickt, und dieser hielt wieder kostbare Gesandschaften an allen bedeutenden Höfen — allein drei außerordentliche Botschafter und Geschäftsträger auf dem wiener Congreß. — Zu Wien war der brasilianische Gesandte Marquis von Marialva besonders thätig im Interesse seines Souverains. — Bald zeigte man am Hofe von Rio Janeiro das wunderschöne Bildniß der jungen Kaiserstochter, Erzherzogin Leopoldine, und der Prinz Dom Pedro erhielt durch den Oberkammerherrn Befehl, einem geschickten französischen Miniaturmaler zu sitzen — ohne jedoch ihm den Zweck der Anfertigung eines solchen Bildes zu eröffnen.

Nun war es am Hofe kein Geheimniß mehr, daß eine Vermählung des Thronfolgers mit der genannten östreichischen Prinzessin projectirt werde, und auch für Dom Pedro konnte dieses Gerücht kein Geheimniß bleiben. Man mag leicht denken, wie sehr es ihn beunruhigte. Noch hatte Niemand mit ihm direct darüber gesprochen, und der kalte abgeschlossene Ernst seines Vaters nahm ihm den

Muth, sich selbst gegen ihn darüber zu erklären. — Es war offenbar dieses Heirathsproject eine Sache der Politik, bei welcher die Eitelkeit der Minister und der Stolz der Regentin nicht ohne Einfluß gewesen war.

Schon nach dem Gebrauch, der in allen vornehmen portugiesischen Familien herrschte, mußte nichts überflüssiger erscheinen, als die Zustimmung des Sohns oder der Tochter, die man vermählen wollte, eher zu erlangen, als in dem Augenblick, wo die feierliche Verlobung geschehen sollte — bei der politischen Mariage eines Prinzen hielt man vollends diese Zustimmung für eine leere Formalität. Im Grunde fürchtete man auch Dom Pedro's Unabhängigkeitsgefühl und sein entschlossenes Auftreten. Am wenigsten konnte der Regent sich dazu entschließen, über eine so delicate Sache mit ihm zu reden; auf der einen Seite fehlte ihm das Gemüth, das erforderlich war, ihm eine solche Sache ans Herz zu legen; auf der andern die Energie, um seiner Weigerung den gehörigen Nachdruck entgegenzusetzen.

Einem so entschlossenen Charakter wie Dom Pedro mußte aber nichts drückender sein als eben die Ungewißheit über seine Zukunft. Er war zu

klug, um nicht einzusehen, daß er als künftiger Souverain dreier Königreiche allerdings die Verpflichtung hatte, der höheren Politik ein Opfer zu bringen, und doch war er zu leidenschaftlich, um so leicht sich entschließen zu können, diese Liebe aufzugeben, was ohnehin nach seiner Ueberzeugung eine Unmöglichkeit gewesen sein würde. Auch ertrug sein edles Herz den Gedanken nicht, dieses, mit der innigsten Liebe ihm anhangende Mädchen durch sein Zurückziehen unglücklich zu machen. In seiner damals noch unschuldigen Seele stieg die Idee gar nicht auf, neben der Gemahlin noch eine Geliebte zu erhalten, und obgleich der bigotte Hof Dom João's VI. hundert Beispiele dieser Art geben mochte, so würde doch sein reiner Sinn eine solche Unwürdigkeit mit erröthender Stirn verworfen haben.

Durch Betrachtungen dieser Art gewann sein ganzes Wesen einen Ausdruck von milder Schwermuth, welche den schönen kräftigen Jüngling, mit der freien Stirn und dem offenen feurigen Auge, nur noch interessanter machte. Aber diese Wolke von Wehmuth, die er vergebens sich bemühte seiner Geliebten zu verbergen, wirkte wie ein tiefes Weh auf ihr zartfühlendes Gemüth, und so gewann

ihre jugendliche Liebe einen Anhauch von Schmerz, der ihr allmälig die Tiefe des Gefühls gab, die sonst der ersten sorglosen Jugendliebe zu fehlen pflegt.

In jene Tage fiel ein Familienereigniß, welches das nur leise erst angeregte Heirathsproject für Dom Pedro noch für einige Zeit in den Hintergrund schob. Es war die Doppelvermählung der schönen Infantin Maria Isabella*) mit dem Könige von Spanien, Don Fernando VII., und der liebenswürdigen jungen Infantin Maria Francisca**) mit Don Carlos***), Bruder dieses Königs von Spanien, mit dem er schon damals in gespannten Verhältnissen lebte, weshalb er sich am portugiesischen Hofe aufhielt und diesen nach Brasilien begleitete. Diese doppelte Verbindung war ein Project der intriguanten Donna Carlotta Joaquina, die solche schon eingefädelt hatte, als Napoleons

---

*) Geboren den 19. Mai 1797.

**) Geb. den 12. April 1800.

***) Derselbe, der jetzt durch den Thronstreit in Spanien das Feuer des Bürgerkriegs ernährt.

Machtspruch: das Haus Bourbon hat aufgehört zu regieren, noch in voller Wirksamkeit war. Ihre ausschweifende Phantasie dachte dadurch sich selbst, als spanischer Prinzessin, und ihrer Familie die Herrschaft über die spanischen Besitzungen in Amerika zu verschaffen und so ganz Südamerika in ein einziges Reich zu verwandeln.

Donna Maria Isabella hatte die feinsten und regelmäßigsten Gesichtszüge, die ihr Bild zu dem schönsten machten, das man nur sehen kann; allein es lag eine so strenge Kälte in ihrem Wesen, daß diese Züge wie aus cararischem Marmor gebildet erschienen. Dabei beobachtete sie streng und pünktlich alle kirchlichen Gebräuche ihrer Religion und sprach, außer mit den Gliedern ihrer Familie, mit Niemandem als mit ihrem Beichtvater. Auch gegen Jene war sie sehr verschlossen, und Niemand vermochte zu ergründen, ob ihr die Bestimmung, Königin von Spanien zu werden, angenehm war oder nicht.

Auch Don Carlos hatte etwas Ernstes und Gesetztes in seinem Wesen, und obgleich er nicht häßlich, sondern ein schlanker wohlgemachter Mann war, den die Sonne Brasiliens schon stark gebräunt hatte, so war er doch kalt und untheil=

nehmend, geistlos und uninteressant. Niemand glaubte nur an die Möglichkeit, daß er der jungen feurigen Donna Maria Francisca aus wahrer Zuneigung die Hand gegeben haben könne. Man hielt ihn gar keines Gefühls für fähig und würde weit eher die kalte Isabella für eine passende Gemahlin für ihn gehalten haben; allein genauer Unterrichtete wollten wissen, daß er allerdings eine tiefe Leidenschaft für seine junge Braut gefaßt habe, doch nur zu sehr durch Etiquette und Stolz gewöhnt sei, jedes Gefühl in seinem Innern zu verbergen, um selbst seiner jungen Gemahlin die Zuneigung nicht zu verrathen, die er wirklich für sie empfand. Diese war damals erst funfzehn Jahre alt, zwar vollkommen ausgewachsen, aber noch sehr kindlich in ihrem ganzen Wesen. Sie machte gegen ihre vertrauten Dienerinnen gar kein Hehl daraus, daß ihr der steife Don Carlos — der ein Bruder ihrer Mutter, also ihr Oheim war — nicht gefalle; gleichwohl freute sie sich darauf, aus der strengen Zucht ihrer Oberhofmeisterin fortzukommen, und dachte nicht daran, daß die spanische Grandezza des Infanten ihr neue Fesseln der Convenienz und Etiquette anlegen würde. —

So war die ganze Vermählungsfeierlichkeit dieses

Doppelpaares nichts geworden als ein leeres Schauspiel, an welchem die Herzen, selbst der Unterthanen, wenig Theil nahmen.

Um jedoch diese Doppelheirath mit allem Glanz des neuen brasilianischen Hofes zu feiern, waren große Vorbereitungen getroffen, die aber alle mehr oder weniger nach dem kleinlichen, fast kindischen Geist schmeckten, der dieses ganze Hofwesen durchdrang.

Es wurde nämlich der Versuch gemacht, einige von den grausamen Schauspielen zu Stande zu bringen, welche die Portugiesen, besonders aber die Spanier, so sehr lieben. Das Stiergefecht war in Brasilien noch gar nicht bekannt; nun sollte die staunende Bevölkerung, die im Ganzen viel weniger blutdürstig ist als die von Portugal und Spanien, lernen, ein Vergnügen am Blutvergießen zu empfinden, das ihr bis dahin fremd gewesen war. Es wurde also ein runder Platz als Arena geebnet und mit einem Amphitheater von Sitzen umgeben, welche sich den abgesonderten Logen für den Hof und das diplomatische Corps gegenüber befanden. Wilde Stiere waren eingefangen, und Picadores und Matadores, die sich in Lisbôa Ruhm erworben hatten im kunstgemäßen Stiergefecht, hatte man

mit großen Kosten aus Portugal kommen lassen. Die Gerüste des Amphitheaters und alle Balcons und Dächer der nach dem Schauplatz hinausliegenden Häuser waren mit Menschen angefüllt. Der Hof erschien im höchsten Glanze, die Damen strahlend von Diamanten, Blumen, Smaragdkäfern und Paradiesvogelfedern im schwarzen, meist struppigen oder schlecht gelockten Haar. — Aller Erwartungen waren aufs Höchste gespannt — aber die Stiere waren furchtsam, kraftlos und nicht in Wuth zu bringen; schon ihre kleine Race machte die Sache lächerlich. Unter dem spottenden Zuruf und Unwillengeschrei der Menge endete das ganze Schauspiel mit einer gemeinen Schlächterscene und wurde zum Heil für Brasiliens Civilisation nicht wiederholt. —

Darauf folgte in demselben Amphitheater eine klägliche Nachahmung der alten Turniere. Es waren dabei Holzpuppen in Lebensgröße an den Schranken aufgestellt, deren Schwerpunkt so eingerichtet war, daß sie bei dem leisesten Anstoß mit der Lanze der vorübergaloppirenden Ritter umfielen und sich selbst wieder aufrichteten. Es war eine Belustigung für kleine und große Kinder, die gewaltig lachten bei solchen Burzelbäumen. Was

mögen die fremden Gesandten auf ihrer Tribune gedacht haben, die, an europäische Cultur gewöhnt, solche kindische und geschmacklose Spiele nur mit einem mitleidigen Lächeln betrachtet haben konnten. Ja noch mehr — man hatte, um dem Regenten zu schmeicheln, den längst veralteten Geschmack an der Allegorie wieder angewendet. Der Genius von Brasilien erschien — ein als Indianer verkleideter Mensch, dessen hölzernes Pferd Dampf aus den Nüstern blies. Einige hölzerne Forts waren errichtet, die nach einem Scheingefecht von portugiesischen Soldaten erstürmt wurden. Sie sollten den seit drei Jahrhunderten schon schlafenden Waffenruhm des portugiesischen Namens sinnbildlich darstellen. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Trachten von Nationen aller Welttheile sollte die Macht des Regenten von Portugal und Brasilien repräsentiren. Man sah hier geputzte Europäer im altfranzösischen Costüm, Asiaten im Turban und Kaftan, Indianer im bunten Federschmuck, Afrikaner wie Paviane gekleidet, mit Moos statt der Haare — trotz den besten modernen Affenspielern ihre Sprünge machen. Jede dieser geschmacklos costümirten Nationen stellte ihre Hauptbelustigungen vor; alle vereinigten sich dahin, dem Monarchen

zu schmeicheln, auf dessen Befehl und Kosten doch diese Festlichkeiten veranstaltet waren. — Der Hof erschien dabei so kalt und steif, daß man oft nicht wußte, ob man lebende Menschen oder Holzpuppen in der königlichen Loge sah.

Eben so jämmerlich war das Theater, ungeachtet es seit der Anwesenheit des Hofes einigen Aufschwung genommen hatte; der Regent zeigte viel Vorliebe dafür und hatte große Summen auf die prachtvolle Einrichtung der Bühne und die Herbeiziehung von Schauspielern und Sängern aus Europa verwendet; die Damen von Rio Janeiro, die in ihrer früheren Zurückgezogenheit niemals wagen durften, öffentlich zu erscheinen, verherrlichten jetzt durch den Juwelenglanz ihrer übrigens höchst geschmacklosen Toilette die glänzend erleuchteten Reihen der Logen. Eine gut eingespielte Capelle unter dem berühmten Capellmeister Neukomm trug dazu bei, der glänzenden Scene Leben und Wärme zu geben, und doch fühlte sich der gebildete Europäer hier überall zurückgestoßen durch einen Ungeschmack und einen Ausdruck des Unvollendeten und Flitterprunks, womit die Darstellung selbst nicht versöhnen konnte; denn diese war unter aller Kritik erbärmlich. Sententiöse Moralspiele,

waren die Dramen mit Allegorien durchwebt, die ungeschickte Complimente für den Regenten enthalten sollten. Das Spiel selbst war eckig, mit falschem Pathos, die Stimmen dünn, die Garderobe prächtig, aber geschmacklos. — Das merkwürdigste Schauspiel blieb die königliche Familie, die sich hinter den rothen Vorhängen der, der Bühne gegenüberliegenden, durch alle Etagen der Logenreihen durchgehenden, Hofloge so rangirt hatten, daß, als nach vorhergegangenem Klingeln dieser Vorhang zurückflog, die allerhöchsten Herrschaften wie Orgelpfeifen aufgestellt zu sehen waren — der Regent mit seiner Gemahlin in der Mitte, Don Carlos mit seiner jungen Gattin und die par procuration dem Könige von Spanien angetraute Donna Maria Isabella an beiden Seiten, dann der Prinz Dom Pedro, der Infant Dom Miguel, die drei jüngeren Prinzessinnen und die beiden alten Damen, Schwägerin und Tante des Regenten; — alle mit Diamanten bedeckt, zum Theil geschminkt und gepudert, glichen sie einer Reihe von Gypspagoden, von welchen der Regent allein auf die Acclamationen des Publicums sich verneigte, während die Uebrigen stocksteif stehen blieben, da es gegen die Etiquette gewesen sein würde, die Vivas auf irgend

jemand Anderen als auf den Monarchen selbst zu beziehen.

Zu diesem theatralischen Schaugepränge kamen noch die kirchlichen Feierlichkeiten. — Der Regent hatte viel gethan, um das in Brasilien so tief gesunkene Ansehen der Kirche zu heben. Ein päpstlicher Nuncius hatte auf seinen Wunsch sich nach Rio Janeiro begeben; ein Bischof war ernannt worden, der im Lande umherreiste und mit regem Eifer, aber einer achtbaren Toleranz überall nur Gutes wirkte. Die Priester der königlichen Capelle waren im Range den Monsenhores von Lissabon gleichgestellt, hatten auch dasselbe violettseidene Ornat erhalten. Die Zahl der weltlichen Geistlichkeit wurde vermehrt und ihr in der That armseliger Gehalt verbessert; zugleich wurde aber auch mit Ernst und Strenge auf die Sittenreinheit der in der Achtung des Volks so tief gesunkenen Weltpriester gehalten. Die Kirchen wurden wieder besucht, gereinigt und geschmückt, und neue Kirchen erhoben sich auf den schönsten Höhen des Landes. Glocken wurden eingeführt, die man früher in Brasilien wenig gekannt hatte, und die britischen

Unterthanen, Juden und Neger, die bisher wie das Vieh eingescharrt wurden, wo sich eben Platz fand, erhielten ihre geweihten Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angewiesen. Die Klöster — welche bis dahin oft die geheimen Asyle der Liederlichkeit gewesen waren — wurden unter strenge Zucht genommen und der Zutritt zum Klosterleben erschwert. Priester von anerkannt schlechtem Rufe wurden von ihren Stellen entfernt, und der völlig verschwunden gewesene Anstand herrschte wieder in ihrem Privatleben, wie bei den religiösen Festen.

Mit großer Freigebigkeit hatte der Regent die Kirchen mit Bildern und kostbaren Meßgewändern, Juwelen und silbernen und goldenen Geräthen beschenkt. Die Prinzessinnen selbst stickten mit eigenen hohen Händen prächtige Kirchenfahnen, und so gewannen auch die Processionen einen Glanz und eine Feierlichkeit, welche die leichtsinnigen Brasilianer nie zuvor gekannt hatten. Bei jeder Procession sowohl, als in den Kirchen, sah man Gold und Silber, Edelsteine und köstliche Gewänder glänzen; Seide und Goldstoffe, Palmenzweige und Lorbeeren gaben solchen Ceremonien Glanz und Würde. Dieses Schaugepränge befriedigte das Auge; aber auch Weihrauchdüfte und die Modulationen eines

trefflich dirigirten und gutbesetzten Orchesters wirkten berauschend auf alle Sinne. Der Gottesdienst wurde häufiger gehalten, aber nicht wie früher in der Nacht oder in den frühesten Morgenstunden — wo die Messen als Stelldichein für Liebende benutzt wurden — sondern an passenden Tagesstunden. Die Processionen der Hostie erschienen selten, aber mit desto größerem Pompe. Fromme Brüderschaften wurden gestiftet und verherrlichten die Processionen; selbst Neger erhielten die Erlaubniß, ein Ordenskleid anzuziehen, einen silbernen Stab zu tragen und mit dem Adel des Himmels und der Erde — Fürsten und Priestern — öffentlich in frommer Andacht einherzuwandeln.

Unter solchen günstigen Anzeichen einer neu erwachenden religiösen Stimmung des Volks war der Frohnleichnamstag des Jahres 1816 herangekommen. Es lag eine doppelte Veranlassung vor, dieses bedeutendste aller katholischen Kirchenfeste recht feierlich und glänzend zu begehen. Ein großes erschütterndes Ereigniß hatte sich zugetragen. Die unglückliche Königin Donna Maria I. war aus ihrer langen Geistesnacht in das ewige Himmelslicht übergegangen: am 16. März 1816 hatte sie ihre frommen, lebensmüden Augen geschlossen, und

an demselben Tage hatte der Regent den Titel eines Königs angenommen.

Dieses doppelte Ereigniß sollte jetzt durch ein großes allgemeines Kirchenfest seine religiöse Weihe empfangen, und Brasilien, das bisher sich frei erhalten hatte von den Einflüssen einer herrschsüchtigen Hierarchie, sollte nun mit aller Macht der Phantasie dafür gewonnen werden. —

Das Volk sah den Heiland als Kind mit der äußersten Pracht nach Aegypten führen, von Prinzen und Großen, Laien und Klerus begleitet. Das gesammte Militair diente dem Jesuskinde als Leibwache. Der höchste Priester — der Erzbischof von Brasilien, in Goldstoffe und Purpur gekleidet, mit der von Diamanten strahlenden Mitra auf dem Kopfe — ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte, unter einem seidenen Thronhimmel, den sechs Domherren trugen, einherschreitend, hatte die von Brillanten strahlende Sonne vor der Brust, welche den Leib des Herrn umschloß; — den König — den seine Unterthanen für den größesten Monarchen der Erde halten — sah das Volk demüthig einherschreiten neben dem Hohenpriester, die geweihte Kerze tragend — welch ein Symbol geistlicher und weltlicher Macht — die Repräsentanten des

Himmels und der Erde im engsten Verein — vor welchen alles Volk die Kniee zu beugen gewohnt war. — Dazu das Geläut aller Glocken, der Donner aller Kanonen von den zahlreichen Forts und Schiffen im Hafen, das Wehen der Flaggen und Wimpel, der Glanz der königlichen Familie, des Hofes, der fremden Gesandtschaften, der zahllosen Schaaren ihrer reichgalonnirten Lakaien — Alles in altfranzösischer Hofkleidung — die Portiers und Läufer mit ihren Stäben, woran große ballonförmige Silberknäufe zu sehen waren — mit gestickten Wappen auf den Livreen — die zahlreichen Stationen, d. h. die an den Straßenecken errichteten Altäre mit Blumen, Altarlichtern, Marienbildern, messelesenden Priestern und Musikbanden — und nun die Stundenlänge einer solchen Procession, an welche sich lange Reihen von Mönchen und Nonnen von den verschiedensten Ordenscostümen anschlossen — die Menge reichgekleideter Chorknaben, die als Engel mit Rosabandschleifen und Flügeln von Knittergold verkleideten Kinder — die weißen und grauen, rothen und blauen Brüderschaften in ihren sackförmigen Gewändern mit Augenlöchern, wie wandelnde Mumien anzuschauen — die tausend brennenden Wachskerzen, deren Licht-

flamme man im hellen Sonnenschein so wenig sah als den Glanz der prasselnden Feuerwerke, die am hellen Tage zu Ehren aller Heiligen abgebrannt wurden — die vielen Kirchenfahnen mit aufgestickten Heiligenbildern — die kolossalen Kreuze und silbernen Cruzifixe — überhaupt dieser glänzende Kirchenprunk in Mitten einer ungeheuren Volksmenge — und in allen Straßen, besonders der langen, mit dem Hafendamme parallel laufenden Hauptstraße — der **Rua Dereito** — diese mit Teppichen und prachtvollen Blumen geschmückten Balcons, auf welchen eine glänzende Damenwelt von der dunkelsten Hautfarbe, der die gelbe und grüne Seidenkleidung — zur Ehre der Landesfarben — jedoch nicht besonders vortheilhaft stand — die ein Meer von Diamanten und Blumen auf den schwarzgelockten Köpfen zu tragen schien — herabschauend auf eine wogende Volksmenge von schwarzen und weißen Creolen und Negern, rothen und gelben Indianern, Mulatten und Mestizen — Alles in festlichen Kleidern mit der, den Brasilianern aller Stände eigenen, Eitelkeit und Prunksucht aufgeputzt — und alle hunderttausend von — Kopf an Kopf gedrängten — Menschen niederknieend, sobald das Allerheiligste und der Monarch sich nahten — —

das Alles gewährte ein Bild von ergreifender Wirkung und trug nicht wenig dazu bei, die neue Ordnung der Dinge, trotz der schreienden Mängel der Verwaltung, in den Herzen der Brasilianer zu befestigen.

Mit der neuen Würde des Königthums hatte auch die Hofhaltung Dom João's VI. einen höheren Glanz gewonnen.

Der Adel und die Reichen drängten sich mehr als zuvor zum Palast des Königs. Das Beispiel der fremden Diplomaten, die mit allem Luxus der gebildetsten Höfe von Europa in Brasilien auftraten, hatte veredelnd auf den Geschmack gewirkt. Die eitlen Portugiesen und Brasilianer wollten den Glanz der fremden Herrschaften nachahmen; man sah schon mehrere englische Wagen von Pferden gezogen statt der altmodigen Maulthier-Sejas, weiße Bediente statt der Negersklaven in den Livreen. Die alte Hofkleidung war wieder eingeführt, und die Staatslivreen der Dienerschaft waren mit ächten Goldtressen besetzt, anstatt der früheren unächten. Die Levers des Königs waren jetzt häufiger und übertrafen bald an Glanz und Pracht die

von Lisbôa — nur fehlten hier die grandiosen Marmorhallen des Palastes von Ajuda, und die vielen Sammetkleider mit Diamantenknöpfen, Ordenssternen und Ordensbändern schienen der engen Räume des brasilianischen Königspalastes zu spotten. An Courtagen geschah die Ceremonie des Beijamão öffentlich auf einem Balcon, im Angesicht des Volks, das sich haufenweise auf dem Schloßplatz sammelte. Bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte sich der König öffentlich in der Mitte seines Volks und legte eigenhändig den Grundstein zu einer Wasserleitung, die 5—6 Meilen weit das kühle Wasser — die größeste Segnung für ein so heißes Klima — zur Stadt führte. — Auch das Militair fing an, bessere Haltung zu gewinnen und besser gekleidet zu werden. Der König erschien bei den Revüen und wußte sich durch eine wohlberechnete Freigebigkeit und Herablassung auch bei den Soldaten beliebt zu machen.

Die Stadt selbst wurde durch das Geld und den Einfluß so vieler Fremden allmälig erweitert und verschönert. Wo es noch vor wenigen Jahren Urwald oder Sümpfe gab, sah man neue Häuser, selbst Straßen oder Vorstädte emporsteigen. Die Häuser wurden weiß angestrichen oder bemalt;

die gefängnißartigen Gitter der Jalousieen waren weggeschafft; jetzt aber wurden die höhlenartigen Vertiefungen, die dadurch hinter den Balcons entstanden waren, durch Glasthüren ersetzt. Die Balcons erhielten zierliche Gitter oder Balustraden, die mit Blumengefäßen besetzt wurden. — Reizende Quintas mit Blumengärten erhoben sich auf den erfrischenden Anhöhen jenseits der Stadt; Gras- und Gemüsepflanzungen traten an die Stelle der Wüste; die Landstraßen wurden breiter und fahrbar gemacht — eine neue Chaussée wurde durch die Sümpfe nach dem zwei Meilen entfernten Dorfe St. Christovão angelegt, wo der König sich ein kleines Lustschloß hatte erbauen lassen. Dorthin begab sich die königliche Familie nicht selten, um in der offenen Veranda die Pflanzendüfte einer prachtvollen tropischen Vegetation einzuathmen oder die entzückende Aussicht auf die grüne Inselgruppe zu genießen, welche die Bai von Rio de Janeiro schmückt.

Die Residenz hatte übrigens wieder ihren alten Namen San Sebastião angenommen. Doch alle der glänzende Schimmer und Schein, der sich über den Hof und dessen Residenz verbreitete, war nichts als die rothe Wange einer wurmstichigen Frucht. —

Der steigende Luxus bei dem Versiegen aller Erwerbsquellen, die größere Freiheit der Frauen bei ihrer klimatlichen Hinneigung zur Sinnlichkeit, der Hang zum Spiel, welcher durch die vom Könige erlaubte Einführung der holländischen Roulette auf eine entsetzliche Weise um sich griff — das waren eben so viele Ursachen des tiefen Verfalls der Sitten und des Wohlstandes, der das Innere der Familien durchdrang, während Fremde das Glück priesen, welches Brasilien durch die Verlegung des Hofes dorthin gewonnen habe.

Elfte Aufzeichnung.

Hochmuth der Königin. — Beleidigung des amerikanischen Gesandten und dessen entschlossenes Benehmen. — Die Königin entdeckt den Aufenthalt der Condeça. — Ihre Drohungen. — Dom Pedro's Besorgnisse. — Dom Miguel's Drohung. — Dessen Rohheit gegen den holländischen Geschäftsträger. — Sein Vergnügen, Menschen mit dem Lasso zu fangen. — Er empfängt eine Züchtigung. — Ueberraschendes Zusammentreffen. — Erlebnisse des Grafen von Lavradio. — Rache der Königin. — Charakterzüge von Dom Miguel. — Dessen Feindschaft gegen seinen Bruder. — Der Golf von Rio Janeiro. — Maria's reizender Aufenthalt auf einer Insel. — Scene zwischen Dom Pedro und dem Könige. — Katastrophe. —

Die Erhebung der Prinzeß-Regentin zur Königin hatte Donna Carlotta Joaquina schwindelnd gemacht vor Hochmuth.

Auf ihren täglichen Spazierritten, wobei ihre kleine unansehnliche Figur, die nach Männerart ritt, nicht eben geeignet war, durch ihre Persönlichkeit Achtung zu gewinnen, sprengten ihr Bereiter voran, die Jeden mit Androhungen von Prügeln nöthigten, vom Pferde oder aus dem Wa-

gen zu steigen. Mehrere angesehene Fremde hatte schon diese Unannehmlichkeit getroffen. Selbst der amerikanische Gesandte, gegen den die Königin wegen seiner Freimüthigkeit eine große Abneigung hegte, wurde auf solche Weise gezwungen, vom Pferde zu steigen. Doch dieser entschlossene Mann suchte ihr am folgenden Tage wieder zu begegnen, und als abermals die Bereiter mit ihren langen Stöcken auf ihn zuritten und ihm zuschrieen: «vom Pferde oder Prügel!» — hielt er still, zog ein Doppelpistol und erklärte mit entschlossener Ruhe, Jeden niederzuschießen, der sich erfrechen würde, dem Repräsentanten der freiesten Nation der Erde eine solche sklavische Erniedrigung anzusinnen. Die Königin erschrak sichtbar. «Laßt den **Maroto** *) laufen!» — schrie sie und ritt vorüber. — Der Gesandte richtete darauf eine Beschwerde an den Regenten, und dieser sah sich gezwungen, dem Vorreiter Arrest zu geben und eine Bekanntmachung zu erlassen, dahin, daß kein Fremder zu dieser Ehrfurchtsbezeigung künftig gezwungen werden solle. Seiner Gemahlin wagte er kein Wort darüber zu sagen.

---

*) Schlechten Kerl.

Bei dieser Gelegenheit war ein nicht geringer Auflauf in der Vorstadt Mata parios entstanden. Einige schrieen, der Fremde müsse gesteinigt werden, weil er der Königin den Respect verweigert habe; Andere riefen dazwischen, die Rohheit der königlichen Bereiter verletze das Gesandtenrecht und würde noch Brasilien mit den vereinigten Freistaaten in Krieg verwickeln. Dom Pedro befand sich eben bei seiner Geliebten, als der Tumult auf der Straße ihn zu der Unvorsichtigkeit verleitete, vor die Thür unter die offene Veranda des auf einer kleinen Terrasse belegenen Hauses zu treten. Die Condeça und Mariaquinha waren ihm dorthin gefolgt. Im lebhaftesten Unwillen war Dom Pedro im Begriff, dazwischenzuspringen, um sich zu erkundigen, was es gebe, auf jeden Fall die Volksmenge zu beruhigen; aber die beiden Damen bemühten sich, ihn zurückzuhalten. In diesem Augenblick kam die Königin mit ihrem Gefolge rasch vorübergeritten. Ihr kleines, rundes Gesicht war fast blau vor Aerger; aber mit ihren blitzenden unstäten Augen hatte sie einen scharfen Blick auf diese Gruppe geworfen und sie erkannt. Einen Augenblick hielt sie die Zügel ihres kleinen

dicken langzottigen Serto-Pferdes *) an und sagte laut genug, um verstanden zu werden, zu ihren Begleitern: «Das ist ja der Prinz mit seiner H... und deren Mutter. — **Machado** — die lachen über mich — **Verdadeiro**!» —

Dieser letzte, zwischen den Zähnen gemurmelte Fluch der Rache war mit einem boshaften Seitenblick begleitet — unwillkürlich ballte sie drohend die Faust. Dom Pedro, der nicht ohne Schmerz den Charakter seiner Mutter kannte, fühlte augenblicklich, daß von jetzt an die Sicherheit der Condeça und seiner Geliebten auf das Höchste gefährdet sei und dachte mit Unruhe daran, einen andern geheimen Aufenthalt für sie auszumitteln.

Für diesen Zweck bestieg er eine kleine Segelbarke, um die reizenden grünen Eilande, die sich in dem himmelblauen Meerbusen von Rio de Janeiro zerstreut befinden, und die verborgenen kleinen Buchten mit ihrer in das Wasser herabhängenden, prangenden Vegetation zu durchforschen.

Während seiner Abwesenheit sollte sich indeß die

---

*) In den **Sertões**, oder grasreichen Ebenen, des Innern findet sich diese kleine Race Pferde wild, die gezähmt dauerhafte Reitpferde abgeben.

Gefahr der beiden Frauen noch vermehren. Dom Miguel hatte von seiner Mutter die Anwesenheit derselben erfahren. Mit wildem Hohnlachen hatte er geschworen, das schöne Mädchen mit dem Lasso zu fangen und durch die Straßen von San Sebastião zu schleifen. «Ich habe» — schrie er — «noch einen Frevel ihres Vaters gegen meine Person zu rächen!» — Doch war er nicht zu bewegen, seiner Mutter einen Vorfall zu erzählen, dessen Erinnerung schon ihm unangenehm war. Ich hörte später davon reden, denn er hatte gegen seine Vertrauten kein Hehl daraus gemacht. Hier folge, was ich erfuhr. —

Dom Miguel hatte dieselbe Gewohnheit wie seine Mutter, sich Respect zu erzwingen, nur trieb er es noch weit ärger. Gewöhnt an die hündische Demuth der Portugiesen, ärgerte er sich über die Fremden, die sich zu solchen Herabwürdigungen nicht entschließen konnten. Und so hatte er es sich denn in den Kopf gesetzt, diese Marotos, wie er sie schalt, höflich zu machen, indem er wähnte, dadurch dem Königthum einen wesentlichen Dienst zu erzeigen. — Ich selbst hatte ihn mehrere Male

gesehen, wie er mit seinem Bereiter durch die Vorstadt Mata parios sprengte und Allen, die er mit seinem langen Stocke erreichen konnte, die Hüte vom Kopfe schlug, wobei nicht selten der Kopf oder das Gesicht der Vorübergehenden getroffen wurde. Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich eines Tages, wie er seinem Reitknechte befahl, einen vorüberreitenden Deutschen, der nicht vom Pferde gestiegen war, durchzuprügeln. Doch dieser zog seinen Säbel und ritt unangefochten davon.

Noch andere Rohheiten erlaubte sich der Infant. Ich selbst sah, wie er sich ein Vergnügen daraus machte, einer armen Witwe alle ihre Enten todt zu schießen. Alsdann ritt er, ohne Vergütung des Schadens, hohnlachend davon.

Ein andermal war ich mit dem holländischen Geschäftsträger und einigen andern Fremden ausgeritten, als wir die Unannehmlichkeit hatten, Dom Miguel zu begegnen. Da er mich kannte, so stieg ich vom Pferde, während die Andern sich begnügten, im Vorüberreiten die Hüte abzunehmen. Sogleich sprengte einer der Vorreiter heran und zwang, unter Androhung von Prügeln, den Holländer, abzusteigen. Dieser berief sich vergebens auf seinen Rang als Chargé d'affaires eines fremden Monar-

chen; allein der Kerl wurde immer gröber und Dom Miguel hielt in geringer Entfernung und rief: «Ha bravo, Matheo — bravo — wir wollen diesem fremden Maroto den Hochmuthsteufel austreiben — diese schlechten Kerle — sie mögen Respect lernen — schlag drauf, Matheo, wenn sie nicht absteigen.» — Unter diesen Umständen fügten sich die Fremden dem rohen Verlangen des Infanten; doch unter lauter Protestation, daß diese Huldigung erzwungen sei, und der holländische Geschäftsträger fügte die Erklärung hinzu, daß damit der Würde seiner Stellung und der Ehre seiner Nation nichts vergeben sein solle.

«Prinz» — schloß er, nachdem er abgestiegen war — «sein Sie überzeugt, daß ich darüber bei Seiner Allergetreuesten Majestät Beschwerde führen und mir Revanche zu verschaffen wissen werde.»

«Nun wohl, Mynheer» — schrie Dom Miguel spottend, indem er vorüberritt — «in diesem Falle können Sie überzeugt sein, nichts weiter zu erreichen, als daß ich Ihnen Arme und Beine entzweischlagen lassen werde.» —

Der Holländer ließ sich indeß durch diese Drohung nicht schrecken und führte persönlich Beschwerde bei dem Regenten, bewirkte jedoch mehr nicht, als

daß der Infant einen Verweis erhielt und der Diener eine leichte Arreststrafe. Der Holländer fand diese Genugthuung nicht hinreichend, forderte seine Pässe und reiste ab, um wenigstens seine Person vor der Rache des Prinzen und seiner Mutter sicher zu stellen. Man hatte Mühe, ihn nur so weit zu beruhigen, daß nicht alle diplomatische Verbindung mit dem Cabinet der Niederlande abgebrochen wurde.

Bei der letzten Anwesenheit des Hofes zu Santa Cruz machte es dem Infanten ein besonderes Vergnügen, mit dem Lasso Menschen zu fangen. Besonders die unglücklichen Negersklaven waren der beständige Gegenstand eines so entsetzlichen Muthwillens. Mehr als Einem hatte er schon die lange Lederschlinge im Vorüberjagen über den Kopf geworfen und ihn so am Boden mit fortgeschleift. Einer war erdrosselt, ein Anderer verkrüppelt, ein Dritter halb todt geschunden — indeß machte man nicht viel daraus; der Schaden nach Geld berechnet war so bedeutend nicht, und der Abgang am Menschenfleisch wurde mit der Bemerkung: «crepirt» im Etat der Sklaven notirt. Von übleren Folgen für den Infanten war indeß ein Frevel, den er sich auf der Jagd erlaubte.

Der Infant, begleitet von einigen Piãos, die auf den weiten Sertões von Santa Cruz seinen liebsten Umgang und seine Jagdgenossen ausmachten, verfolgte eben mit dem Lasso einen weißgefleckten wilden Stier. Die Behendigkeit des Thiers, welches er von der Heerde abgejagt hatte, und die in diesen Gegenden seltene Farbe und Zeichnung desselben erhöhten seinen Eifer der Jagdlust. Da er das beste Pferd ritt, so war er der kleinen Schaar seiner Begleiter weit vorausgeeilt, und im rasenden Lauf nahte sich die wilde Jagd dem tiefen Bette des gelben Flusses, der den vollklingenden Namen: Taguiah führt. Ueberzeugt, daß der Stier sich nicht den an funfzig Fuß tiefen steilen Abhang hinabstürzen werde, suchte er demselben den Weg abzuschneiden, den er am Ufer des noch ziemlich hoch angeschwollenen Stromes hinauf nahm. Plötzlich stieg aber ein einzelner Reiter aus der Tiefe des Strombettes auf einem der, am hohen steilen Ufer sich in die Höhe ziehenden, Absätze herauf, indem er sein Pferd hinter sich her zog. Es war eine kräftige, von der Sonne gebräunte Gestalt, mit einem schwarzen krausen Bart, der die ganze untere Hälfte des Gesichts bedeckte, gekleidet in die Tracht der Bewohner des Bergwerksdistricts von Minas

Geraes — mit dem breitgeränderten Strohhut, unter welchem dunkle, entschlossene Augen glänzten, mit der weißen Jacke auf der einen Schulter hängend und dem kurzen Säbel an der Seite, der kurzen Knotenpeitsche in der Hand. Sein plötzliches Erscheinen erschreckte den Stier, der einen Seitensprung machte und den steilen Abhang hinunterstürzte in die Tiefe des Flußbettes.

Wüthend darüber, seine wilde Jagd gestört zu sehen, kam der Infant Dom Miguel mit geschwungenem Lasso herangesprengt, und eben hatte sich jener Reiter wieder auf sein Pferd geschwungen, als er auch schon die Schlinge desselben über seinen Kopf geworfen fühlte. Augenblicklich gab er seinem Pferde die Sporen und folgte in der Richtung, welche der Infant mit dem am Gurt seines Pferdes befestigten Lasso genommen hatte, so schnell, daß dadurch die Gewalt des Rucks vermindert wurde, wodurch er bei der geringsten Zögerung vom Pferde gerissen wäre. Er gewann damit Zeit, den kurzen Säbel zu ziehen und den Lasso durchzuhauen. Jetzt aber verfolgte er den Prinzen, der alle Kräfte seines schon erschöpften Pferdes anstrengte, um dem wüthenden Rächer zu entkommen. Immer kürzer wurde der Raum zwischen dem Verfolger und

Verfolgten. Jener ritt eines der edelsten wilden Savannenpferde von seltener Kraft und Dauer. Nach wenigen langgestreckten Galoppsprüngen hatte der Mineiro die linke Seite des Infanten gewonnen, packte diesen in den Kragen, riß ihn mit gewaltiger Kraft vom Pferde und gab ihm einige Hiebe mit der Hetzpeitsche! —

«Halt' ein!» — schrie dieser — «ich bin der Infant Dom Miguel.»

«Und ich — der Graf von Lavradio» — sprach jener stolz und entließ den Infanten aus seinen Händen. — Dieser war todtenbleich geworden und zitterte sichtbar.

«Mein Prinz» — sprach er dann und nahm den Hut ab — «als getreuer Unterthan Seiner Allergetreuesten Majestät würde ich vom Pferde steigen und Ew. Hoheit nach Landessitte knieend die Hand küssen. Allein Sie haben sich benommen wie der roheste ungezogenste Bube, der die Züchtigung verdient hat, die ich Ihnen, ohne Sie erkannt zu haben, ertheilte. Sie sind in meiner Gewalt. Ich könnte mich rächen für die Intriguen Ihrer Mutter, die mich um das Glück meines Lebens betrogen hat; — allein — — gehen Sie — ich verachte Sie!» —

Damit wendete er sein Pferd und galoppirte davon.

Erst später erfuhr ich die Veranlassung dieses Zusammentreffens. Allerdings war der Graf von Lavradio auf speciellen Befehl des Königs — damaligen Prinz-Regenten — zu Bahia in Freiheit gesetzt; allein zugleich auf Befehl des Ministers in den unfruchtbaren Bergwerksdistrict von Minas-Geraes verbannt. Seine Familie hatte ihn dorthin begleitet. — Man wird sich erinnern, daß Mariaquinha durch Dom Miguels Bosheit bei der Ausschiffung der königlichen Familie verloren gegangen war. Man hatte sie gefunden und in das Kloster der barmherzigen Schwestern abgeliefert. Hier war sie mit ihrer Mutter wieder vereinigt und hatte mit dieser ihren Vater an seinen Verbannungsort begleitet. Jahrelang hatte diese liebenswürdige Familie dort in der strengsten Zurückgezogenheit ein Leben voll stiller Sehnsucht nach ihrer fernen Heimath, doch nicht ohne stilles Liebesglück, geführt. Mariaquinha entwickelte sich unter Sehnsuchtsschmerzen zu einer reizenden frommen Jungfrau. Ihre Liebe gewann damit an Reife und Bewußtsein.

Doch endlich konnte der Graf seine Sehnsucht

nach dem bewegten Leben, die Condeça die ihrige nach ihrem schönen Portugal, und Mariaquinha ihren stillen Liebesgram nicht länger ertragen. Die beiden Letztern entschlossen sich zu der weiten und gefährlichen Reise nach der Residenz, um noch einen Versuch zu machen, die Begnadigung des verbannten Vaters und Gatten zu bewirken. Wir wissen, wie sie auf dieser Reise Dom Pedro begegnet waren und daß dieser ihnen anfänglich in Santa Cruz, und dann in Rio Janeiro, einen nun auch für sie gefährlich gewordenen Aufenthalt verschafft hatte. Nur die Hoffnung, in diesem Verhältniß für die Erlösung ihres Gatten wirken zu können, hielt die Condeça dort zurück. Sie schrieb ihm durch ihren treuen Neger, der die Reise nach Minas Geraes machen mußte, über ihre Lage und ihren Aufenthalt, auch über die Aeußerung des Regenten zu Santa Cruz. Doch ehe diese Botschaft eintraf, hatte schon das Gouvernement dieser Provinz die nöthigen verrätherischen Befehle erhalten, welche seine Entlassung aus Villa Rica, dem Hauptort von Minas Geraes, und seine abermalige Verhaftung an der Grenze dieser Provinz zur Folge hatte. Seiner militairischen Bedeckung war er glücklich entkommen, jedoch in die Hände der Wilden gefallen. — Erst nach

einer schrecklichen und gefahrvollen Gefangenschaft unter den wilden Botocuden hatte er durch List und Entschlossenheit seine Freiheit wiedergewonnen und war jetzt auf der Reise nach Rio Janeiro, um seine Gattin aufzusuchen, als jenes Ereigniß in dem Serto von Santa Cruz und besonders das stolze Selbstgefühl, das ihn verleitet hatte, dem Infanten unvorsichtigerweise seinen Namen zu nennen — alle seine Pläne durchschnitt und ihm neue Gefangenschaft zuzog; denn der Infant hatte doch noch seine Mutter von den empfangenen Mißhandlungen benachrichtigt, und diese hatte den dienstfertigen Minister — Grafen von Santarem — bewogen, Alles aufzubieten, des Flüchtlings habhaft zu werden. Es gelang in Rio Janeiro, ehe er seine Gattin aufgefunden hatte. Seine Verhaftung geschah so geheimnißvoll, daß Niemand davon etwas erfuhr. Man hatte ihn in die furchtbaren Kerker der Ilha Cobre abgeliefert und für ewig schien damit sein Name verschollen zu sein.

Die Königin Donna Carlotta triumphirte. Sie glich dem Raubthier, dessen Wuth in demselben Maße steigt, wie die Leiden seines Opfers zunehmen. — Nun galt es noch, die Gattin und Tochter jenes unglücklichen Grafen von der Erde zu

vertilgen. Sie gab im Geheim ihre Aufträge, an Vertraute, die schon Manchen aus dem Wege geräumt hatten, der ihr unangenehm gewesen war; allein die Condeça und die reizende junge Mariaquinha waren nicht mehr in Rio Janeiro zu finden.

Dom Miguel führte nach wie vor ein rüdes Leben. Unter dem Schutz seiner intriguanten Mutter und eines pflichtvergessenen Ministers erlaubte er sich jede rohe Ungezogenheit, die ihm eben die Laune eingab. Man drohte offen oder versteckt Jedem mit dem Tode, der sich erkühnen würde, darüber Beschwerde zu führen. Der König erfuhr also entweder nichts von der schlechten Aufführung dieses jungen Bastards, oder er ignorirte dieselbe aus Liebe zum häuslichen Frieden. Das Letztere ist wahrscheinlicher — denn bei seinem mißtrauischen Wesen und Regierungssystem hatte er überall seine vertrauten Spione und Neuigkeitsträger, von welchen er den Einen oft durch den Andern beobachten ließ.

Uebrigens war Dom Miguel, nach dem Beispiele seiner Mutter und des Königs, äußerlich

fromm, besuchte täglich zweimal die Messe, ging zur Beichte und folgte mit andächtigem Augenverdrehen den kirchlichen Processionen. Er hatte sich einen Vorrath von frömmelnden Redensarten angeschafft, die er überall anbrachte, wo er glaubte, daß der König solches erfahren würde. In Gegenwart desselben oder dessen Vertrauten nahm er die Haltung der tiefsten Unterwürfigkeit an, um desto übermüthiger auftreten zu können, wo er nicht nöthig zu haben glaubte, sich den Zwang der Heuchelei anzuthun. Dabei war er eben so abergläubisch als gewissenlos. Er trug auf den Rath seiner Mutter immer einige Reliquien bei sich, um sich gegen den bösen Blick zu sichern — denn das war die Rache, die er am meisten fürchtete, indem er gegen jeden äußern Angriff durch seine hohe Stellung gesichert zu sein glaubte.

Bei dem völligen Mangel an Kenntnissen und Bildung fühlte er sich in gebildeter Gesellschaft so genirt, daß er sie mied, wo er konnte; dagegen sich desto mehr mit Stallknechten, Bedienten und Piãos, die seine täglichen Begleiter waren, umhertrieb. Da er nicht viel Taschengeld erhielt, so mußte er sich seine oft ausschweifenden Bedürfnisse entweder

auf dem Wege der Requisition *) zu verschaffen suchen, oder er borgte von seinen Umgebungen Geld, wofür er seine Protection versprach, indem er, wenn er seine Schuldner nicht befriedigen konnte, ihnen durch Verwendung bei seiner Mutter einträgliche Stellen zu verschaffen wußte, weshalb er überall offene Kasse fand.

So jung er damals noch war, so beschäftigte ihn doch ausschließlich schon das Gefühl der Rache gegen den unglücklichen Grafen von Lavradio und dessen Familie, und der Haß gegen seinen edlen Bruder Dom Pedro, dessen höhere Natur ihm ohnehin ein Dorn im Auge war.

Dom Pedro stand zu hoch, um die kleinlichen Neckereien und Intriguen seines Bruders zu beachten. Er wußte nichts davon, mit welchem Eifer dieser die Gefangennehmung des Grafen bewirkt hatte und nun Alles aufbot, ihm seine grausame Gefangenschaft noch zu erschweren, und wie viel

---

*) Dieses Requisitionssystem für die Bedürfnisse des Hofes war eine der schrecklichsten Plagen der Gegend um Santa Cruz. So oft der Hof dorthin zog, gingen Detachements Soldaten nach allen in der Umgegend liegenden Faciendas aus und requirirten die Bedürfnisse des Hofes. — Von Bezahlung war nicht die Rede.

Mühe er sich gab, den Aufenthalt der Donna Eleonora und deren Tochter auszumitteln. Und dennoch fühlte Dom Pedro gegen seinen Bruder die Abneigung höher begabter Menschen gegen gemeine Naturen, und dieses ließ er ihm merken, weniger durch Vorwürfe, als durch kalte Nichtbeachtung seiner Existenz und seines Treibens. Das aber gerade war um so verletzender für das Gefühl des jungen Infanten, der Dom Pedro's Zurückhaltung für Hochmuth und Stolz auf das Erstgeburtsrecht auslegte, oder wohl gar für einen stillen Vorwurf hielt wegen eines Makels an der Geburt, woran freilich Dom Miguel am wenigsten glaubte; aber er wußte, daß Gerüchte dieser Art im Umlauf gingen.

So hatte sich in seiner jungen Seele schon frühzeitig ein tiefer Groll gegen den vom Glück und von der Natur so begünstigten Bruder festgesetzt, und Dieser empfand eine Abneigung und Verachtung gegen Jenen, welche nur bisweilen sein natürliches Wohlwollen vergessen zu haben schien.

Die tiefste Quelle des unglücklichen Bruderstreits — die völlige Unvereinbarkeit der Charaktere — war damit eröffnet.

Der Golf von Rio Janeiro ist von der Natur in drei Abtheilungen getheilt. Die untere — durch eine Linie, die von dem Hügel St. Bento bis zum Vorgebirge Armazen geht, begrenzt — bildet den eigentlichen Hafen der Stadt, in welchem damals die portugiesische Flotte abgetakelt lag, während sie von den brasilianischen Bohrwürmern zernagt wurde. Die zweite Abtheilung, die sich bis zu der Ilha do Governador erstreckt, umfaßt eine große Wasserfläche, die mit mehreren reizenden Inseln bedeckt ist. Dort erhebt sich die Ilha de Enchados, eine Klippe, die spärlich mit Erde bedeckt ist und eine reizende Aussicht auf die Stadt und verschiedene malerische Partieen der Bai gewährt. Auf der Höhe dieser Insel befindet sich das Hospital der an der Elephanthiasis Leidenden — einer Krankheit, die in Brasilien häufig vorkommt. Eine Meile weiter nach Westen ragt eine Gruppe steiler Felsen aus der krystallreinen azurblauen Fluth hervor. Auf dem größesten derselben steht das Pulvermagazin, von einigen Soldaten bewacht. Oestlich von diesem Felsen ist das klare, durchsichtige Wasser beinahe 100 Fuß tief. Hier ist der Sammelplatz glänzender Delphine. Eine Welt von Miriaden Fischen und andern seltsam gestalteten Seethieren

bewegt sich in der Schwindeltiefe der See, und Vögel mit goldglänzendem Gefieder schwimmen in der reinblauen Luft. Nach Westen zu ist der sandige Meerboden so seicht, daß die spiegelhelle Fluth zum Bade einladen würde, wäre man sicher dafür, daß sich nicht dorthin bisweilen ein gefräßiger Hai verirrte. Mitten in dieser schönen Bai, die etwa zwei Meilen breit ist, befindet sich eine kleine Insel von einer so malerischen Schönheit, daß Niemand sie von der nahen Höhe herab ohne Bewunderung sehen kann. Breitblätterige Mangolienbäume, der Pisang mit den langen, wie Atlas glänzenden Blättern und dem silbergrauen glatten Stamm, die schlanke Palme mit der in den Lüften sich wiegenden Krone, die Mimose, deren zartbefiedertes Laub hoch im Aether zu schwimmen scheint — Alles durchduftet vom Arom der tropischen Gewürze, gekühlt durch die erfrischende Seeluft — bilden den malerischen Baumschlag des Innern dieser Feeninsel, deren Landungsplatz unter einem Gehänge von indianischen Feigen und blühenden Lianen, die sich im klaren Meeresspiegel baden, so verborgen liegt, daß man mit dem Geheimnisse — dieses Zauberschloß zu öffnen — vertraut sein muß, um nur den Zu-

gang zu den Reizen dieser paradiesischen Pflanzenwelt finden zu können.

Hierher hatte Dom Pedro seine geliebte Mariaquinha und deren Mutter gebracht. Ein einfaches, aber hübsch eingerichtetes und geschmackvoll decorirtes Haus hatte er von dem Besitzer, einem reichen Engländer, der nach Europa zurückging, kaufen lassen. Das Innere dieses Eilandes enthielt Orangengärten, Ananas, aromatische Melonen, Weintrauben von ungeheurer Größe, Arom und Vollsaftigkeit, und zwischen allen diesen Wundern einer prachtvollen Pflanzenwelt schlängelten sich schattige Gänge hindurch. Ueppige Ruheplätze, kühle Grotten, ein verborgenes Bad am klaren Quell — gaben diesem Aufenthalt einen unbeschreiblichen Reiz, der noch durch den poetischen Zauber einer romantischen Einsamkeit erhöht wurde.

Hier in dieser Wunderwelt, abgeschieden von all dem unruhigen Treiben des Weltverkehrs, lebten Mariaquinha und ihre Mutter in dem Zustande einer schwermüthigen und doch süßen Schwärmerei — fast ein Jahr. — Immer mehr sich isolirend, schufen sie eine Welt von Glück in ihrem Innern, nicht ahnend, daß nur zu bald die Politik des Tages, der sie so fremd geworden waren, ihr

wonniges, sonniges Traumleben zertrümmern werde.

Dom Pedro besuchte sie nicht täglich, um nicht die Aufmerksamkeit der Feinde seines stillen Glücks auf dieses Asyl seiner ersten heiligen Liebe hinzulenken; wohl aber jede Woche ein bis zwei Mal unter dem Vorwande einer Fischerei in den benachbarten Baien, einer Landpartie oder Jagd — überhaupt, jemehr er sich von aller Theilnahme an den Geschäften der Regierung zurückzog, umsomehr suchte er für sein Privatleben eine gewisse Freiheit der Bewegung zu gewinnen, und gern ließ man ihn in dieser Hinsicht gewähren, weil man froh war, den scharfen Beobachter entfernt und durch Vergnügungen zerstreut zu wissen. —

Indeß überall — auch in die Arme seiner Geliebten — begleitete ihn das drückende Bewußtsein, daß dieses Glück unmöglich von langer Dauer sein könne: der Moment rückte immer näher, in welchem es die Entscheidung galt, entweder der Thronfolge oder seiner Geliebten zu entsagen. Einem so feurigen Kopfe mit einem so heißen Herzen und einer so innigen Liebe, aber auch glühenden Ruhmbegierde — wurde die Wahl nicht leicht zwischen seiner Liebe und seinem Ruhm.

Endlich hatte ihm sein Vater Dom João eröffnet, daß er für ihn um die Hand der schönen Erzherzogin Leopoldine, Tochter des Kaisers Franz I. von Oestreich, durch den Marquis von Mariaalva, brasilianischen Gesandten am wiener Hofe, habe werben lassen und bereits die Zusage empfangen habe. Die Ehepakten wären schon entworfen und vorläufig genehmigt, und auf den 13. Mai d. J. (1817) sei der Tag der feierlichen Vermählung **par procuration** in der Hofburg zu Wien angesetzt. Es bedürfe jetzt nur noch der Formalität seiner Unterschrift zu den Ehepakten.

Damit gab er dem Minister-Staatssecretair des Auswärtigen einen Wink, und dieser trat auf Dom Pedro zu, in der einen Hand die Ehepakten, in der andern die eingetauchte Feder darbietend.

»Wie?» — rief Dom Pedro überrascht — «und dieser eine Federzug soll über mein ganzes Lebensglück entscheiden? — Eine leere Formalität wird es genannt, was gebrochene Herzen bringt? — Und man betreibt die Zurüstungen zu dem Drama, in welchem ich die Hauptperson spielen soll, so heimlich, daß der Held desselben seine Rolle erst erfährt in dem Augenblick, wo er auftreten soll? — — Das ist empörend — das ist beleidigend für mich. Ich

beschwöre Ew. Majestät, mir zu erlauben, daß ich nicht unterzeichne.» —

«Was haben Ew. Liebden für Gründe für diese befremdliche Weigerung?» — fragte der König kalt und nahm umständlich und langsam eine Priese aus seiner goldenen, mit Brillanten besetzten Tabatière — «Wie?» —

«Erstlich» — entgegnete Dom Pedro — «bitte ich um Erlaubniß, bemerken zu dürfen, daß ich noch zu jung bin — wenigstens noch Zeit habe zum Heirathen und noch keine Neigung dazu verspüre.»

«Zu jung?» — spöttelte der König nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, die sonst seinem sanften, frommen Gemüthe fremd war. «Wir waren auch noch Kind, als man uns mit einem Kinde — Unserer Gemahlin — vermählte ....»

«Und fühlen sich beglückt durch diese frühreife Verbindung, wobei man die Wünsche der Vermählten nicht gehört hat?» —

«Diese vorlaute Frage gehört hier nicht her» — entgegnete der König gereizt und ungewöhnlich streng im Ton — «bei den politischen Zwecken solcher Mariage kommt das Herz nicht in Frage, nur das Interesse der Staaten, deren Herrn und Eigenthümer wir durch die Gnade Gottes geworden sind.»

Diese letzte Bemerkung hatte ihres Eindrucks auf Dom Pedro nicht verfehlt.

Obgleich er nach Filangieri's freisinnigen Grundsätzen sich nie mit der Idee des **ancien régime** befreunden konnte, daß der Staat Eigenthum des Regenten sei, und im Gegentheil nach den philosophischen Ansichten Friedrichs des Großen den Regenten für den höchsten, nur Gott verantwortlichen Beamten des Staats hielt: so wagte er doch nicht, darüber mit seinem Vater zu streiten; allein nichts destoweniger hatte die Vorstellung, daß der Regent verpflichtet sei, der Wohlfahrt des ihm von Gott anvertrauten Staats das eigene Glück, selbst das Leben, zu opfern, ihn noch nie so erschütternd und so mit voller Ueberzeugung ergriffen, als in diesem Augenblick, wo — wie er nicht verkannte — eine gesunde Politik und das Interesse von Portugal und Brasilien allerdings ein solches Opfer von ihm, dem Thronfolger, forderte. Sein Herz zog sich dabei krampfhaft zusammen, und die Nothwendigkeit, hier nachzugeben, seiner Liebe und seinem Lebensglück zu entsagen, trat ihm so klar vor das geistige Auge, daß er sich mit aller Energie seines Charakters gegen eine Liebe waffnen zu müssen glaubte, die schon eine Macht über sein Gemüth

gewonnen hatte, welche seine ganze künftige hohe Bestimmung und die Wohlfahrt der ihm einst anvertrauten Völker bedrohte. Und eine Kälte durchschauerte bei diesem Gedanken sein Inneres, welche ihn selbst täuschte über die eigentliche Natur seines Gefühls. Er glaubte in diesem Augenblick wirklich, durch die Kraft eines festen Willens eine Liebe bezwungen zu haben, die noch immer in der geheimsten Tiefe seiner Seele herrschte. Schon war er im Begriff, seine Zustimmung zu erklären, als er sich erinnerte, daß er jetzt diese Gelegenheit benutzen könne, der Familie, die er unglücklich machen würde durch sein Zurückziehen, einigen Ersatz zu gewähren.

«Ew. Majestät — meines Herrn Vaters Wille» — sprach er — «ist mein Gesetz. Zuvor aber habe ich eine heilige Pflicht des Herzens und des Gewissens zu erfüllen.» — Und nun erzählte er mit der schönen Offenheit seines Charakters sein zartes Verhältniß zu Donna Maria, der Tochter des unglücklichen Grafen von Lavradio. — «Ich werde diese Liebe meiner höhern Pflicht opfern» — sprach er fest — «allein noch höher steht mir die Pflicht der Humanität, dieses Opfer an eine Bedingung der Gerechtigkeit zu knüpfen. Und so

bin ich denn zum ersten Mal in meinem Leben entschlossen, mit würdiger Festigkeit zu erklären: ich werde diese Ehepakten nicht eher unterschreiben, bis die Beweise in meinen Händen liegen, daß der Graf von Lavradio auf einem englischen Schiffe nach Portugal eingeschifft ist und daß seine Freilassung und Wiedereinsetzung in alle seine Würden und Güter feierlich decretirt und von dem jetzt im Hafen anwesenden Commodore Sir Sidney-Smith und dem englischen Gesandten, Lord Strangford, garantirt ist. — Wo nicht — so entsage ich der Thronfolge und lebe nur für das Glück meiner Liebe — der geringste Ersatz, den ich dieser unglücklichen Familie geben kann für die Zerstörung ihres Glücks durch Nachsicht gegen die Intriguen gewissenloser Menschen.»

Dabei warf er einen scharfen Seitenblick auf den erbleichenden Minister.

«Aber **Santa Madre de conceição**» — rief der Regent und schlug beide Hände zusammen — «was kann ich thun? — was soll ich thun? — Wie steht es mit dem Grafen?» — fragte er den Minister.

Der Vicomte von Santarem zog die buschigen Augenbraunen in die Höhe, zuckte mit den Achseln

auf geheimnißvolle Weise und entgegnete: «Ew. Allergetreuesten Majestät höchst erleuchtete Regierung hat dem edlen Grafen von Lavradio bereits die volle königliche Huld gewährt, indem derselbe auf Allerhöchstdero Befehl aus den Gefängnissen von Bahia entlassen, zu Minas Geraes in eine anständige und angenehme Lage versetzt und sodann vermöge eines zweiten Allerhöchsten Gnadenacts auch dieser milden Verbannung wieder entlassen war. — Allein auf der Reise hierher ist er räthselhaft verschwunden, und seitdem ist Ministerio unbekannt geblieben, was aus ihm weiter geworden. Unmaßgeblich steht zu vermuthen, daß ihn die wilden Botocuden verspeist haben werden.»

«Nun, Liebden» — sprach der König zu seinem Sohn — «Sie sehen, wie die Sache steht — die Witwe mit ihrer Tochter senden Wir nach Portugal zurück — was wollen Wir mehr?» —

«Erlauben Ew. Majestät — daß ich eine andere Version zu jenem Lügentext Seiner Excellenz mittheile.» — Und nun erzählte er, in Gegenwart des abwechselnd erröthenden und erbleichenden Ministers, von den gedrückten Verhältnissen des Conde von Lavradio im öden Bergwerksdistrict von Minas Geraes, von der Reise seiner Gattin und Toch-

ter hierher und ihren vergeblichen Bemühungen, Gerechtigkeit zu erlangen, von der Entlassung des Grafen aus der Verbannung, von der verrätheri-schen Verhaftung desselben, von dem Frevel Dom Miguels gegen ihn und dessen Züchtigung — denn der Infant hatte seinen Vertrauten, die aus der Ferne die Scene mit angesehen hatten, nicht ver-schwiegen, wer es gewesen war — und durch des Grafen Leibneger, der ihn bis zu dem Augenblick, als er verhaftet wurde, nicht verlassen hatte, hatte Dom Pedro das Weitere erfahren. Dann schloß er mit der Bemerkung: «Nach diesen Vorfällen müßte ich die Charaktere meines Bruders, leider auch meiner Mutter und dieses Herrn nicht kennen, wenn ich einen Augenblick darüber in Zweifel blei-ben wollte, daß das räthselhafte Verschwinden die-ses Grafen — den man in Rio Janeiro gesehen haben will — ganz allein Folge einer Intrigue ist, welche Seiner Excellenz nicht fremd sein kann und wird. — Ich habe daher nur meine Erklärung zu wiederholen, daß ich nicht unterschreiben werde, wenn nicht meine vorhin gestellte Bedingung vollstän-dig erfüllt wird; und wenn mich nicht noch ein anderer Grund zu dieser entschlossenen Handelsweise be-stimmte, so würde es der Wunsch sein, daß der

feierliche Act meiner Verbindung mit einer Kaiserstochter auch nicht durch den Schatten des Vorwurfs einer himmelschreienden Ungerechtigkeit — der Ruhm meines erhabenen Königs und Vaters verdunkelt werde.»

Es war jetzt einer der seltenen Augenblicke gekommen, in welchem das Gemüth des Königs — die Oberhand gewann über das natürliche Phlegma und die Unentschlossenheit seines Charakters. Mit einer gewissen Wärme umarmte er seinen Sohn, der niederkniete und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte, — und sprach: «Erhalte Dir Gott diese edlen Gesinnungen. Seelengröße, Gerechtigkeit und Humanität eines Monarchen sind die drei Grundsäulen, worauf die Wohlfahrt seiner Völker sich erheben wird. Da ich mich schämen würde, in solchen Regententugenden Dir nachzustehen, so erkläre ich diesem Herrn hiermit, daß, wenn er nicht binnen vier Stunden die von Dir verlangten Bescheinigungen über die Freilassung und Sicherstellung des Grafen beibringen wird — er unwiederruflich entlassen und nach Minas Geraes verbannt sein wird.

Diese Sprache wirkte wie ein Zauberschlag. Der Graf wurde befreit aus den schrecklichen Kerkern des Forts der Ilha Cobre, und mit aller

Achtung für seinen Rang am Bord des Admiralschiffs empfangen. Gern verbürgten der englische Commodore und der Gesandte die Vollziehung des königlichen Gnadenacts — und nun stand nur noch der ungünstige Wind der Abreise des Grafen nach Europa entgegen — zudem der von ihm erklärte Wunsch, mit seiner Familie, deren jetziger Aufenthalt ihm unbekannt geblieben war, wiedervereinigt auf seine Güter nach Portugal zurückkehren zu dürfen.

Dom Pedro aber hatte noch das Schwerste auf dem Herzen — seine Trennung von Mariaquinha. — Um sich selbst sicher zu stellen, daß er durch ihre Thränen nicht erweicht werde, aufzugeben, was er einmal für Recht erkannt hatte — — — unterzeichnete er den Heirathscontract mit der Erzherzogin Leopoldine von Oestreich und beurlaubte sich zu einer Wasserfahrt, um, wie er offen bekannte, seiner Pflicht nun das letzte und schwerste Opfer zu bringen.

Diesen Abschied zu schildern mit den vorhergegangenen Erklärungen vermag keine Feder. Nur denke man sich keine Scene gemeinen Wehklagens, keine Versuche, den Prinzen seiner hohen Bestimmung

abwendig zu machen, keinen Gedanken von seiner Seite an eine sträfliche Fortsetzung dieses Verhältnisses im Geheim. Die Seelengröße des einen richtete sich an der Seelengröße des andern Theils auf. Und am Ende hatte doch die reine Weiblichkeit des edlen Mädchens eine höhere Resignation gewonnen, als Dom Pedro's männliche Charakterstärke. Während dieser im ungeheuren Schmerz einen Kampf des Willens mit der Leidenschaft durchkämpfte, der ihn fast vernichtete, erhob sich Mariaquinha zu dem Hochgefühl einer tugendhaften frommen Entsagung, wie sie nur dem edelsten und reinsten weiblichen Gemüth möglich ist.

Dom Pedro war ihre erste und einzige Liebe — das Ideal männlicher Hoheit; — sein Glück zu fördern, war die höchste Aufgabe ihres Lebens. Sich diesem hohen Ziel zu opfern, trug sie keinen Augenblick Bedenken; sie war ja das Geschöpf seines Muths — ohne seine Entschlossenheit wäre sie längst eine Beute des schrecklichen Hai geworden. In den bedrängtesten Lagen ihres jungen Lebens hatte er ihr rettend und schützend zur Seite gestanden — was konnte sie ihm weniger bieten dafür, als gänzliche Hingebung ihres eigenen Daseins. — Ihr klarer Verstand begriff im Augenblick, daß Dom

Pedro entweder sich der Kaisertochter vermählen, oder seiner hohen Bestimmung entsagen mußte. Er war in ihrem Auge der Gott, der zur Beglückung der Völker diesseits und jenseits des atlantischen Oceans geboren war — sollte sie ihn dieser hohen Bestimmung abwendig machen? — Das hieße sich an Gott, an der Welt und an ihm, den sie liebte, versündigen. Keinen Augenblick war sie schwankend in der Ueberzeugung, daß ihr Beruf ein höherer sei, als durch Liebe zu beglücken und glücklich zu werden. Die Entsagung sollte ihr die Palme einer himmlischen Glückseligkeit bringen. Mit ihrer Liebe hatte sie der Welt und ihren Freuden entsagt. — Still und bleich kehrte sie an der Seite ihrer wiedervereinigten Eltern nach Portugal zurück. Die Sehnsucht nach dem Himmel hatte allmälig alle die Bande, die noch ihr junges Gemüth an das Erdenleben gefesselt hielten, freundlich und mild gelöst und ein schwermüthiges Verlangen nach der frommen Abgeschiedenheit und heiligen Stille des Klosterlebens hatte ihre ganze Seele durchdrungen. —

Ihre Mutter führte mit unendlichem Schmerz die schöne bleiche Tochter in das durch die Strenge seiner Regel bekannte, dicht bei dem Palast von Ajuda belegene Kloster der Bernhardiner-Nonnen,

welches, zum Gedächtniß des Besuchs eines Engels bei der Mutter Johannis des Täufers, das Kloster der Heimsuchung genannt wird. Der Patriarch von Portugal hatte auf ihr dringendes Gesuch die Prüfungszeit des Noviziats abgekürzt, und am 5. November 1817 — an demselben Tage, an welchem die Kanonen aller Forts, die Wimpel und Flaggen aller Schiffe in der schönen Bai von Rio Janeiro die Ankunft der schönen Kaisertochter in der neuen Welt feierten, empfing Donna Maria de Crozião diesseits des atlantischen Oceans den allen Schmerz verhüllenden Nonnenschleier.

Ihre Welt war todt — für Dom Pedro aber war eine neue aufgegangen; — ihr bot der Himmel seine Friedenspalme — ihn rief die Posaune des Ruhms erst hinaus in das bewegte Leben.

Dom Miguel brütete Groll gegen seinen Bruder und Intriguen gegen den König. Große Ereignisse bereiteten sich vor diesseits und jenseits des Oceans.

Die Erzählung beginne mit der zweiten Abtheilung dieser Memoiren.

Auch Dom Epifanio, der Conde von Lavradio, blieb in seinem tiefen Groll gegen Dom Miguel und die Königin den Ereignissen nicht fremd, und

dessen finsterer Bruder, Padre Leonio — der — nachdem die schwere Prüfungszeit seines Hüteramts der im stillen Glühen geliebten Gattin seines Bruders — diese Tage voll Selbstverleugung und Selbstbeherrschung vorüber waren, — diese unglückliche Familie nach Portugal begleitet hatte — begrub sich hier in die tiefe Stille eines Klosters — jede Beförderung zu einer der höchsten Kirchenwürden ausschlagend.

Er und Mariaquinha — der Mönch und die Nonne — diese beiden, mit der Welt zerfallenen und dem Himmel zugewendeten, gebrochenen Herzen — — werden uns in der Folge der tragischen Geschichte des Hauses Braganza wieder erscheinen.

Dom João VI. und sein Hof sollten bald darauf in die revolutionnairen Bewegungen der Zeit hineingezogen werden.

Ende des zweiten Theils
der ersten Abtheilung.

In demselben Verlage erschienen noch, in höchst eleganter Ausstattung, folgende sehr empfehlungswerthe belletristische Werke, welche gewiß in jedem guten Lesezirkel und Leihinstitute zu finden sind:

Janinski, E., Die Gräfin v. Kindelsberg. Historischer Roman. 2 Bände. 1838. Velinpapier. Preis 3 Thlr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman nach dem Franz. Von J. Schoppe. Velinpapier. 1837. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Verlorene. Ein Roman. Velinpapier. 1837. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

— — Zeitlosen. Novellen u. Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1837. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: 1r Bd. Die Maler. — Das Turnier. — Das Mordloch. — Der Kuß. 2r Bd. Die Folter. — Das Wagstück. — Victorine. — Sittengemälde des Auslandes.

— — Cyanen. Novellen u. Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1838. Preis 2 Thlr. 21 Gr.

Inhalt: 1r Bd. Eliza. — Der Wilddieb. — Die zwei Schuldigen. — Der Sängerkrieg zur Wartburg. — Das Mädchen von Navarra. 2r Bd. Die Marchese von Santoval. — Das Staatsgeheimniß. — Hertha von Reventlow. — Die Ahnungen. — Frauenlist. —

— — Octavia. Ein Roman. 2 Bde. Velinpapier. 1838. Preis 2 Thl. 16 Gr.

— — Vittoria. Roman. 3 Bde. Velinpapier. 1838. Preis 4 Thlr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Rache oder der Leinenweber von Segovia. Historischer Roman. 2 Bände. Velinpapier. 1839. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Belani, H. E. R., Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Bände. Velinpapier. 1838. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

— — Sidonia. Macht des Wahns. Historische Novelle aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Velinpapier. 1838. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

— — Des Beduinen Tochter und andere Novellen und Novelletten. Velinpapier. 1838. Preis 1 Thlr.

— — Don Pedro und Don Miguel, die feindlichen Brüder. Historisch-romantische Darstellung aus der neuern Geschichte Portugals und Brasiliens. 2 Bände. Velinpapier. 1839. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Druck von C. Polz in Leipzig.

2 Vol - 2 parts each
Don Joao VI 's emmigration
to Brazil.

